Deutsche Hand- und Haus-
Bibliothek
Aus der
Bibliothek
von
Collection Spemann.

Die

Collection Spemann

ist in der Absicht begründet, den guten alten Brauch einer eigenen

„Hand- und Hausbibliothek“

wieder zu Ehren zu bringen. Neben dem vollberechtigten Interesse an der anziehenden Zeitungslektüre wollen wir die Freude an dem abgeschlossenen Buche wieder zu wecken suchen.

Keine Litteratur der Welt besitzt einen solchen Reichtum von eigenen wie von angeeigneten Werken unvergänglichen, klassischen Wertes, als gerade die deutsche. Wie die Werke unserer deutschen Geisteshelden dem Fortschritt der Menschheit die Wege gewiesen, so hat die Litteratur der ganzen Welt durch unsere Uebersetzungskünstler auf uns zurückgewirkt. Franzosen und Engländer, Russen und Italiener, Spanier und Skandinavier, Römer und Griechen mußten ihr Bestes hergeben — durch musterhafte Uebertragungen sind sie in unsere Litteratur aufgenommen. Romane, Novellen und Dramen, schildernde und sachlich belehrende Reisebeschreibungen, Memoiren und Geschichtswerke, naturwissenschaftliche und medizinische Schriften — ein unermeßlicher Reichtum des Besten und Edelsten ist unser.

Aber wem ist es geboten, für die Stunden der Muße und geistigen Erbauung sich aus dieser reichen Fülle das Edelste und Beste, das Brauchbare und Gute auszusuchen und zusammenzustellen zu einem wahren litterarischen Hausschatz? Nur wenig Bevorzugten! Die Gesamtheit des Lesepublikums ist mehr oder minder darauf angewiesen, es dem Zufall zu überlassen, was er ihm bietet oder was äußere Mittel zu erlangen gestatten.

Da ist es nun die „Hand- und Hausbibliothek“, deren Zusammenstellung bewährte und kenntnisreiche Männer leiten, die beseelt sind von dem schönen Gedanken, die geistigen Errungenschaften weitesten Kreisen zugänglich zu machen — die „Deutsche Hand- und Hausbibliothek“, die mit jedem neuen Band jenen Hausschatz bereichert und vermehrt in wohldurchdachter Wahl. Ja noch mehr, die den Genuß dessen, was sie bietet und bringt, erhöht und erweitert durch Einleitungen der namhaftesten Forscher, durch biographisch-kritische Vorworte gewissermaßen die engere Bekanntschaft zwischen Autor und Leser vermittelt.

Wir geben unsere Bände **gebunden** in schönem und solidem, von Künstlerhand entworfenem Einband. So sind unsere Ausgaben nie dem Auseinanderfallen beim Lesen und ebenso nie der Fährlichkeit ausgesetzt, von ungeschickten Buchbindern verdorben oder in häßlicher Ungleichheit gebunden zu werden. Damit auch dem so ärgerlichen Verlieren beim Ausleihen vorgebeugt werde, hat jeder Band ein Bibliothekschild zur Einzeichnung des Namens des Besitzers. Da ferner alle Bände in gleichem Einband erscheinen, so kann der Bezug der **Collektion Spemann** an jedem Ort Deutschlands und des Auslandes begonnen und fortgesetzt werden.

Inhalt.

Bd. 1. **Louise von François, Zwei Erzählungen.** Mit einem biographisch kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Zwei Kabinettsstücke vollendeter Erzählungskunst, welche mit den besten Mitteln die tiefste und ästhetisch reinste Wirkung erzielt.

„ 2. **Karl Immermann, Der Oberhof.** Mit einer Einleitung von L. Schücking.
Die vorzüglichste deutsche Dorfgeschichte, die treffendste Schilderung westfälischen Bauernlebens, voll realistischer Wahrheit, anmutender Frische, zum Herzen sprechender Poesie.

„ 3. **Miguel de Cervantes-Saavedra, Moralische Novellen.** Eingeleitet von Otto von Leixner.
Durch Selbständigkeit und Mannigfaltigkeit der Stoffe nicht weniger als durch scharfe, lebensvolle Charakteristik ausgezeichnete Leistungen des berühmten Verfassers des „Don Quichotte“.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bd. 4. **J. Ch. Biernatzki, Die Hallig** oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee. Roman. Mit einer Einleitung von Heinrich Düntzer.
Mit fesselnder Anschaulichkeit geschriebene Nordseegeschichte, die das so eigenartige Lokalkolorit meisterhaft wiedergibt und die Sturmflut von 1825 mit ergreifender Wahrheit schildert.

„ 5. **Aug. Becker, Auf Waldwegen.** Mit einer Einleit. von Jos. Kürschner.
Eine durch Einfachheit der Charakterzeichnung wie Naturwahrheit der Szenerie gleich ausgezeichnete Erzählung des wohlbekannten Verfassers von „Rabbis Vermächtnis".

„ 6. **Nicolas Gogol, Russische Novellen.** Mit einer Einleit. v. Fr. Bodenstedt.
Die mitgeteilten Novellen enthalten u. a. die vollendetste Leistung Gogols „Taraß Bulba", eine Erzählung aus der Ukraine von überwältigender Schönheit und erhabener Einfachheit.

„ 7. **Sophie Junghans, Die Erbin wider Willen.** Mit einem biographisch-kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Eine Familiengeschichte im besten Sinne des Worts, die den Leser anheimelt und von der er mit dem vollen Bewußtsein scheidet, eine gute und liebe Bekanntschaft gemacht zu haben.

„ 8. **Alain René Lesage, Der hinkende Teufel.** Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen.
Der hinkende Teufel Asmodi gewährt seinem Retter einen Einblick in alle Häuser Madrids, was zu den lebendigsten und köstlichsten Schilderungen von Szenen verschiedenster Art Anlaß gibt.

„ 9. **Ludwig Achim von Arnim, Die Kronenwächter.** Roman. Mit einer Einleitung von Johannes Scherr.
Bedeutender historischer Roman aus dem Zeitalter Maximilians, großartig konzipiert, ein treuer Spiegel des deutschen Lebens im Mittelalter, in echt poetischer Beleuchtung.

„ 10/11. **Theophil Zolling, Reise um die Pariser Welt.** 2 Bände.
Was nur im geistigen und sozialen Leben von Paris interessant ist, hat Zolling in einer geradezu meisterhaften Form geschildert, deren prickelnde Pikanterie sich mit tiefem Ernst und seltener Klarheit des Ausdrucks verbindet.

„ 12. **Homers Odyssee.** Uebersetzt von Voß. Mit einer Einleit. von Jak. Mähly.
Von Homers Epen, den hervorragendsten und unvergänglichen der Weltlitteratur, schildert die Odyssee die Irrfahrten und schließliche Heimkehr des Odysseus.

„ 13. **Lewin Schücking, Etwas auf dem Gewissen.** Mit einem biographisch-kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Eine der besten neueren Leistungen des gefeierten deutschen Erzählers, von origineller, fesselnder Prägung.

„ 14. **Björnstjerne Björnson, Der Brautmarsch und andere Erzählungen.** Uebersetzt und eingeleitet von E. Lobedanz.
Die durch ihre Eigenart und das künstlerische Geschick fesselnden Arbeiten des nordischen Dichters hat E. Lobedanz mit Geschmack und sprachlicher Gewandtheit übersetzt.

„ 15. **August Silberstein, Hochlandsgeschichten.** Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner.
Frische, packende Erzählungen voll echter Poesie, welche alle Vorzüge der Schreibweise dieses bekannten österreichischen Dichters in sich tragen.

„ 16/17. **J. F. Cooper, Der Bravo.** 2 Bde. Mit einer Einleit. von L. Pröschold.
Cooper, der bedeutendste amerikanische Romanschriftsteller, hat diesen Roman der Geschichte Venedigs entnommen. Das Werk zeichnet sich aus durch die denkbar spannendste Handlung und ungemein lebendige Schilderung.

„ 18. **Thomas Platters Leben.** Herausgegeben von Heinrich Düntzer.
Eines der interessantesten und kulturhistorisch wichtigsten deutschen Memoirenwerke, von dem einzelne Teile dem großen Publikum aus Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" bekannt sein dürften.

„ 19. **Washington Irving, Alhambra.** Mit einer Einleit. von L. Pröschold.
Eine der ansprechendsten und reizendsten Schöpfungen des englischen Schriftstellers.

„ 20. **Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.** Eingeleitet von Robert Boxberger. Bd. 1.
Eines der schönsten Vermächtnisse des unvergänglichen Dichterpaares, eine Fundgrube erhebender Gedanken, die lautersten Offenbarungen über die Beziehungen der großen Geister zu einander und zu ihrer Zeit, das unentbehrliche Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Lüneburger Geschichten

Von

A. v. d. Elbe

[d. i. Auguste von der Decken]

Mit einer Einleitung von Hermann Allmers

[Bd. 39.]

Stuttgart
Verlag von W. Spemann
[1883]

Druck der G. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Einleitung.

Unter ihrem Schriftstellernamen A. von der Elbe verbirgt sich eine edle und kluge Frau, welche in einem lüneburgischen Marktflecken, der an jenem Flusse liegt, als die Tochter des dortigen Justizamtmanns im Jahre 1828 geboren wurde. Früh schon erregte sie die Aufmerksamkeit ihrer Heimatsgenossen durch dichterische oder schriftstellerische Begabung.

Aufs glücklichste vermählt mit einem liebenswürdigen hannoverschen Offizier der Kavallerie, dem Major v. d. D., zog sie mit diesem, nachdem derselbe nach der Schlacht bei Langensalza seine Entlassung genommen hatte, erst auf ein Gut in der Nähe Göttingens, dann nach mehreren Jahren nach Meiningen, wo derselbe 1875, als Kammerherr, starb, worauf die kinderlos hinterlassene Gattin sich nun mit ganzer Seele ihrem schönen Talent hingab.

Nach verschiedenen kleineren Erzählungen in den Feuilletons norddeutscher Zeitungen erschien 1877 im Nordwestdeutschen Volksschriften-Verlag zu Bremen ihr neues bedeutenderes Werk, betitelt: „Junker Ludolfs Gedenkbüchlein“, das mit Benützung lüneburgischer Stadtchroniken und Klosterdokumente ein höchst lebendiges und anziehendes Bild jener früheren Zustände zeigte, wie sie im 16. Jahrhundert die katholische Kirche im Tiefinnersten zerrüttete und aller Achtung der Besseren beraubte, so daß die Reformation wie ein unab-

wendbares Naturereignis darüber hereinbrechen mußte, dessen reichbewegte Zeit das genau im Stile derselben geschriebene Tagebuch uns lebendig vorführt. Der wackere Junker, der von seinem Vater, dem Herrn der Burg zu Winsen, in ein ihm befreundetes Lüneburger Patrizierhaus gethan wird, um von dort aus die lateinische Klosterschule zu besuchen, gibt in den Aufzeichnungen seines Gedenkbüchleins ein ebenso treffliches Charakterbild von sich selber, wie von den Vertretern der Lüneburger Geistlichkeit, die alle Ränke daran setzt, ihn und mit ihm sein ganzes Besitztum fürs Kloster zu gewinnen. Aber noch eben zu rechter Zeit erweckten ihn aus deren Schlingen sein ritterlich ehrenhafter Sinn, sein klarer Blick, seine Liebe zum Töchterlein des Gastfreundes und die so plötzlich und machtvoll die Bürger der Stadt ergreifende Reformationsbewegung. Mit dem vollen Siege derselben, der ersten protestantischen Abendmahlsfeier, dem Auszuge der Mönche, des Junkers Uebertritt und Hochzeit schließt aufs herzerfreuendste diese treffliche Erzählung, welche leider weit weniger bekannt wurde, als sie verdiente.

In der Form als persönliche Aufzeichnung der vorigen einigermaßen verwandt, ihrem Inhalte wie dem ganzen Tone nach aber unendlich verschieden ist das zweite Werk der Verfasserin, zu welchem sie namentlich der Schreiber dieser Zeilen veranlaßte: „Die Chronika eines fahrenden Schülers.“ Der bekannte Romantiker, Clemens Brentano, hatte diese Aufzeichnungen begonnen, aber nur ein kleines Bruchstück war davon geschrieben als der Tod ihn abrief. Ich kannte keinen, der fähiger gewesen wäre, das interessante Erzählungs-Fragment in seinem eigenartigen Stile weiterzuführen, als die Obige, sandte es ihr zu, sie auffordernd zu versuchen, den Faden weiter fortzuspinnen. Mit wahrer Begeisterung ging sie sofort darauf ein, und in überraschend kurzer Zeit lag diese herzinnige und anmutige mittelalterliche Erzählung fertig und abgeschlossen vor mir und in einer Phantasiefülle und Voll-

endung, daß nur der schärfste kritische Sinn entdecken dürfte, an welcher Stelle dem frommen katholischen Romantiker der Griffel entfiel und die realistisch klare Protestantin ihn wieder aufnahm. — „Die Ricklinger“ war die nächste Erzählung der eifrig strebenden Frau, erschienen 1881 in Berlin bei Janke, die im späteren Mittelalter fast ganz auf der kleinen Burg Ricklingen, in der Nähe des Steinhuder Meers, sich abspielt, das Leben und Treiben der junkerlichen Schnapphähne des 15. und 16. Jahrhunderts mit einer solchen Augenscheinlichkeit schildernd, daß man sie ruhig den besten kulturgeschichtlichen Novellen, die jene Zeit behandeln, anreihen darf. —

Weitaus das größte Publikum jedoch dürfte, schon seines interessanten Stoffes wegen, das zuletzt erschienene Buch der Verfasserin haben: „Die Brüder Meienburg“, eine Erzählung aus der Franzosenzeit (Verlag von Winter in Heidelberg). Nämlich nach hinterlassenen höchstinteressanten Aufzeichnungen ihres Vaters, der zur Zeit des neugebackenen Königreichs Westfalen Polizeidirektor und Präfekt war, ist hier wieder von ihr ein Zeit- und Sittengemälde geschaffen, das, ganz abgesehn von der hübschen Erzählung selbst, im stande ist, den Leser vom ersten bis zum letzten Blatte zu fesseln, vor allem den Norddeutschen, dem sie bald die einsame Weltabgeschiedenheit seiner Heiden und Moore, bald das damalige Leben und Treiben in Hannover und Hamburg, am Hofe des „König Lustick“ und in den Kreisen der übermütigen französischen Offiziere vorführt, um ihn dazwischen wieder stromabwärts bis an die Küsten der Nordsee zu geleiten, wo sich angesichts der englischen Kreuzer jenes interessante ewige Kämpfen und gegenseitige Ueberlisten zwischen patriotischen kühnen Schmugglerbanden und erbitterten französischen Douaniers entwickelte, hervorgerufen durch Napoleons Kontinentalsperre.

Sei es genug hiermit, da ein tieferes Eingehen in die Erzählungen hier zu weit führen würde. Das Gesagte aber wird hinreichen, auf die Bedeutsamkeit dieser vier echten Zeit-

und Sittenbilder hinzuweisen. Ihnen hat sich in jüngster Zeit bereits ein fünftes, noch ungedrucktes angereiht, welches unter dem Titel „Brausejahre“ Goethe und seinen hohen Freund: die Lustigen von Weimar, vorführt, und gegenwärtig, noch ehe das letzte einmal das Licht der Welt erblickt hat, arbeitet die wackere Verfasserin schon wieder an einem neuen Werke. Wie verlautet, wird dieses unsern Blick in eine ferne Vorzeit, nämlich ins neunte Jahrhundert lenken und den alten niedersächsischen Sänger des Heliand zum Mittelpunkte haben. Einem so gewagten Unternehmen darf man mit gedoppelter Spannung entgegensehn; möge es ihr gelingen, denselben echten Hauch seiner Zeit uns daraus hervorwehen zu lassen, wie es aus ihren andern Geschichten geschieht, und du, lieber Leser, wenn du erst die nachstehenden drei trefflichen Proben ihrer Begabung genossen hast, wirst sicherlich nicht anstehen, auch jene Werke bei ihrem Erscheinen mit freudiger Zuversicht zu begrüßen. —

Hermann Allmers.

Gertrude Amburger.

In einer alten Lüneburger Chronik heißt es, wie folgt:

Als Herzog Wilhelm 1369 gestorben war und der Lüneburger Erbfolgekrieg zwischen seinen beiden Tochtermännern entbrannte, schlug sich die Meinung der Stadt auf Albrecht von Lauenburgs Seite, wider den übermütigen Magnus Torquatus, den Welfenherzog von Braunschweig. Und die streitbaren Bürger aus Lüneburg zerstörten am Abend vor Lichtmessen 1371 die Starkenburg auf dem Kalkberge und machten die Besatzung nieder, so von Magnus dort gehalten ist. Siegbrand vom Berge, aus Burg Bleckede an der Elbe, herzoglicher Schloßvogt, ward von Karsten Rodewald, dem Fleischhauer, erschlagen, und etliche Wochen später huldigte die Stadt unter Zujauchzen der Bürger dem Herzog Albrecht, der für kurze Zeit die gute Stadt besuchte. Da schwur Herzog Magnus Rache und sandte an die 700 Ritter und Junker, geführt von seinen tapfersten Feldobersten, heimlich unter die Mauern von Lüneburg.

Der Sankt-Ursula-Tag, der 21. Oktober, bricht eben an; Ruhe und Frieden der Nacht breiten sich über die arglose Stadt. Plötzlich läutet die Sturmglocke vom Rathausturm, ängstliche Hornrufe des Wächters folgen. Von den anderen Türmen antworten die Glocken und Horntöne. Die wachsamen Türmer sehen, daß eine dunkle Männerschar Wall und Mauer der stark befestigten Stadt überklettert. Hell brennen dort am Wall etliche Getreidescheunen. Jetzt schallt von der überrumpelten Seite das Geschrei der Städtischen; Waffen-

geklirr, wilde Rufe, eilende Schritte stören die Bürger aus dem Schlafe.

An einer der breitesten Straßen liegt das Haus des wohlhabenden Bäckers und Getreidehändlers Amburger; auch hierhin dringt der Lärm.

Der blinde Hausherr, der im Vorderzimmer schläft, schreckt auf, lauscht und springt tastend hinaus, die Seinigen zu wecken. Der Junge, der zu Ende der weiten Hausdiele den Backofen heizt, aus dem eine helle Lohe herausschlägt und das Haus mit seltsamen Lichtern und tiefen Schatten durchzittert, merkt gleichfalls auf und eilt dem Meister mit wilden Angstrufen entgegen.

„Wecke den Balthasar!“ fährt dieser ihn an.

Auf beiden Seiten des hohen Flurs führen enge, gewundene Treppen zu den Kammern, die nestartig angebaut hängen, es regt sich jetzt in denselben und viele hastige Schritte poltern in dem großen Hause.

Zuerst kommt Balthasar, des Blinden Sohn, eine markige Männergestalt im weiß bestaubten Bäckerkleide, herabgestürzt. Vom Hof, durch die Thür neben dem großen Backofen, springen Gesellen und Knechte herbei; aber auch die Zimmer der Frauen öffnen sich, man hört Kindergeschrei und ein kräftiges, noch jugendliches Weib, einen zappelnden Kleinen beschwichtigend an sich gedrückt, neigt sich über das Geländer eines Ganges, der vor ihrer Kammer hinläuft.

„Was gibt es, um aller Heiligen willen?“ ruft sie mit lauter, schier befehlender Stimme.

„Was wird's geben, Kathrin?“ entgegnet der blinde Alte, seine mächtige Gestalt mit dem weißen Lockengewirr, dem langen welligen Bart und den erloschenen Augen hoch zu ihr aufrichtend und die Faust mit wildem Drohen emporgehoben, „die Ritter des Herzogs Magnus brechen in unsere gute Stadt!“

Ein Aufschrei der Frau folgt, und sie stürzt zurück in ihre Kemmenate, weiß sie nun doch, daß es gilt auf alles gefaßt zu sein, ihre Kinder an sich zu nehmen, sich zu rüsten.

Balthasar streift die Aermel auf, ergreift eine Axt, die zum Spalten der Holzscheite, mit denen der Bub den Backofen heizt, am Block lehnt, schwingt das blanke Eisen, in dem der Feuerschein glüht, hoch über seinem Kopf und ruft:

„Greift, was ihr fassen könnt, Gesellen. Sucht Waffen und folgt mir, die Stadt ist in Not!“

Und nun faßt der eine die eiserne Schürstange, der andere

das Fleischbeil aus der Küche, der nimmt ein rostig Schwert vom Haken, jener rüstet sich mit einem alten Spieße und steckt ein Küchenmesser dazu in den Gurt, so stürzen alle dem Balthasar nach.

„Hängt auch die Kette wieder vor die Hausthür!“ ruft dieser und springt mit den Gesellen in die Nacht hinaus.

Nur der blinde Hausherr, der Junge am Feuer, Weib und Kinder bleiben im Haus.

Der Alte kehrt in das weite Vorderzimmer, mit der niedrigen, braunräucherigen Balkendecke, dem Erker nach der Straße, der jetzt mit eichenen Laden und eisernen Stangen sorglich geschlossen ist, dem großen Tisch mit daran gefestigten Bänken in der Mitte, dem mächtigen Kachelofen und dem Heiligenbild mit davor brennendem Lämpchen, zurück; zwei Stufen führen hinunter in dies Zimmer, dem Alten wohlbekannt. Er läßt die Thür offen, setzt sich auf seine Bettkante, lauscht hinaus auf Geläut, Hörnerruf und fernes Kampfgetümmel und dann wieder hin ins Haus; ob die Frauen nicht zu ihm kommen?

Endlich tritt das junge Weib mit dem Kinde auf dem Arm zu ihm herein.

„Du hast doch die Kleinen mit dir, Kathrin?“ ruft er ihr ängstlich entgegen.

„Ja, Vater.“ Sie zieht ein vor Müdigkeit taumelndes Knäblein an der Hand hinter sich her, das Kleine ist auf ihrem Arm wieder eingeschlafen. Beide Kinder legt sie hinter den Vater auf das Bett; dieser tastet darnach, ob sie bedeckt sind und murmelt:

„Es wird so sein. Die großen Herren raufen sich um uns und reißen einander den fetten Brocken vorm Maul weg, der aber wird erdrückt von ihrer gefräßigen Liebe. Schande und Elend auf die Friedensstörer!“

Kathrin geht händeringend im Gemach auf und ab:

„O, daß ich mit hinaus könnte, mich rächen an den Uebermütigen. Mir haben sie den Mann erschlagen, Euch haben sie elend gemacht! O, daß ich nur ein hilfloses Weib bin, abhängig, weichlich, schwach und feige!“

Ein leiser, zitternder Seufzer zeigt, daß noch ein Mensch anwesend ist.

„Wo bist du, Trude?“ fragte der Alte.

„Hier, lieber Vater,“ sagte eine weiche, jugendliche Stimme — niemand hatte bemerkt, wie sie dahin gekommen war — es erhebt sich aus dem Winkel von den Knieen und schwankt

zum Vater heran eine schlanke, fast kindliche Gestalt. Neben ihm kauert sie sich nieder, schmiegt sich an seine Kniee, umklammert seine Hand und bebt leise weinend zusammen, wenn draußen der Tumult ärger wird. Mit Schnurren trippelt die weiße Hauskatze zu ihr heran und reibt sich den heraufgezogenen Buckel an ihrem Kleide.

„Puß, gute Puß,“ flüstert das Mädchen.

Der Vater schlägt mit der freien Faust auf sein Knie und spricht mit Grollen vor sich hin:

„Sie, die unser Schutz sein sollten wider wüstes Raubgesindel, sie, die Ritter und Herren im Lande, die Handel und Wandel mit Wehr und Waffen schirmen sollten, sie sind's, die zerstören und zehren von unserem Fleiß und des Bürgers Mark saugen möchten!“

Kathrin läuft hinaus vor die Hausthür, hängt die Kette ab und lugt vorsichtig in die Nacht hinein. Es ist fast dunkel, der Himmel mit Wolken bedeckt, Windstöße fegen daher und treiben dem Weib, das mit fiebrigem Schaudern dasteht, feinen Regen ins glühende Gesicht. Die Straße ist menschenleer, hier und da schimmert aus einem Erker, hinter einem Fensterladen hervor, ein Lichtschein.

„Sie kämpfen am Thor!“ sagt sie, als sie zurückkommt. „Ich möchte hinaus und sehen, wie es steht.“

Die Schwester, an des Alten Kniee geschmiegt, schrickt zusammen und flüstert: „O leid' es nicht, Vater! Thu's nicht, Kathrin!“

„Warum nicht, Kind?“ sagte diese herb und richtet sich höher auf.

Da schreit ihr Bube in des Vaters Bettstatt, sie nimmt ihn und versucht, das geängstigte Geschöpf zu beruhigen.

„Laß den Lukas hinspringen und kundschaften,“ sagt der Alte. „Solch ein Bursche ist wie eine Katze, der schleicht herzu und bringt sich bald in Sicherheit.“

Kathrin läuft hinaus. Die Scheite knistern im Ofen und der Lehrling stochelt im Feuer; als sie ihn ruft — der doch sonst gewöhnt ist, ihrer scharfen Stimme zu gehorsamen — rührt er sich nicht; sie fährt zornig auf ihn los, da murmelt er: daß er sich nicht getraue. Mit Schelten und Drohen zwingt die gestrenge Frau ihn endlich zur Thür hinaus und sieht ihn dann, vorsichtig schleichend, im Schatten der hohen Giebelhäuser dahingleiten.

Sie merkt, daß der Kampf näher kommt.

„Jetzt müssen sie auf dem Markt aneinander sein!“ sagt der Alte, den großen, schneeigen Kopf mit Lauschen geneigt. „Wie ich an meinen letzten Kampf denke bei diesem Waffengetös! Es sind nun nächsten Quatember fünf Jahre, als mir das Kornschiff auf der Elbe lag, das bis soweit alle Fährlichkeiten überstanden hatte. In der dürren Zeit war die Ilmenau seicht und das schwere Boot konnte nicht heran. Sollt' ich es wagen, es den gierigen Schnapphähnen preiszugeben, die ringsherum lauern? Ich nahm zween Kärrner mit starkem Geschirr, etliche Nachbarn gingen wohlbewaffnet mit und so dachten wir das Gut auf dem Landwege zu bergen. Als wir aber in die Habichtstannen kamen, brachen Gewaffnete auf uns ein, nahmen das Korn und versetzten mir den Stich ins Auge, an dem ich blind ward.“

„Und wer hat Euch das gethan, Vater?“ fragt das Mädchen zu seinen Füßen, indem es sanft seine Hand streichelt.

„Weiß nicht, Kind. Wer kennt all die Buschklepper und Stegreifritter ringsumher? Sie meinten, es seien die Herren vom Berge, so auf Burg Bleckede an der Elbe sitzen, gewesen; und seit dem letzten Vorfall mit der Greta glaubt's Balthasar um so lieber.“

Er hat vor sich hingesprochen und merkt nicht, daß beide Frauen kaum mehr auf ihn, sondern auf das näher kommende Geschrei und Getöse achten.

Jetzt pocht etwas an der Hausthür.

Kathrin späht hinaus und läßt Lukas herein, der atemlos an ihr vorbeifährt und ins Gemach rennt; er keucht:

„Herzog Magnus' Ritter sind's. Sie stehen auf dem Markt. Das Volk schreit, sie haben ihren Bund mit dem Bösen, der Poltergeist Hoideke half ihnen über die Mauer. Bürgermeister Viskule ist tot; auch Hans von Mölen sah ich tragen. Unser Hauptmann, Herr Ulrich von der Weißenburg, paktiert jetzt mit den Rittern. Sie sagen, er ließ den Ratsweinkeller aufthun und wolle ihnen der Stadt Schlüssel geben. Sie haben viele Fackeln auf dem Markt und die streitbaren Bürger ziehen aus allen Straßen heran!“

Wieder ein Pochen an der Thür; Kathrin springt hin nnd öffnet. Hannes ist's, der Gesell, er eilt an ihr vorüber zum Alten:

„Meister Balthasar läßt ausrichten,“ raunt er, „Ihr sollt Kienspäne zu den oberen Fenstern hinausstecken, damit die Straße hell sei, und die Frauen möchten auf den Feind, den

sie hier durchdrängen, siedend Wasser schütten. Ich soll's auch bei den Nachbaren ansagen!"

Mit ein paar Sprüngen ist der behende Bursche wieder fort.

Lukas ist jetzt auch in einer mutigen Laune, hat sich versucht, hofft auf Sieg und wird von Frau Kathrin wieder zur Thür hinausgelassen.

Diese befiehlt jetzt Gertruden: „Nun raff' dich auf und hilf mir! Die Gesche sitzt zähnklappend auf der Stiege, ihr müßt jetzt anfassen. Eisentöpfe und Kessel in den Backofen, Eimer zur Hand, Wasser vom Brunnen geschöpft! Back- und Braufässer gefüllt! Und so gethan was wir können, auf daß wir den Feind, wenn er weicht, verderben!"

Ihre scharfen Züge verzerren sich von Haß und Rachsucht, indem sie also spricht, sie wirft ihr dunkles Haar zurück, faßt Trude am Arm, reißt sie empor, drängt sie vorwärts, und hat bald die bebende Schwester und die heulende Magd zu besinnungslos eifrigem Thun aufgestachelt.

Kienspäne flammen mit düsterem Lodern aus den kleinen Fensterlöchern und Lichtspalten des vorderen Giebels; ihr qualmiger Glast begegnet sich mit denen der Nachbarhäuser; scheu lugen Frauenhauben daneben heraus. Alles ist gewärtig und bereit, zum Verderben des Feindes mitzuhelfen.

Da ist der Lukas wieder, er stützt und schleppt einen Menschen die Straße herauf; der Kienspäne rote Glut streift über den Weg der beiden: Trude schreit hell auf:

„Schwester, es ist der Florian! sie haben den Florian erschlagen!"

Sie springt die Wendeltreppe hinab; Gesche öffnet bereits die Hausthür; der Gesell bricht auf der Schwelle zusammen, ein dunkler Fleck, da wo er lag, als Magd und Bube ihn wieder aufrichten. Trude klagt:

„O Florian, armer Florian!"

Die Worte scheinen ihm wohlzuthun. Er rafft sich auf und schwankt ins Zimmer zu dem Alten, hier sinkt er auf der Ofenbank nieder. Der Blinde tastet sich zu ihm hin.

„Was ist mit dir, Gesell?" fragt er. „Wo bist du verwundet?"

„Ein Stich in die Brust," raunt dieser und lehnt sich zurück gegen den Ofen.

Das Lämplein vor der Schutzheiligen wirft einen flackernden weißen Schimmer auf seine blassen Züge.

„Er stirbt!“ wehklagt Trude und sinkt neben ihm in die Kniee.

Da rauscht Frau Kathrin herein:

„Laß mich, Kind, ich muß sehen, wo zu helfen ist!“

Mit rascher und kundiger Hand öffnet sie des Verwundeten Wams; Gesche bringt auf ihr Geheiß frisches Wasser und Leinen, sie wäscht und verbindet die Wunde, lagert den Jüngling auf der Ofenbank und streckt die Hand aus nach der Kanne vor des Vaters Bett, ob nicht ein Rest von seinem Nachttrunk darin sei. Der Wunde schlürft begierig die Neige des Weins, dann erholt er sich soweit, daß er berichtet:

„Der Stadthauptmann handelte mit den Rittern, die bislang alles vor sich niedergeworfen hatten, es lag ihm daran, Zeit zu gewinnen; war doch niemand des Ueberfalls gewärtig und also fanden sich nur wenige Bürger zur Stelle! Mit dem glatten Reden und dem guten Trunk brachte er sie zum Stehen. Während sie auf dem Markt um Uebergabe und Buße handelten, rüsteten sich die Bürger hinter dem Rathhause aus der Stadtwaffenkammer und zogen in Haufen von allen Seiten herbei. Als die Ritter dieses gewahr wurden, schrieen sie: „Verrat!“ schlugen den Hauptmann zu Boden und warfen sich gegen uns. Da entbrannte der Kampf, bei dem sie mich niederstachen.“

Der Tumult, das Geschrei und Waffengeklirr kommt näher. Kathrin läßt Trude bei dem Wunden und gebietet ihr, frische Umschläge aufzulegen. Sie ruft dann Lukas, daß er siedend Wasser hinauftrage, und eilt mit Gesche wieder an die oberen Ausluchten.

Bald gewahrt sie, daß vom Markte her die Ritter sich mit mannhaftem Fechten zurückziehen. Es ist keine Flucht, aber ein sichtlich Unterliegen ihrer Sache. Die geschlossene Schar wird vereinzelt und löst sich auf, von den wütenden Bürgern in die Enge getrieben; rasselnd sinkt da und dort einer der wuchtig Gewappneten zusammen. Beilhiebe und Messerstiche machen seinem Leben ein Ende. Jetzt kommen einzelne, die zuerst weichen, in den Bereich der Häuser, der lauernden Weiber, sausend und qualmend stürzt der glühende Born auf den Feind, der, wo er getroffen wird, mit Jammergeschrei antwortet und zusammenbricht.

Neben dem Hause des Meisters Amburger zweigt sich eine schmale Quergasse ab, sie führt zum Hofraum und Keller des großen Anwesens. Einzelne wenden, als sie die Gefahr

erkennen, ihre Schritte in rascher Flucht dort hinein; es sind aber nur wenige, die so viel Ueberlegung behalten, und Kathrin weiß, daß ihrer in den andern Gassen gleiches Verderben harrt.

Der große Haufe drängt, wälzt, klirrt und stampft unter ihr vorüber, und sucht, verfolgt, fast gemischt mit den Bürgern, das nächste Thor zu gewinnen.

Sie sieht die kräftige, weißbestaubte Gestalt des Bruders, mit der hochgeschwungenen Axt, umgeben von seinen Gesellen, unter dem Feinde wüten, und da das Gedränge allzu groß ist, um mit Sicherheit den Freund schonen zu können, läßt sie nach mit ihren grausamen Wassergüssen.

Wie man sich die Jagd des wilden Heeres denken mag, durch qualmige, züngelnd erhellte Finsternis, unter Flüchen, grausamem Geschrei und jämmerlichem Stöhnen schiebt, heult, tobt der Knäuel ums Leben ringender Besiegter mit den rasenden Siegern durch die Gassen.

Jetzt ist der große Haufen vorübergedrängt. Waffen und Kleider bezeichnen die Bahn des Schreckens. Wunde Bürger werden in den Häusern aufgenommen, die Feinde läßt man haßerfüllt liegen.

Kathrin sieht, daß oben für sie nichts mehr zu thun ist; sie eilt hinab, um den ihrigen zu berichten, daß sie den Bruder tapfer und siegreich inmitten der Geharnischten sein Recht verteidigen sah.

„Welch ein Glück!“ ruft sie mit emporgehobenen Armen, „die Gefahr dieser Nacht also abgewandt zu sehen! Herr Gott ich danke dir, daß du die frechen Eindringlinge vernichtet hast! Ha, endlich ein Tag der Rache!“

„Amen!“ ruft der Vater. „Verflucht die übermütigen Räuber, die unserer Städte Gedeihen schädigen, unsern fleißigen Wohlstand uns neiden und unserm Hause eitel Jammer und Elend brachten!“

„Fluch ihnen!“ murmelt der wunde Jüngling auf der Ofenbank, indem er die Hand zur Faust ballt.

Trude aber sinkt entsetzt, verwirrt von all der leidenschaftlichen Wildheit um sie her, vor dem Bilde der lieben Heiligen nieder und bewegt ihre Lippen in frommem Gebet.

„Mich dürstet,“ stöhnt der fieberheiße Kranke. Kathrin untersucht den Verband seiner Wunde und erklärt, die Blutung höre auf.

„Schier ein günstiges Zeichen,“ sagt sie. „Geh' hinab

Trude, fülle Vaters Krug aus dem Faß mit gutem Wein, daß der Kranke sich stärke, und laß Gesche kommen, wir wollen Florian entkleiden und ihm ein besser Lager auf der Ofenbank bereiten."

Trude gehorcht. Sie langt den Kellerschlüssel vom Haken neben des Vaters Bettstatt, nimmt den Krug und geht. In der Küche zündet sie eine Lampe am Herdfeuer an. Lukas kehrt den Backofen, Kathrins strenges Wort hat ihn an seine Werkeltagspflicht erinnert, er muß die Brote, die in Reihen zur Hand liegen, einschieben.

Mit Krug und Lämpchen — die Hähne beginnen eben zu krähen —, den großen Schlüssel im Gürtel, tritt sie auf den dämmerigen Hof, durchschreitet den Schuppen vor dem Kellereingang und hebt die Holzklappe, die über der Treppe liegt. Sie steigt hinunter, setzt den Krug auf die Stufen und schließt die schwere, eisenbeschlagene Thür auf, die in das Gewölbe führt, wo Fässer mit Wein und Bier und manch anderer Vorrat der großen Wirtschaft aufbewahrt sind.

Sie tritt an die Tonne mit dem guten Wein, welche auf dem Kreuzblock liegt, setzt ihr Lämpchen auf das Faß und den Krug unter den Einlauf, zieht den Splint aus dem Hahn und sieht gedankenlos den goldigen Wein heraus und in ihr Gefäß rinnen.

Da — was ist das? Rasseln wie Eisengerät! Eine dunkle Gestalt erhebt sich hinter dem Weinfaß, des Lichtes Schein spielt über Antlitz und Rüstung eines Mannes!

Mit einem Angstschrei bricht das Mädchen in die Kniee.

„Gnade!" stammelt es halb bewußtlos und hebt die Hände zu dem Fremdling empor.

Dieser schließt das Faß, nimmt ihr Gefäß auf, sieht sie mit halbem Lachen von der Seite an, murmelt: „Mit Verlaub!" und setzt in begierigem Aufatmen den vollen Krug an die bärtige Lippe. Mit sichtlicher Lust und tiefem: Ah! trinkt er, erholt sich, trinkt wieder und stellt endlich den geleerten Krug unter die Tonne, indem er den Hahn wieder öffnet.

Sie hat endlich den Mut gefunden, von ihren Knieen zu ihm aufzublicken. Eine schlanke, jugendliche Männergestalt sieht sie vor sich, in Eisen vom Kopf bis zu den Füßen; der Helm liegt zur Seite, der linke Arm ist ohne Eisenschiene, das gelbe Lederwams mit Blut überlaufen; dunkles, langwallendes Haar, ein dichter, krauser Bart, der Wange und Lippe ein-

faßt, leuchtende übermütige Augen erschrecken und beruhigen sie zugleich.

Und er: diese schlanke Kindergestalt mit dem ängstlichen lieben Gesicht, sie wird ihn nicht verraten, sie wird ihn retten.

„Wie kommt Ihr hierher?“ stammelt sie.

Er weist hinter sich. „In die Gasse flüchtete ich, fand Eure Kellerthür angelehnt, und da ich mit dem zerschlagenen Arm nach allem Blutverlust nicht weiter konnte, brachte ich mich hier in Sicherheit. Du wirst mir beistehen, Dirne, du wirst mich vor diesen wütenden Bürgern verbergen.“

„Ich?“ fragt sie erstaunt. „Ich kann nicht viel.“

„Mich verbergen, das Nötige mir schaffen, mich nicht verraten!“ flehte er. „Nimm mich als deinen Gastfreund auf.“

In diesem Augenblicke ruft oben an der Treppe Gesches kreischende Stimme ihren Namen.

„Bring doch den Wein!“ schreit sie.

„Also Trude, liebe Trude, hilf mir!“ raunt er ihr nach. „Schaff' mir Stroh zu einem Lager, eine Decke gegen meinen Fieberfrost, frisches Wasser und Linnen für meine Wunde. Dort ist eine verborgene Ecke hinter dem alten Bottich, da sieht mich niemand, wer auch kommen mag! Ich vertraue dir, ich hoffe auf dich!“

Sie schließt die Thür und springt, flüchtig wie ein gescheuchtes Wild, mit Krug und Lämpchen die Kellerstufen hinan. Gesche reißt ihr unwirsch den Krug aus der Hand und stapft davon; sie schließt die obere Klappe und tritt auf den Hof. Tief auf atmet sie, befreit von tötlichem Schrecken. Sie erquickt sich an der reinen Luft des jungen Tages, die mit kühler Flut herüberströmt und sieht gen Morgen die ersten rosigen Wölkchen aufleuchten.

Lukas schließt eben seinen gefüllten Backofen. Gertrude trägt mit stillem Träumen in gewohnter Weise ihr Lämpchen zur Küche und kehrt dann in das vordere Zimmer zurück. Kathrin bringt ihre Kleinen, beruhigten Gemüts, in die Kemmenate, und der Alte hat sich auf seiner Bettstatt ausgestreckt.

Florian aber, auf der breiten Ofenbank weich gelagert, flüstert:

„Trude, liebe Trude!“

Wer sprach doch eben so zu ihr? Er, der Wunde, Verlassene, ohne sie Verlorene! Sinnend steht sie mitten in dem dämmerigen Raum des Wohngemachs. Wie fremd sie alles ansieht; da der Vater, da die gute Heilige, dort Florian, wund,

gefährdet. Wie betrübte sie eben noch sein Leiden, jetzt weiß sie Aergeres; sie hört kaum auf seine Bitte: nur einmal zu ihm zu kommen, nur einmal ihre Hand auf seine heiße Stirn zu legen.

Armer Florian; er ist ihr, nach dem was sie jüngst Großes erlebte, zu einem Nichts worden.

Aber sie weiß das nicht, sie fühlt nicht, wie gleichgültig sie sich gebärdet. Tief auf seufzt der arme Junge, sinkt zurück nud die Thränen schießen ihm in die müden Augen.

Sie drückt den Kellerschlüssel fest an sich und verläßt das Wohngemach.

Mit schneidender Herzensangst fällt ihr ein: was sie thun will, thun kann, muß rasch geschehen; wenn ihr Bruder Balthasar und die anderen Gesellen wieder daheim sind, ist es ihr unmöglich, für den Fremden zu sorgen. Noch immer dauert der Lärm in der Stadt fort, aber wie lange? Der Sieg scheint ja gewonnen, dann kommen die Männer zurück.

Gesche hantiert in der Küche und bereitet die Frühsuppe. Lukas kauert nickend am Backofen, Kathrin beschwichtigt oben mit leisem Singen ihr Kind. Wenn sie nur eine Frist hätte, sich zu besinnen. Wenn sie nur jemand um Rat fragen könnte! Aber sie würden ihn alle verderben. Er sagte, er sei ihr Gastfreund, er vertraue ihr, hoffe auf sie. Sie hat immer die Gastfreundschaft hoch preisen hören und glaubt, daß dies sie zum Entschluß bringe.

„Es wäre unrecht, ihn in der Not zu verlassen!“ murmelt sie und eilt plötzlich fliegenden Fußes auf den Hof. Sie trägt zwei große Bunde Stroh an die Kellertreppe, springt hinauf zu ihrer eigenen Kammer, entnimmt ihrem Lager die wärmende Decke und Linnentücher aus ihrer Lade, sie fliegt in die Küche und stiehlt hinter Gesches Rücken Brod und Fleisch aus dem Speiseschrank, glücklich trägt sie ihren Raub an den Kellereingang. Auch des Lämpchens wird sie unbemerkt wieder habhaft, dazu holt sie einen Eimer mit frischem Brunnenwasser.

Und nun, fieberhaft glühend, aber schon mit der Empfindung, Selbstverständliches zu thun, erstaunt über ihren Muth und doch kaum sich darauf besinnend, schleppt sie ihre Schätze die Kellertreppe hinunter. Mit zuckenden Fingern schiebt sie den großen Schlüssel in das rostige Schloß — wie es heute klirrt und kracht, und sie möchte doch vorsichtig und leise sein; wenn nun Kathrin käme, mit ihrem Haß gegen die

Ritter, wenn sie fragte, was Trude mit all den Dingen im Keller wolle?

Die Thür ist offen, tief atmet sie, ist ihr's doch, als poche ihr Herz in der Kehle; wortlos setzt sie wieder die Lampe auf das Faß, hinter dem er bei ihrem Anblick mit freudigem Dank auftaucht. Sie trägt ihm das Stroh, die Decke, Wasser, Leinwand und Speisen vor die Füße.

„Gutes, wohlthätiges Kind!“ ruft er fast mit Jubelton.

Eilig baut er sein Nest hinter dem zurückgeschobenen Braubottich; er breitet das Stroh auf den Boden, schnallt seine Rüstung los, bittet sie, ihm hier eine Spange zu lösen, dort ein Stück vor dem lauten Niederfallen zu stützen; alle das Eisen legt er unter den Bottich, nur sein Schwert behält er zur Hand.

Jetzt steht er da im gelben Lederkoller; „hilf mir das Leder vom wunden Arm schneiden, Trude,“ bittet er.

Er zeigt ihr, wie sie mit seinem Dolchmesser hantieren müsse; sie thut, was er fordert, gehorsam und geschickt; mit leisem Aufschrei sieht sie die klaffende Wunde, unsägliches Mitleid befällt sie, sie hätte den wunden Arm liebkosen mögen! Sie wäscht und verbindet ihn, wie Kathrin eben dem Florian gethan, und es geht ihr alles leicht und gut von der Hand.

„In deinen Fingern ist ein schmerzstillend Mittel, süße Maid,“ sagt er zärtlich und umfängt sie plötzlich mit dem rechten Arm, indem er versucht, sie an sich zu ziehen.

Scheu windet sie sich los und springt zurück. „Herr,“ bittet sie, „laßt mich!“ Thränen glänzen in ihren großen Augen, die sie mit Flehen zu ihm aufschlägt. „Ihr vertraut mir,“ sagt sie mit Kindesunschuld, „soll ich Euch ferner beistehen, muß ich auch Euch vertrauen. In unserem Hause darf kein Gesell mich berühren, das leidet weder der Vater, noch Kathrin, noch Balthasar, die alle sind nicht hier, aber Ihr müßt doch Sitte üben, sonst komme ich nie mehr zu Euch!“

„Mein Ritterwort, ich will's, schlag' ein, du keusche Dirn!“

Wieder voll Vertrauen legt sie ihre Fingerspitzen in seine starke Rechte.

Er streckt sich auf das Stroh, zieht die Decke behaglich über die müden Glieder, sieht Speis und Trank neben sich und sagt:

„Nun in deiner Obhut, Trude, und also wohl versorgt,

fang' ich wieder an, zu hoffen für mein verloren gegebenes Leben!"

Sie verspricht, sobald sie könne, vielleicht in der nächsten Nacht, wieder nach ihm zu sehen und Speis und Trank zuzutragen.

Ganz leichten Sinns, daß ihr so Großes gelungen, betritt sie den Hof. Der Tag dämmert jetzt so weit, daß sie rasch ihr Lämplein auslöscht. Lukas trollt sich dehnend vom Hause heran und öffnet die Klappe des Hühnerstalles; während das krähende, glucksende, schnatternde Volk hervorkommt, glückt es ihr, unbemerkt von ihm das Haus zu gewinnen.

In diesem Augenblicke erdröhnten wuchtige Schläge an der Hausthür, sie erkennt des Bruders Stimme und stürzt vor, ihm zu öffnen.

Balthasar mit den Gesellen, das mehlweiße Zeug von oben bis unten mit Blut bespritzt, die blutige Axt in der Faust, tritt ihr, wie berauscht von Siegeslust, entgegen. Er wirft die Mordwaffe von sich und umfängt die Schwester mit beiden Armen. Sie windet und wehrt sich voll Abscheu — o, wie ist fremdes Blut so viel garstiger als das eigene! schreit es in ihr; sie hat das Blut auf ihres Gastes dunkler Rüstung nicht sehen können.

Balthasar achtet nicht ihres Sträubens, sondern küßt sie, hastig, leidenschaftlich, wie er nie gethan. Sie schreit auf in wahnsinnigem Widerwillen.

Er läßt sie los, bemerkt nicht ihren Schauder, und umfaßt jetzt Kathrin, die ihre Wendelstiege herab auf ihn zufliegt.

„Sieg, Bruder! Retter! Rächer!" frohlockt diese, mit derselben Wildheit, die sie immer erfaßt, wenn sie der Ritter gedenkt, die ihr beim Sturm der Kalkbergfeste um Lichtmessen den Gatten erschlugen.

Auch der Vater erscheint jetzt auf der Schwelle des Wohngemachs; segnend breitet er seine Arme den Siegern entgegen.

„Gebenedeiet sei euer Einzug, die ihr Heim und Herd gegen die Tücke nächtlichen Ueberfalls verteidigt, die ihr gesiegt habt über mordlustige Friedensstörer und ihr gottloses Wesen!"

Balthasar neigt das trotzige Haupt unter des Vaters Rechte. Dann folgen sie ihm alle über die Schwelle.

Kathrin findet Schrammen zu verbinden, aber Gesche trägt die dampfende Morgensuppe mit den großen schwarzen Brodschnitten auf den Tisch, der inmitten des Raumes steht, und

nun wollen sie alle der Schrammen und Püffe nicht achten, sondern essen in Gemeinschaft, nach Gewohnheit und in dankbarer Heimfreude. Mit Schaudern sieht Trude, daß sie sich blutbefleckt, wie sie sind, zum Mahl setzen. Auch dem traurig daliegenden Florian reicht Gesche sein Schüsselchen.

Der Alte spricht ein Gebet; erst nach dem Essen soll Balthasar den Verlauf der Nacht, den Hergang des Kampfes erzählen. Sie fühlen, wenn auch halb unbewußt, daß ihnen Ruhe, Besinnen, der Frieden des Hauses not thut, um das in der Notwehr erwachte Tier in ihnen zu bändigen.

Als sie gegessen haben, sagt Balthasar: „Schaff' Wein vom besten Faß auf den Tisch, Schwester, wir wollen, bevor wir ruhen von der Arbeit dieser Nacht, und während ich euch von großen Thaten berichte, einen guten Trunk thun."

Frau Kathrin eilt nach dem Haken neben des Vaters Bettstatt, wo des Kellerschlüssels Platz ist, der Schlüssel fehlt.

„Trude hat ihn, sie holte Wein für unsern wunden Florian; gib den Schlüssel, Kind!"

Gertrude zieht ihn langsam hervor und erbietet sich, den Wein zu holen.

„Das ist nicht dein Geschäft!" ruft die ältere in ihrer barschen Art und eilt mit der Deckelkanne hinaus.

Tötliche Angst überfällt Gertrude; wenn er sich durch einen Laut verrät, Kathrin wird sein gewiß nicht schonen!

Die Männer sprechen durcheinander, unbemerkt verläßt sie das Gemach; schwer und mit Beben, als sei ein Stein an jeden ihrer Füße gebunden, schleppt sie sich über die Hausdiele der Schwester nach.

Da kommt Kathrin eilenden Ganges, mit der gefüllten Kanne in der Hand, vom Hof herein; rasch langt Gertrude von einem Seitenbrett einige Becher und arglos kehrt die Schwester mit ihr zu den Uebrigen zurück.

Die Gefahr ist überstanden, er hat sich ruhig und vorsichtig verhalten, und die rachsüchtige Kathrin hat ihn nicht entdeckt.

Jetzt beginnt Balthasar, bei dem gefüllten Becher, seinen Bericht. Siegesfroh hebt er an: „Als wir des Feindes so weit mächtig waren, daß wir ihn vor uns her in unsere Straße drängten, erkannte ich plötzlich im Gewühl, in dem Durcheinander, von flackernden Kienspänen nur schwach erhellt, Farbe und Helmzier des Heinz vom Berge, des Feindes! Mir

schien, als verdoppele sich meine Kraft; ich mußte heran zu dem Uebermütigen, dem Gehaßten, aber kaum möglich schien dies Beginnen! Selbstverteidigung galt es, denn die Ritter erlahmten nicht, fochten sie doch inmitten der feindlichen Stadt um ihr Leben! Bald war mir sein schwarzer Helmbusch näher, dann wieder ferner. Der wild verworrene Knäuel drängte und drückte sich in langsamem Vorschieben hin und her. Bei unserem Hause ward ich sein wiederum in der Nähe gewahr. Ich holte aus mit der Axt, ich hätte ihm den Helm und das trotzige Haupt spalten müssen, aber meine Waffe glitt an seiner Stahlrüstung ab, sie schlug auf seinen linken Arm nieder — deutlich sah ich eine losgerissene Schiene, sah Blut ihn überströmen — ich mußte ihn verwundet haben, da —"

Balthasar hat so weit erzählt, als Trude, überwältigt von allen Schrecknissen, plötzlich inne wird: es ist Heinz, der wilde Heinz, der Verderber und der Feind der Ihren, den sie herbergt! und mit einem Schrei auf ihrer Bank zusammenbricht. Sie wäre zur Erde gefallen, hätte nicht Hannes, der Geselle, der neben ihr sitzt, sie kräftig aufgegriffen und gestützt.

„Geh' zu Bett, armes Ding," sagt der Vater. „Es ist ein grausiger Schmaus für ein Mädchenohr, den uns dein tapferer Bruder da auftischt."

„Oder geh' und schaff' im Hause, dahin gehörst du," rät Kathrin. Trude nimmt einen Schluck aus dem Becher, den die Schwester ihr zuschiebt, dann, im Verlangen, mehr zu erfahren von ihres Bruders Begegnung mit dem Furchtbaren, dem sie Gastfreundschaft gewährt, bittet sie, bleiben zu dürfen, da sie wieder stark sei.

Balthasar nickt ihr zu und fährt fort: „Also gewiß, ihn getroffen zu haben, warf ich mich im tiefen Dunkel, am Eingang unserer Nebengasse, auf ihn; ich rang und raufte mit einem Mann, ich fühlte einen Stich meine Seite ritzen, ich warf meinen Gegner zu Boden, der Kampf wälzte sich über uns fort, ich wurde seiner Herr, ich erschlug ihn und schleppte ihn in den Lichtstreifen, der aus eurem Laden fiel, um gewiß zu sein, daß es Heinz war, der unter meinen Fäusten verröchelte. Ich riß ihm den Helm herunter, graues Haar quoll hervor und ein mageres, runzelvolles Gesicht, das mir fremd war, starrte mich in fahler Blässe an. Wütend warf ich den Toten zur Seite, raffte mich mit neuem Zorn auf und stürzte dem Getümmel nach, das sich schon vor unserer Thür vorübergeschoben hatte; ich spähte aufs neue nach dem Feinde, er

aber war und blieb mir verschwunden. Wir drängten fürder; auf dem breiten Sande sammelten sich die Ritter aufs neue zu kräftigem Widerstand; da kam von der Johanniskirche her ein Troß anderer wohlbewaffneter Bürger uns zu Hilfe; die fielen ihnen in die Seite. Plötzlich ging der Ruf durch alles Volk: „Sankt Ursula schickt himmlische Heerscharen, um wider die Schänder ihres Tages zu streiten!" Die räuberischen Eindringlinge wurden von Schrecken befallen, warfen sich in eine enge Gasse, die zu den Außenwerken führt, und hier ging das rechte Blutbad an, wir schlugen, wir vernichteten sie! Nur wenige sind entronnen; sollte er doch unter diesen sein? Bis jetzt haben wir ihn nicht unter den Verwundeten und Toten gefunden, es war aber nicht hell genug, um sicher zu gehen; sobald der Tag angebrochen ist, eile ich wieder hinaus, um nachzusehen, wie es in der Stadt hergeht und nach seinem Leichnam zu forschen!"

Er gebietet dann dem Hannes, die Laden zu öffnen, falbes Tageslicht durchdringt den Raum, und mit Schaudern blickt Trude auf die bleichen, wilden Gesichter der Männer, die ihr verwandelt und kaum noch wie zu ihr gehörig erscheinen.

Balthasar bricht auf, er sagt, daß er sich waschen und umkleiden will, und die anderen Gesellen folgen. Trude räumt in Seelenangst und Unruhe Tisch uud Zimmer auf, und geht hin und her durch das weite Haus.

Da begegnet ihr Hannes, den sie eben durch den Thorweg, der in die Nebengasse führt, hereinschleichen sah; er blickt sie erschrocken an und stutzt, wie sie glaubt; sie sieht einen Schlüssel in seiner Hand und eine unbestimmte Furcht: er komme aus dem Keller oder wisse um ihr Geheimniß, befällt sie; als sie bei ihm stehen bleibt, grinst er sie verlegen an und bittet:

„Verrat' mich nicht, Trude, sonst zankt der Meister. Gestern schafft' ich das neue Bier in den Keller, das ich durch die Gasse anfuhr; die Klapper rief zum Essen, ich vergaß die Eisenstange, die vor der Kellerhalsthür liegt, zu schließen, hab's eben gethan und bringe dem Meister jetzt den Schlüssel, als hätt' ich ihn seit gestern in der Tasche."

Er springt die Stiege hinan, die in Balthasars Kammer führt.

Deshalb war der Keller offen, in den er flüchtete; sie hat noch nicht wieder an den Kellerhals in der Gasse gedacht, weiß aber, daß ihr Schützling jetzt ganz gefangen ist, da Bal-

thasar, der Ordnungsliebende, seine Schlüssel in der Truhe birgt, in die nie ein fremdes Auge blickt. Der Kellerschlüssel aber, an des Blinden Bettstatt, der jedes leise Geräusche hört, jetzt obenein vom kranken Florian bewacht, ist ihr ebenso unerreichbar. Dies alles fällt ihr jetzt erst schwer aufs Herz. So muß sie ihren wunden Gefangenen darben, jämmerlich umkommen lassen, wenn nicht ein Zufall, wie er sich in dem wohlgeordneten Hausstande selten zuträgt, ihr nochmal den Kellerschlüssel in die Hand spielt.

Balthasar kommt wohlgekleidet zum Vorschein. Hannes zieht die duftenden Brote aus dem Ofen, während Lukas zur Seite auf einem Mehlsack schläft. Frau Kathe bringt ihre Kinder zum Morgengruß in Großvaters Stube; Gesche hantiert in der Küche und singt, als sei die Mordnacht nie gewesen, und Trude geht fremd und todesbetrübt, tief verschlossen und doch mit der Sehnsucht, sich irgendwo zu Füßen zu werfen und Rath zu suchen, von einem zum andern. Sie traut niemand, sie weiß sich feindlich in Fühlen, Wollen und Thun zu allen, und sie schrickt davor zurück, selbst im Beichtstuhl ihn zu verraten, ihn, „ihren Gast“!

Als des Hauses Geschäfte gethan sind, setzt sie sich an ihr Spinnrad neben den blinden Vater.

„Meister,“ spricht der kranke Florian, den Kathrin eben verbunden hat, „wollet mir erzählen, warum unser Wirt, der Balthasar, einen so schweren Grimm auf Ritter Heinz vom Berge hat?“

Der Alte gebietet den Tochterkindern, die auf seinem Schoß herumsteigen, Ruhe und beginnt:

„Du weißt das nicht? Bist du freilich erst zwei Jahre im Hause. Die Trude wird's wissen; warst fast dreizehn Jahre alt, Kind, nicht?“

Trude meint, sie besinne sich nicht recht und der Alte fuhr fort:

„Es ist in Bälde drei Jahre her, als hier Hochzeit sein sollte. Balthasar freite um Greta Lüning, des Nachbar Schmieds Tochter; sie hatten sich von Kindesbeinen an gern und wir Alten wünschten nichts Besseres, als daß sie zu einander kommen möchten. Mein Weib war längst tot, ich seit zwei Jahren blind, Kathrin hatte selbst Mann und Kinder, so that's recht not, daß Balthasar eine junge Hausfrau gewann. Das wäre auch schon eher geschehen, denn sie waren beide alt genug dazu, aber Greta hatte eine sieche Mutter, die sie gar treulich pflegte

und nicht verlassen wollte. Sie war eine brave Dirne, die Greta, groß und stark, mit gelbem Haar und freundlichem Gesicht, die nie zankte wie Kathrin, aber selber tüchtig zugriff. Die Mutter lag auf den Tod, da gelobte Greta eine Wallfahrt zur heiligen Jungfrau von Wendischthun an der Elbe, da, wo sonst ein heidnisch Bild stand, wenn ihr die Mutter gesund würde. Und siehe da, was keiner gedacht hatte, geschah: die Schmiedin erholte sich und kam auf und konnte ihren Hausstand versorgen.

Da sprach Balthasar: „Nun wollen wir freien, Greta!" Sie war's gern zufrieden, sagte aber: „Erst muß ich meine Wallfahrt thun; wenn ich nicht mein Gelöbnis halte, werden wir unglücklich. Er schickte sich darein und mit einem Zug Wallfahrer, wie sie öfter die Ilmenau hinabschiffen, fuhr Greta gen Wendischthun. Als sie auf dem Elbstrom waren, der Burg Bleckede gegenüber, wo die vom Berge hausen, brachen etliche Kähne aus dem Weidendickicht am Ufer, legten sich an das Wallfahrerschiff, die darin, in ihrer Not, fast unbewaffnet wie sie waren, einen frommen Gesang anhoben — und heischten Zoll. Sie mußten manch Kleinod dem Ritter Heinz ausliefern, das sie der Mutter Gottes zugedacht hatten, und endlich sagte er Ritter — nachdem er sich alle Weiber angeschaut — zur Greta: „Komm mit, du gefällst mir!" Tötlicher Schrecken befiel sie, sie flehte, ihrer zu schonen, er aber lachte und sagte spöttisch: sie solle keinen harten Stand haben auf der Burg, packte sie am Arm; seine Knechte schlugen mit den Rudern auf die Hände derer, die sie halten wollten, und so riß er sie zu sich in den Kahn herüber; dann gaben sie dem Schiff der Wallfahrer einen Stoß und fuhren mit der Beute davon.

Als der Greta Geleitsmannschaft uns die böse Kunde brachte, gebärdete sich Balthasar wie toll und machte sich in Bälde auf, mit dem Schmied Lüning, dem Mann der Kathrin und noch etlichen Freunden, vor die Burg des Ritters zu ziehen, die sieben Stunden von hier liegt, und seine Braut zurückzufordern. Der schlimme Heinz aber fuhr sie übel an, und endlich, als die unseren mit Bitten und Drohen nicht nachgaben, ließ er seine Armbrustschützen auf sie schießen. So mußten sie knirschend vor Wut und unverrichteter Sache abziehen, und seitdem ist der Balthasar ein zorniger Mann und voll Grimm auf den Ritter."

Trude läuft es heiß und kalt den Rücken. Sie will sich

dem Vater zu Füßen werfen, ihm gestehen, daß sie den Feind des Hauses herbergt und pflegt. Sie erinnert sich jetzt ganz genau der freundlichen Greta und all des Jammers um diese, aber sie hat damals sich den Namen des schlimmen Ritters nicht gemerkt.

Jetzt weiß sie, wie er heißt, und — kennt ihn auch! Es steht fest bei ihr, daß Balthasar den Heinz ermorden wird, und bei dem fürchterlichen Gedanken verstummt sie und trägt ihr schweres Geheimnis weiter.

Als Balthasar nach Hause kommt, erklärt er unwirsch: daß er keine Spur von Heinz gefunden habe, und begibt sich nach dem Mittagessen wieder fort, um mit den anderen Bürgern über Sicherung der Stadt, Ordnung und Regiment — da Bürgermeister und Hauptmann erschlagen sind — und anderes Nötige zu beraten.

Frau Kathrin aber tritt mit Trude und Gesche an den Hofbrunnen, um die Kleider der Männer von den Blutspuren der Nacht zu reinigen.

Gertrude steht und wäscht und regt ihre arbeitsgewöhnten Hände in stillem Eifer, ihre Gedanken aber, ihre Sorgen wenden sich zur Seite, verlieren sich in die Tiefe, wo er auf dem Stroh verlassen und im Wundfieber die einsamen Stunden zählen mag und gewiß sie anklagt — wenn sie kein Mittel findet, in der Nacht zu ihm zu dringen — daß sie ihn vergesse und ungeduldig sich vielleicht selbst verrät. Dann aber schilt sie sich, daß sie mitleidig an den wilden Gesellen denken mag. Wieder aber ertappt sie sich bei der Frage: wie sie zu ihm gelangen kann? Wie sie ihn retten soll? Ist er denn wirklich so arg, so übermütig und schlimm, wie die ihren ihn schelten? Und wenn er das alles einst gethan hat, kann er nicht vielleicht zur Einkehr, zur Besserung gebracht werden? Er ist noch jung, sie will ihn bitten, gut zu werden; seine mutwilligen Augen schauen sie im Geist an, Tücke war nicht darin — o, wenn sie ihn nur wieder sehen, nur zu ihm gelangen könnte!

Wieder schweifen ihre Blicke zur Seite, wo der Keller sich unter dem Stall hinzieht. Da zwängt sich Puß, ihre weiße Katze, aus einem Mauerloch über dem Erdboden, das, von einer starken Eisenstange in zwei Teile geteilt, dem Tier eben einen Durchschlupf gestattet. Die Katze trägt eine Speckschwarte im Maul, legt sich in die Sonne und käuet daran. Sie hat dem Ritter gestern Schinken mit Speck und Schwarte gegeben,

das Tier hat seinen Anteil von ihm empfangen, dies Mauerloch dient, um den Keller zu lüften, von hier aus kann sie mit ihm sprechen, ihm Nötiges darreichen!

Sie möchte laut aufjubeln vor Freude, als sie so den Weg sieht, Heinz zu helfen, ihm zukommen zu lassen, wessen er bedarf, um sein Leben in der Tiefe zu fristen; ihm — den sie doch hassen sollte! Aber da steigt ihr eine Hoffnung auf! Vielleicht ist er es doch nicht, den sie alle schelten? Sobald sie ihn sieht, will sie ihn darnach fragen.

Sie sinnt nun darüber nach, zu welcher Stunde sie ungefährdet mit ihm reden kann. Nachts ist der Junge oder ein Geselle am Backofen, und sie glaubt nicht, ungesehen von diesem aus der hinteren Hausthür und auf den Hof schlüpfen zu können, am Tage ist das große Haus von rührigen Leuten, von Händlern und Kunden immerfort belebt. Aber sie verzagt nicht, weiß sie jetzt doch ein Mittel, einen Weg, zu ihm zu bringen, so wird sie auch einen sicheren Augenblick erlisten, mit ihm zu verkehren.

Der Tag geht herum; die Schrecken der vorigen Nacht bringen allen eine bleischwere Müdigkeit. Lukas muß wieder für den Backofen sorgen, denn die Gesellen liegen in der Kammer, können kein Glied regen und schnarchen in die Wette. Auch der fiebernde Florian und der blinde Greis sinken in einen tiefen Schlaf. Balthasar sucht früh sein Lager. Und bei Kathrin — die noch den Lukas zur Vorsicht ermahnt und nach Laden und Schlössern sieht — wird es dann auch still.

Gertrude sitzt in ihrem engen Kämmerlein wach und mit scharfem Hinauslauschen auf dem Lager. Ein wollen Tuch soll ihr statt der warmen Decke dienen, die sie dem Ritter gegeben, es ist aber jetzt zurückgeworfen, da sie ihre Kleider nicht abgelegt hat.

Sie hört, wie das erste Reisig im Backofen knistert und wie sich Lukas leise ein Stücklein pfeift, dann hört sie, wie die trocknen Bunde rascheln, die er vom Hofe aus dem Holzstall heranschleppt, um damit den Brand im Ofen zu nähren.

Der Rättelwächter auf der Gasse und der mit dem Horn thun heute besonders laut und eifrig ihre Schuldigkeit, um der geängstigsten Stadt das Gefühl der Sicherheit zurückzugeben. In einem dumpfen Empfinden zwischen peinlichster Wachsamkeit und gefesseltem, todmüdem Harren verlebt sie die ersten Stunden der Nacht. Dann hört sie auch vom Lukas nichts mehr.

Sie läßt ihre Schuhe zurück, nimmt das Körblein mit Brot und Fleisch, welches sie sich geborgen hat, und öffnet lautlos ihre Thür.

Vom offenen Backofen aus huschen die bekannten hüpfenden Lichter, gleich guten Geistern ihres Hauses, durch den weiten düsteren Raum. Zu ihren Füßen, oben auf der ersten Treppenstufe, sitzt die weiße Katze, schnurrt sie an, ringelt den Schweif und richtet ihre Augen, in denen das Feuer grünlich widerscheint, wie mit einer Frage nach Trudes unerwartetem Kommen, auf ihre angstvollen Züge.

Sie neigt sich sacht über das Geländer und sieht den Buben — wie sie gehofft — auf einem Haufen von Säcken, zur Seite des wärmenden Feuers, sanft eingeschlafen. Eilig huscht sie ihre Stiege hinab, jedes Knarren der Stufen fährt ihr mit Schreck durch die Glieder, und der Augenblick, bis sie unten ist, däucht ihr eine lange Zeit.

Die Hofthür ist nur angelehnt, ein paar leichte Sprünge durch den Schatten neben ihrer Treppe führen sie hinaus. Jetzt steht sie mit tiefem Aufatmen unter dem klaren Nachthimmel. Noch wenige Schritte und sie duckt sich nieder am Kellerloch und flüstert:

„Mein edler Gast! Herr dort unten, wacht Ihr, hört Ihr mich?"

„Endlich Trude, endlich!" tönte seine Stimme dumpf zurück.

Ein leises Geräusch von Antasten an Holz, von Knacken und Steigen dringt an ihr Ohr und gleich darauf fühlt sie seinen Atem an ihrer Hand, mit der sie den Eisenstab umklammert hält. Erschrocken zieht sie die Hand zurück, neigt sich und glaubt den Umriß seines Kopfes zu erkennen.

„Ich stehe hier auf meines Bottichs Kante," sagt er mit halbem Lachen, „und bin froh, daß du mich nicht vergessen hast, Mädchen, denn mein Vorrat ist verzehrt, und ich merke, daß ich von übelgesinnten Kerkermeistern gefangen bin und in einer Falle stecke, wie sie nicht fester sein kann."

„Gebt acht," sagte sie, „ich thue Euch neuen Vorrat hinein."

Dankbar nimmt er in Empfang, was sie bringt. Ein Krüglein hat sie mit, das, oftmals gefüllt mit frischem Brunnenwasser, durch das Kellerloch wandert und so den Vorrat seines fast geleerten Eimers ergänzt.

„Nun wär' ich wieder versorgt, gutes Kind," spricht er herzlich, „kann mein gefährdet Dasein wieder ein Weilchen

fristen, nun laß uns plaudern, erzähle mir, wie es in der Stadt aussieht, wie es den meinen ergangen ist?"

„Uebel, Ritter," entgegnete sie. „Mein streitbarer Bruder hat viele erschlagen, und wie ich meine, auch Euch verwundet. Ich fürchte, daß Ihr der seid, den er vor allen anderen haßt. Sagt mir, seid Ihr Ritter Heinz vom Berge?"

„Ich bin es, Trude."

Ein leiser Schrei antwortete ihm, sie ringt nach Worten, endlich sagt sie: „Und seid Ihr wirklich so schlecht, wie Euch alle schelten?"

„So schlecht? Das ist eine seltsame Frage, kindisches Ding! Ich halte mich nicht schlechter, nicht besser als alle anderen Herren von den Burgen sind. Ich bin mutig und waffenkundig und will mein Leben in frohem Wagnis genießen."

„Sie sagen, Ihr raubt und erpreßt Weggeld von friedlichen Kaufherren und Wallfahrern, Ihr scheut redliche Arbeit, wollt von fremdem Gut groß leben und groß thun, und ohne den Acker zu bauen ernten. Ihr schont nicht Eures Nebenmenschen Glück und Frieden, quält in Euren Zwingburgen und Verließen Unschuldige und habt weder Achtung vor dem Reichsgesetz noch vor Gottes Gebot."

„Also das sagen sie, die Krämer, Bäcker und Mehlwürmer!" ruft er fast unvorsichtig, höhnisch und laut. „So urteilen sie aus ihrer Enge und Dränge und wissen nicht, was ein adliger Herr braucht, mit welchem Recht ein zum Schild Geborener einhertritt, und daß er sich's nehmen muß, wenn die Kleinsinnigen, Wühlenden, Sparenden nicht gutwillig geben!"

„Ich verstehe Euch nicht, Herr; Weltregiment ist mir fremd; Eure Worte verwirren mich, gehabt Euch wohl und Gott sei mit uns allen!"

Sie entschlüpft, gelangt glücklich über die gut durchstrahlte Diele in ihr Kämmerlein und wirft sich, dumpf und taumelnd vor wirrer Müdigkeit, auf ihr Lager.

Als sie am andern Tage fest und länger geschlafen hat als gewöhnlich, muß sie sich ernstlich auf die Vorgänge der letzten Zeit besinnen. Es kommt ihr wie ein närrischer Traum vor, daß sie einen gefährlichen Ritter gefangen hält, der nur von ihrer Gnade lebt, und daß alles, was ihr just wieder einfällt, Wahrheit sein soll. Sie wird aber im Laufe der Stunden ernstlich an ihren argen Gastfreund erinnert.

Um Mittag kommt Balthasar von neuen Nachforschungen heim; er geht mit stampfendem Schritt im Zimmer auf und nieder und schwört: Hier sei eine Hexerei im Spiel. Auch Nachbar Lüning, der Schmied, habe den Ritter Heinz vom Berge in ihrer Straße im Kampfe gesehen, auch er bezeuge seine Verwundung, auch jenem sei er aus den Augen geschwunden, nirgend aber gesehen oder gefunden worden.

„So muß also der Satan seinen Freund geholt haben!" ruft Balthasar in hellem Zorn und mit wildem Hohngelächter.

„Still, mein Sohn," beschwichtigt der Blinde, „laß den finstern Herrn, den Gottseibeiuns, auch nicht im Namen die Schwelle deines gottesfürchtigen Hauses überschreiten, und hab' Geduld mit dem Feinde, der sicherlich verloren ist, wenn es auch noch nicht an den Tag kam, wo er blieb."

Balthasar klagt, daß es wenigstens ihm nicht beschieden war, statt des Karsten Rodewald, Heinzens Bruder, Burgvogt Siegbrand, auf dem Kalkberge zu erschlagen, und schwört, er werde den Gehaßten mit seinen Händen erwürgen, so er ihn treffe und fasse, und Gertrude schaudert in sich zusammen, daß ihr der Faden am Rocken zerreißt bei des Bruders wildem Gebahren. Dieser bedeutet dann Frau Kathe, nach seiner Wunde zu schauen, die zwar nicht tief sei, aber schmerze.

Es gelingt Gertruden wiederum, einigen Mundvorrat beiseite zu bringen, und ebenso, wie in der vorigen Nacht, während Hannes am Backofen schnarcht, doch schon mit mehr Ruhe und Gewißheit, macht sie ihren nächtlichen Besuch am schuhlangen Kellerloch.

Die Stimme des Gefangenen klingt matter, aber ebenso freudig wie gestern, als er ihr antwortet und an der engen Ausflucht erscheint. Sie reicht ihm, was sie hat, versorgt ihn mit Wasser und dann flüstern sie wie gestern miteinander.

„Siehst du gar keinen Ausweg, mir herauszuhelfen, Trude?" bittet er.

„Gar keinen, Herr!" antwortete sie betrübt. „Glaubt mir ich würde der Angst um Euch gerade so gern ledig, wie Ihr, Eurer üblen Lage. Wenn es mir auch glücken könnte, des einen oder anderen Kellerschlüssels wiederum habhaft zu werden, wohin sollte ich mit Euch in der streng bewachten Stadt? Ihr würde entweder meinem zornigen Bruder in die Hände fallen, der Euch gewißlich mit seinen Gesellen erschlüge, oder Ihr würdet unter den Piken der Stadtwächter im Stadtgraben oder

in einem unserer Turmlöcher viel elendiger zu Grunde gehen, als Euch hier beschieden sein mag."

„Aber was soll aus mir werden, Gertrude?"

„Ich weiß es nicht, Herr; ich weiß nur, daß wir hoffen und vertrauen müssen, und daß das Gebot: liebet eure Feinde! ein Gesetz Christi ist, dem ich jetzo nachzukommen trachte."

„Aber ich bin nicht dein Feind, herzliebes Kind, ich bin dir wohlgesinnt; du bist mein Trost, meine Freude uud deine schlichten Worte leben von einer Nacht zur andern unausgesetzt in meiner Seele."

Sie erbebt vor Wonne bei dieser seiner innigen Sprache.

„Ich darf Euch nicht trauen noch glauben, Ritter," haucht sie zurück. „Die meinen sagen Euch zu viel Böses nach; was sie erzählen, paßt kaum auf Euch, wie Ihr mir scheint, aber sie lügen nicht, und so steh' ich mit Zagen im Nebel. Sagt mir's selbst, seid Ihr gut oder schlimm? Ich muß, ich will Euch glauben. So schlecht ist kein Mensch, daß er angesichts eines grausamen Todes, wie Ihr lebt, den einzigen, der gut zu ihm ist, kecklich betrügen könnt'!"

„In deinem Sinne bin ich schlimm," antwortet er nach kurzem Zögern ernst. „Aber bei meines Vaters Leben! so schlimm bin ich nicht — da hast du recht, treues Geschöpf — dich zu betrügen, wo du allein mir am Rande des Abgrundes die Hand zur Hilfe bietest."

Nach einer trüben Pause flüsterte sie wiederum: „Herr, seid Ihr denn so schlimm, daß Ihr Euch nicht bessern könnt?"

Er lachte schrill auf. „Geh, Dirne! laß das Bußpredigen den Pfaffen; euch süßen Mäulern steht das Kosen besser!"

Sie erschrickt und flieg auf, wie die Taube, wenn einer in die Hände klatscht. Er langt mit der Rechten aus dem Kellerloch, sie zu fassen, sie aber flieht zurück ins Haus und selbst sein unvorsichtig lauter Ruf: „Trude, liebe Trude!" hemmt nicht ihre eilenden Schritte.

Mit Weinen sinkt sie oben auf ihrem Lager nieder.

„Es ist mit ihm," sagt sie sich schluchzend, „wie mit jenem Fiedler, dem fft im besten Lied die Saite riß; süße Melodeien quollen unter seinen Fingern hervor, dann ein schriller Klang, ein Mißton. Er kann gut sein, lieb, dankbar und wahrhaftig, hierauf aber treibt ihn alles Schlimme, was er gethan haben mag, weiter und die Saite reißt, auf der er eben rührte und lockte."

Traurig schleicht sie andern Tags umher; sie fürchtet sich vor der Nachtstunde, in der sie zu ihm gehen muß, und kann ihn doch nicht darben lassen. Ihre Sorge um das Wagnis ist minder bänglich worden, und sie würde schier mit Lust an den Gang denken, wär's ihr nicht gewesen, als schädige er mit seiner kecken Art ihr das Heiligste.

Endlich geht sie und bringt ihm die Speisen, aber sie ist heute scheu und eilt von dannen, nachdem sie ihm das letzte Krüglein Wasser durch sein Mauerloch gezwängt hat; als er wieder auf den Bottich steigt, mit ihr zu sprechen, ist sie fort.

Sie hat sich aber damit selbst einen bösen Tag gemacht, ihr Gewissen schilt sie — wie sie glaubt — sie nennt sich herb und tadelt das unmilde Wesen, welches dem, der im Unglück ist, nur das Notdürftige bietet und das gütige Wort versagt; dies ist nicht der Brauch ihres frommen Hauses, in dem man neben dem Brot dem Armen auch Trost spendet. So beschließt sie, sich zu bessern.

Er empfängt sie in der nächsten Nacht unwirsch und klagt über ihr eilfertig Wesen, er sehe, sie habe kein liebreich Herz für sein Mißgeschick, und so sie ihn schlimm nenne, schelte er sie mit besserem Recht hart. Er habe in all der langen, leeren, düsteren Zeit nichts als die Freude auf ihr Kommen, das Denken an sie und die kargen Worte, welche sie ihm gönne; wie könne sie ihm auch dies ohne Ursache versagen?

Sie verspricht, nicht eilfertig sein zu wollen, und kniet heute länger am Kellerloch als je zuvor. Sie erzählt ihm von den Ihren, von Hauses Brauch, von Arbeit und Freude und dem wohlgeordneten Lauf des Tages. Und nennt er auch im stillen gar vieles eng und erbärmlich, hält sich besser und freut sich seines andern, lustigeren Lebens, so hütet er sich doch, keck damit herauszufahren, schont sie und ist selber erstaunt, daß er dies für eine geringe Dirne und ihre Laune sich auferlegt.

„Nun freilich,“ sagt er sich, „habe ich ja meinen Nutzen davon, sie verplaudert mir die öde Zeit und deshalb bin ich klug, und gehe mit ihr um, wie sie's verträgt.“

In der nächsten Nacht erzählt er ihr vom Leben auf der Burg, die auf der Höhe über dem Elbstrom trotze; daß er die Ruder ebenso geschickt führe, wie die Zügel, mit seinen Kähnen im Schilf und Weidendickicht lauere und den Schiffern abnehme, was ihm gut dünke. Er schildert seine Jagden und Heerzüge unter eines frei gewählten Führers Banner, sein

Zollheischen und Wegelagern, das ritterlicher Brauch und gut und löblich sei. Er spricht mit Liebe von seinem greisen Vater, der die Rüstung nicht mehr tragen könne und vom Lüneburger Zuge heimgeblieben sei, von seinem seit Jahren siechen Mütterlein und von seinen Brüdern, deren einer, Siegbrand, als Burgvogt des Herzogs Magnus um Lichtmeß von den Bürgern auf dem Kalkberg erschlagen sei.

„Sieh," sagt er, „deshalb lockte mich's, diesen Zug mitzumachen; ich wollte meine Rache nehmen für den Bruder, den uns die Städtischen umbrachten, und gute Beute gewinnen. Bin keiner von des Herzogs Magnus Rittern, sitze keinem zu Lehn, sondern trotze jedem und fechte, für wen ich mag."

Sie schüttelt zu alle dem den Kopf und sagt: „Wie könnt Ihr das recht und löblich heißen, hinausziehen und Euch am Eigentum anderer vergreifen? Wir hatten vor der Gesche eine Magd, die nahm uns Linnen und trug ihrem Liebsten einen Schinken zu, darauf hat Schwester Kathrin sie mit Schimpf und Schande davongejagt. Gibt es zweierlei Stehlen? Ist eines unrecht, das andere nicht? Was nicht mein ist, ohne Recht an mich zu nehmen, geht allemal wider Gottes Gebot."

Er lacht fröhlich auf und sagt, wie sie sein ritterlich Thun mit dem der Magd vergleichen möge?

Sie schildert ihm dann die Freude der Arbeit. Erzählt, daß sie im Innenkreise der Landwehr ein Stück Feld besäßen, wo sie Früchte pflanzen und manch gutes Würzkräutlein und Gemüse bauen könnten. Sie beschreibt die Freude, hinauszuziehen und in fleißigem Schaffen dem Boden das Seine abzugewinnen und fragt: ob er kein Land bei der Burg habe, von dem er sich redlich mit den Seinen nähren könne?

„Land genug!" sagt er, „das bauen die Hörigen und Vasallen, von denen der Ritter die Hälfte heischt."

„Die armen Leute, weshalb müssen sie Euch das geben?"

„Weil der Boden unser ist; weil wir die Herren sind!"

Bekannter mit ihm geworden, faßt sie den Entschluß, nach Balthasars Braut, der Schmiedstochter Greta, die er vor drei Jahren entführt haben soll, zu forschen. Eine seltsame Scheu hielt sie stets ab, davon zu sprechen. Sie erzählte ihm, was der Vater ihr und dem Florian an jenem Morgen mitgeteilt.

„Ihr sollt gesagt haben," fährt sie schämig fort, „die Maid gefalle Euch und deshalb müsse sie mit."

„Ich habe das gesagt und gethan," erwiderte er offen, „Zollheischen auf dem Elbstrom ist mein Recht und darum üb'

ich's. In jener Zeit war mein armes Mütterlein lahm geworden; sie ging mich an, ihr eine starke Dirne zu schaffen, die sie hebe und pflege, unsere Hörigen gefielen ihr nicht. Da ersah ich mir die frische Greta und meinte, die werde ihr passen. Es war auch so. Greta fand sich schnell in ihren Dienst, pflegte die Kranke mit großem Geschick und ist noch heute auf Burg Bleckede wohl gelitten. Als nun die Männer aus Lüneburg kamen und mit Geschrei die Magd forderten, lachte ich sie an und that ihnen nicht den Willen, und als sie ungebärdig wurden, ließ ich etliche Bolzen über sie hinschwirren; da zogen sie ab. Für mich wollte ich die Greta nicht; allzu oft sah ich sie mit dicken, roten Armen übelduftende Kräutertränklein durch die Burggänge tragen und ein finster Gesicht aufziehen, wenn sie mein gewahrte; so ward sie mir zuwider. Warum hätte ich nicht einer Maid, die mir gefiel, schön thun sollen? Aber mit dieser hab' ich's nie versucht."

Ihr ist danach plötzlich ganz leicht und zuckt es ihr in der Hand, sie ihm durchs Mauerloch hineinzureichen; ja sie fühlt sich so glückselig, daß sie rasch und mit kurzen Worten scheidet, um in ihrem Kämmerlein in die Kniee zu sinken und Gott viel tausendmal zu danken — wofür, vergißt sie zu sagen, oder denkt sie, der Allwissende wird's besser verstehen, als sie's aussprechen kann, was sie freut?

So geht eine Woche zu Ende. Florian ist von der Ofenbank erstanden und schleicht im Hause umher; Trude kann aber nicht mehr so gut mit ihm sein wie sonst. Ihr thut jeder sieche Mensch leid und ist ihr doppelt lieb, nur mit dem Florian ist das anders. Sie weiß selbst nicht, was ihr an dem armen Knaben mißfällt, aber sie läuft davon, wenn er ihr nahe kommt.

Balthasar bringt täglich dem Vater Kunde ins Haus, wie es mit dem Stadtregiment, den Gefangenen und dem Handeln und Paktieren über Lösegeld und Landfrieden steht. Er erzählt, welch edle Herren erschlagen sind, und berichtet dann frohgemut, daß die Stadt bei einem guten Steinmetzen sein Bild aushauen lasse; das solle als Wahrzeichen seiner Thaten in der Sankt-Ursula-Nacht aufgerichtet werden, auch solle ihre Gasse hinfort die Bäckerstraße heißen, jene Gasse aber, wo sie den Feind vernichtet haben, des Bluts halber, das darin geflossen, die rote Straße.

Dem allen lauscht Trude genau und berichtet's abends dem Freunde. Angst und Schrecken sind minder geworden in

ihrem Herzen, aber sie sieht doch, daß die Dinge eine Wendung finden müssen, und sinnt vergeblich, wie sie's angreifen soll, Heinz sonder Gefahr für Leib und Leben aus der Stadt zu schaffen.

Endlich berichtet Balthasar, es sei am Allerheiligentag eine Sitzung auf dem Rathause anberaumt, über die Gefangenen abzuurteilen. Die sich früher vergangen hätten wider die Stadt, als böse Buben vertrieben wären oder Urfehde gebrochen hätten, würden, vom gestrengen Rügvogt Hartwig Apenborch verurteilt, dem Nachrichter verfallen. Die andern sollten Urfehde schwören und für Lösegeld ihre Freiheit wieder gewinnen.

Gertrude atmet auf, als sie dieses hört; dann aber faßt sie ein neues Erschrecken. Wird denn, so fragt sie sich, Gretas, des Stadtkindes, Entführung ihn nicht unter die bösen Buben stellen? Wird ihres Bruders Anklage und sein grimmiger Haß ihn nicht dem Nachrichter überliefern? Ja gewiß! Was kann sie thun, zu helfen, zu retten? Sie sinnt und sinnt; es ist der Tag Simon Juda, also nur drei Tage bis Allerheiligen; sie muß diese Nacht mit Heinz beraten, muß einen Entschluß fassen.

Ein Plan steigt dunkel in ihr auf, und sie trägt mehr Speisen in ihrem Kämmerlein zusammen, als sie sonst gewöhnt ist, ihm zu bringen. Frau Kathrin murrt: die Gesellen sprechen dem Fleischvorrat unbescheiden zu; Trude schweigt und läßt sie zanken, hofft sie doch in Bälde für all ihr Sorgen und Nehmen Endschaft zu finden.

Nachts am Gitter lacht er, daß ihr Darreichen kein Aufhören hat.

„Schier auf Tage hinaus sorgst du, lieb Trudelein," sagt er.

„Das muß ich auch," erwidert sie, „denn ich will Euch zwei Tage lang verlassen, anders ist Euch nicht zu helfen."

Er erschrickt. „Verlassen willst du mich?" klagt er, „ich, der nie Furcht gekannt, meine, daß alle guten Geister, alle Hoffnung auf Rettung mit dir von mir weichen."

„In Eurer guten Geister Namen gehe ich, Euch zu helfen!" sagt sie zuversichtlich. Dann berichtet sie, was der Bruder erzählt hat, und daß, wenn je, am Allerheiligentage seine Rettung gelingen müsse. Sie verhehlt ihm nicht, wie sie wegen Balthasars Rachsucht um ihn bange, und wie nur Gretas Heimkehr und die Versicherung, daß auf Burg Bleckede

ihr kein Leid geschehen sei, diesen abhalten werde, mit schwerer Klage wider ihn vor dem Rügvogt zu zeugen.

„Greta muß ich von den Euren holen gehn!“ sagt sie entschlossen; „dann erst darf ich's wagen, Eure Zufluchtstätte den Vätern der Stadt zu offenbaren; dann nur ist Hoffnung auf gnädig Gericht. Ich trüg' es nicht, wenn Balthasar Euch verdürbe!“

„Mädchen!“ ruft er. „Burg Bleckede liegt fast sieben Wegstunden von hier am Elbstrom, viel dunkler Wald, weite Heiden und Moore breiten sich zwischen dort und hier, wie willst du hingelangen? Du, die Scheue, Zarte, wie kann dir solche That gelingen, wie kann ich sie von dir heischen?“

„Ihr heischet sie mit nichten von mir, lieber Herr, ich will und vollbringe sie nach meinem eigenen Sinn,“ spricht sie mit stillem Lächeln. „Gebt mir Wohlbekanntes von Euch, woran die Euren gewahren, daß ich abgesandt bin, bezeichnet mir genau den Weg, dann werde ich's ausrichten.“

Als er sieht, daß sie ernstlich gewillt ist, ihm den Dienst zu leisten, ergibt er sich in seiner großen Not darein, ihre Hilfe anzunehmen. Er schildert ihr genau, wie sie gehen und wie sie's vor Burg Bleckede anstellen soll, um eingelassen zu werden. Er reicht ihr den Eisenhandschuh seiner rechten Hand und versichert, selbigen werde man erkennen, dann bittet er sie, sein Dolchmesser zu nehmen zu ihrer Verteidigung.

„Behaltet Eure Waffe, Herr,“ sagt sie, „ich weiß blanken Stahl nicht zu gebrauchen und fürchte mich davor; meine Waffe ist freundliche Bitte, mein Schutz Gottes Engel, reicht das nicht aus, bin ich doch verloren.“

Ihm ist, als solle er sie segnen, doch weiß er nichts von solchem höheren Thun, heimlich aber erhascht er, als sie sich vom Boden erhebt, um zu gehen, ein Stück ihres Kleides und drückt still seine Lippen darauf. Hat er doch ein seltsam Gefühl für sie, wie er nie empfunden, nicht für Vater und Mutter, geschweige denn für eine andere Dirne.

Sie verschwindet im Hause und in ihm ringen Gedanken wie gute und böse Geister viele Stunden lang manch dunkeln Weg auf und ab. Einmal kann er das Edelste verstehen, ein andermal erscheint ihm jegliches Thun bös und niederträchtig; er hat schon so viel Arges gesehen und mit gethan, daß er schwer an reine Gutheit glauben kann.

„Thor,“ schilt er sich, „eines elenden Bürgers Kind also zu schätzen, daß er ihres Kleides Saum heimlich küßt, als sei es das Gewand einer Herzogin. Thor! um sie diese brennende,

bange Sorge zu tragen, was liegt ihm daran, ob sie umkommt und in wessen Hände sie fällt, was ist sie ihm? Kaum hat er ihre Züge gesehen im Dunkel der Nacht, beim Dämmerlicht des Lämpleins, er weiß nicht, ob sie schön ist, nur als Mittel, frei zu werden, mag sie ihm gelten. Es ist auch nichts weiter in ihm, das für sie bangt, als Sorge um sich — um Ritter Heinz vom Berge — dem Burgerben und vielgepriesenen Tapfern. Und doch, wenn er denkt, es hebt sich ein Finger gegen sie auf, zittert es wie Wut durch seine Glieder, und in ein ausgestrecktes Schwert würfe er sich, sie zu retten.

„Aber ist sie denn wirklich treu?“ fragt er sich. „Ist's wirkliche Bereitschaft in Liebe und Güte, Großes für ihn und seine Freiheit zu wagen, weshalb sie hinauszieht? Wird sie zur rechten Zeit wieder kommen? Wird sie wieder kommen wollen? Will sie vielleicht der Gefahr ausweichen, die sie sich mit ihm aufgeladen; will sie nicht zur Stelle sein, wenn man ihn findet und tötet? Geht sie aus Feigheit und müde der Sorge für ihn? Ob sie wirklich nach Bleckede geht und ausrichtet, was sie ihm gelobt hat?“

Dann wieder fühlt er sich zuversichtlich und mit ihr verbunden und steht zu ihr in Gedanken bei jedem Schritt; er meint um sie zu sein immerfort, ist doch auch er verloren, wenn sie umkommt, ist doch jetzt ihr beider Leben eins und in ihre schwache Hand gegeben.

Gertrude denkt und sorgt nicht, sie fühlt sich völlig bereitwillig, sie weiß, das muß sein und will nur das nächste, damit hilft sie sich von einem zum andern und durch!

In frühester Morgenstunde thut sie Fleisch und Brod in ihr Körblein, sagt zum Lukas, der im Dämmerlicht am Backofen nickt: sie gehe zum Außenland, es sei wieder sicher vor der Stadt, sie wolle heilsames Kraut holen; wenn sie am Frühmahl fehle, solle man nicht bange um sie sein.

„Hörst du auch, Lukas,“ sagt sie und wendet sich noch einmal zu ihm zurück, da ihr einfällt, wie ungern sie dem blinden Vater Sorge bereitet. „Hörst du!“ und sie legt ihre Hand auf seine Schulter und rüttelt den schlaftrunkenen Knaben: „sie sollen sich keine Sorge machen um Trude!“ Damit geht sie rasch zur Hausthür, hängt die Kette los, öffnet das schwere Schloß und schlüpft rasch hinaus, denn eben hört sie Gesche in der Küche ihr Morgenlied singen und fühlt mit Schrecken, daß selbst die Magd sie halten und ihren Vorwand nicht gelten lassen würde.

Rüstigen Schritts geht sie durch die leeren, dämmerigen Gassen. Sie erreicht das Thor; ein Kärrner zieht aus mit reisigem Geleit. Der Thorwart öffnet verschlafen; er erkennt sie aber doch und starrt sie verwundert an. Sie sagt auch ihm, sie müsse nach ihrem Felde und er läßt sie ziehen.

Sie hat ein dunkles Tuch über den Kopf geschlagen und gleitet sacht neben dem hohen, linnenüberspannten Wagen her, der, mit vielen Pferden bespannt, schwerfällig durch die überwölbte Thorhalle ächzt. Draußen hält sie sich abseits, duckt sich hinter Büsche und verschwindet im herbstlichen Morgennebel, so daß keiner von denen, die ausziehen, ihrer achtet.

Sie hat sich Weg und Richtung nach des Ritters Schilderung wohl gemerkt, geht es doch immer nach Osten, der aufsteigenden Sonne zu, so schreitet sie rüstig und behende fürbaß. Ihr scharfes Auge, das lebhaft umherspäht, beachtet jeden Wanderer von fern auf der einsamen Straße. Rasch ersicht sie's, so Gefahr naht, und findet Unterschlupf gleich einem scheuen Häslein; hier duckt sie sich unter eine breitästige Tanne, dort unter kriechendes Wachholdergestrüpp, weiterhin in das Schilf- und Weidengewirr des moorigen Wasserrandes; ihre schmiegsame Gestalt ist leicht gedeckt, und arglos zieht der Bauer, der Söldnertrupp, selbst der luchsäugige Strauchdieb vorüber. Sie fürchtet sich nicht und kommt nicht so viel zur Besinnung ihrer selbst, da sie sich wundert, keine Furcht zu haben, da sie doch sonst im sicheren Vaterhause aufschreit, wenn die Mäuslein zwischen den Mehlsäcken huschen, oder wenn eine fremde Hand sich nach ihr ausstreckt.

Sie ist noch nie so weit aus Lüneburgs Mauern hinausgekommen, aber sie staunt nicht, daß die Welt so groß ist, wie sie sonst doch oft gethan hat, wenn sie Sonntags mit Kathrin und den Kindern über die Stadtwälle ging und weit in das flache Land hinausschauen konnte. Damals sagte sie stets:

„O Schwester, wie tröstlich, daß wir hinter starken Mauern und Wällen wohnen! Wie bang muß es sein, sonder Schirm und Hut im Lande zu streichen!"

Dies alles kommt ihr heute gar nicht in den Sinn. Sie denkt nur daran, ob Greta mir ihr ziehen, ob die kranke Frau sie bereitwillig lassen und ob Balthasar versöhnlich sein wird? Ob die Maid nach all den Jahren ihr gern zur Heimat folgt, ob sie ihrem Bruder die Treue bewahrt hat, daran rührt sie nicht mit Zweifeln, da sie noch keinen Wechsel der Gesinnung begreift.

Die Gegend ist sehr öde und einsam; wäre sie aber auch reizvoll und belebt, sie würde dessen nicht achten. Die Straße der Hansa geht meist zu Wasser, von der Ilmenau zur Elbe, so gibt es fast keinen Verkehr. Der Kärrner, mit dem sie auszog, ist zur Seite abgebogen, worüber sie sich freut. Sie folgt mit dem Instinkt eines Hundes, mit der Gewißheit, die jedes von des Ritters Worten ihr eingeprägt hat, der angegebenen Richtung. Sand, Heide und Föhrenwälder breiten sich vor ihren Blicken aus. Endlich ein geneigtes schwarzes Kreuz, wo einst viele Wallfahrer von Strauchdieben erschlagen worden, sie begrüßt es mit Freuden, weil es ihr beweist, daß sie auf rechtem Wege ist. Sie setzt sich, da die Sonne hoch steht und ihre Füße von dem ungewohnten Dienste brennen, daneben und stärkt sich aus ihrem Korbe; vergnügt und sorglos, wie der Sperling im Busch an ihrer Seite, verzehrt sie ihr Brod und Fleisch. Dann wandert sie weiter in die fremde Welt hinaus.

Eine Herberge am Wege, verfallen und unheimlich, umkreist sie in großem Bogen. Abseits sieht sie eine Burg und angebautes Feld daneben, dann begrüßt sie freudig von einer Heidhöhe den fernen breiten Strom, der mit bewegtem Glänzen dahinzieht und die Elbe sein muß, an der sein Haus steht, sein Haus — ihr Ziel!

Die Sonne neigt sich am herbstlich bewölkten Himmel, als sie bei den Lehmhütten anlangt, die sich am Fuß der Burghöhe angesiedelt haben. Sie sieht den stattlichen runden Turm der Burg Bleckede, weit hinaus im Lande kenntlich, sie sieht auch Graben, Brücke und Mauern, des Herrenhauses Dach und bewegte Baumwipfel hinter den Mauern hervornicken, sie sieht alles — und geht still, gewiß und getrost darauf zu.

An der heraufgezogenen Brücke schwenkt sie ihr Tuch und ruft lange mit ihrer schwachen Stimme hinüber, bevor der Thorwart ihretwegen die Brücke fallen läßt.

Endlich geschieht's und sie schreitet sonder Zagen durch Thorweg und Gatter. Als sie den inneren Hof betritt, fährt ein graubärtiger Knappe sie an, da sie aber sagt: sie bringe Kunde vom Ritter Heinz, der in Lüneburg gefangen liege, und seinen Handschuh hervorzieht, eilt er ihr vorauf und ruft ihr zu: ihm in die Halle zu folgen!

Im nächsten Augenblicke steht sie vor dem alten Ritter, dem Vater ihres Gastes; sie berichtet ihm von der Sankt-Ur-

sula-Nacht und was sich begeben hat, fordert ihn auf, Greta Lüning freizulassen und selbst mit gutem Lösegeld zum Allerheiligentag gen Lüneburg aufzubrechen, um den Sohn aus der großen Not und Gefahr zu erretten.

Der alte Ritter schlägt die Hände zusammen in Freude ob der tröstlichen Kunde! Hat er doch des Sohnes Leben verloren gegeben; es sind nur wenige aus der Mordnacht entkommen, um die Trauerbotschaft von dem großen Blutbad in den Straßen der Stadt ins Land hinaus und auf die Burgen zu tragen.

„Heinz lebt, ist gerettet! O junge Maid, welch einen Trost bringst du in meine öde Halle!“ ruft er bewegt.

Er befiehlt, ihr einen Willkommentrunk zu reichen, und führt sie dann in die Kemmenate, an das Lager seines lahmen Weibes, das Freudenthränen vergießt bei der Hoffnung, den Sohn wiederzusehen.

Greta wird gerufen.

„Ja, sie ist es!“ sagt Gertrude, „ich erkenne sie wieder,“ als die starke Maid mit den roten Wangen und dem gelben Haar vor ihr steht. „Greta, ich bin Balthasars Schwester, die kleine Trude; er kam vergeblich, um dich zu befreien, jetzt soll der Ritter dich mir geben, als Austausch, da du allein ihm Sicherheit schaffen kannst für den Sohn und Balthasars Wut bändigen wirst.“

Greta fällt ihr um den Hals und blickt mit scheuer Frage auf die Herrin.

„Geh!“ murmelt diese. „Du warst treu und sorgsam und ich misse dich schwer; du warst wie eine Tochter für die Schwache, da es aber den Heinz gilt, muß es sein, daß ich dich von mir lasse!“

„O liebe Herrin!“ ruft Greta, sinkt am Lager nieder und küßt unter Thränen die Hand der Kranken, „ich lasse Euch schier ungern, Ihr war't gütig und ich durfte Euch helfen; ach, seid nicht böse, daß ich doch lieber zu den meinen zurückkehre!“

Am andern Morgen ziehen sie selbander aus und zur Stadt. Der Ritter, die zwei Jungfrauen und etliche Reisige zu Schirm und Schutz, und um dem Bleckeder Burgherrn in der Stadt und vor den trutzigen Bürgern ein wohlanständig Geleit zu sein.

Da er am Thor Urfehde und Unterwerfung unter den Landfrieden schwört und meldet, daß er um des Sohnes Lösung kommt, lassen sie ihn endlich mit den seinen einziehen.

Er reitet, gefolgt von den Knappen, in seine Herberge, die jungen Mägde aber, denen er vielmalen gesegnete Verrichtung und Befreiung seines Heinz nachwünscht, eilen Hand in Hand durch die Gassen, Amburgers Hause zu.

Trüb sitzt der blinde Greis auf seiner Bettstatt; jetzt geht der zweite Tag zu Ende nach Trudens Verschwinden. Was ist seinem Lieblinge geschehen? Weshalb die seltsame Ausrede gegen den Lukas: daß sie nach dem Außenlande gehe, gute Kräuter zu holen? Hat sie mit der Bitte, außer Sorge um sie zu sein, die Sorge vorausgewußt, die sie bereiten wird?

Balthasar lehnt neben ihm am Posten; des Tages Arbeit ist gethan und der Starke kann ruhen. Er hat die kräftigen Arme untergeschlagen und blickt zur Erde; finster ziehen sich die breite Stirn, der große Mund zusammen.

„Auch sie mag entführt sein vom Feinde, der uns entrann," murmelt er, und der Haß dehnt seine Brust und läßt seine Fäuste sich ballen.

Da öffnet sich die Thür, und über die Tritte herunter springt Greta Lüning, seine Greta!

Dem Balthasar fallen vor freudigem Schrecken die Arme schlaff am Leibe nieder; dann breitet er sie aus und stürzt auf das Weib zu, das ihm gehören sollte, dessen er allein begehrt!

„Greta!"

„Balthasar!"

Sie halten sich umfaßt, die starken, treuen Menschen, und er weiß nicht, wie so plötzlich all sein bitterbös Empfinden in Glück und Liebe umschlägt.

Trude liebkost währenddem den Vater.

Als die zwei wieder zu sich kommen, sagt Trude:

„Nun erzähl' auch, Greta, und vergiß nicht deinen Auftrag vom Ritter."

Greta lächelt und nickt ihr zu und erzählt, wie sie komme, den jungen Burgherrn auszulösen; sie redet aber in ihrem Glück so verworren, daß Balthasar, noch einmal von dem alten Argwohn ergriffen, meint: sie komme aus Liebe zum Heinz vom Berge — sie von sich stößt und nun erst recht bündig und klar erfährt, daß Heinz ihr niemals nachgestellt hat, daß Greta, weil sie an der eigenen siechen Mutter das Pflegen geübt, der Ritterfrau zu guten Diensten gesellet ward. Jetzt erst ist er gezähmt, der Wilde, und Trude sieht, daß Heinz von ihm nichts mehr zu fürchten hat.

Sachte langt sie von seinem Platz an der Bettstatt den Kellerschlüssel und schlüpft aus dem Zimmer, in dem jetzt Greta, von Frau Kathrin begrüßt, aller Aufmerken beschäftigt.

Sie eilt über die große Hausdiele auf den Hof, hebt die Kellerklappe, erschließt die schwere Thür und ruft mit Jubelton ins finstere Gewölbe hinab:

„Ritter Heinz, kommt herfür!“

Gleich darauf steht er vor ihr; sie ergreift seine Hand und leitet ihn an's Tageslicht.

Ueber den Dächern flammt das herbstliche Abendrot empor, der Himmel ist in Gold- und Rosenfarbe getaucht und ein warmer Schein umfließt die zwei Menschen, die sich so viel waren, so viel sind und sich jetzt zum erstenmale beim hellen Tagesschein Aug in Auge sehen.

Als er sie anschaut, wie sie dasteht, den Blick freudig auf sein Angesicht geheftet, meint er, eine so liebliche Jungfrau nimmer gesehen zu haben.

„Gertrude,“ sagt er mild, „was hast du für mich gethan! Du öffnest mir das Grab und gibst mich dem Leben wieder; nie kann ich dir das vergessen! Alles Mißtrauen, alles arge Wesen, das nicht zu dir paßt, will ich abthun und gut werden wie du bist! Waren wir doch eins in diesen Tagen der Not, nie können wir je getrennt sein. Mein Weib sollst du werden, Trude! Komm mit zu den meinen; bringst du Fleiß und Ordnung, Liebe und Sitte von deiner Art auf die Burg zu Bleckede, wird es uns nicht zum Uebel gereichen. Fühle und sei gewiß, daß ich dich mit ernster Minne ehre!“

Er umfaßt sie und jetzt wehrt sie's ihm nicht; wenn sie auch kaum weiß, wie ihr geschieht, so weiß und fühlt sie doch, daß sie nie so glückselig gewesen ist, wie jetzt.

Es hält nicht schwer, den raschen Balthasar zu versöhnen, er ist zu froh, um seinen Grimm festzuhalten, und da sich herausstellt, daß der Heinz vom Berge nicht so schlimm ist, wie man ihn stets hielt, auch den blinden Vater für den Eidam zu gewinnen.

Am Allerheiligentag, wo Balthasar Amburger auf dem Rathaus gegen den Rügvogt für die Bleckeder Herren eintritt, gelingt es dem alten Ritter vom Berge, seines Sohnes Freiheit für ein erklecklich Lösegeld und für ein feierlich Gelöbnis: Frieden halten zu wollen — zu erlangen.

Däucht es auch dem alten Ritter ernst gar wunderlich und steht es ihm nicht wohl an, das Bäckerkind als Jungfrau auf-

zunehmen, so ist er doch allzuglücklich, seinen Heinz gerettet zu sehen, und schließt in der Freude die neue Tochter, der er so viel dankt, gütig in die Arme.

Wenige Tage später folgt Trude ihrem Heinz als sein ehelich Weib auf Burg Bleckede am Elbstrom.

Also geschah's, daß aus dem Argen, aus der Mordnacht, aus Blut und Tod ein Keimlein des Guten auf rechten Boden fiel, aufsproß und Liebe und Gedeihen eintrug.

Der stille Freund.

Ein hoher, alter Armstuhl, wurmstichig, gebräunt und wackelnd, der oben an der Lehne einen Engelskopf trägt, ist mit dem Elternhause in meinen, des ältesten, Besitz gekommen. Ich habe manches Jahr darin gesessen, bin mit ihm alt geworden und hoffte, er werde mit mir aushalten, es sollte aber nicht sein.

Die letzten Erlebnisse mit diesem treuen Genossen meiner Familie, seine letzten Mitteilungen sind es, die ich mir selbst ihrer Merkwürdigkeit halber aufzeichnen will, da sie so eng wie möglich mit früheren Vorkommnissen in unserem Hause verflochten sind.

Es war an einem stürmischen Novemberabend, einem Abend an dem Wind, Regen und Schnee durcheinander in der Luft wirbeln, an dem alle Wetterfahnen keifen und über die Pein wehklagen, die sie erdulden, an dem es in den Schornsteinen poltert, Thüren und Fußböden knarren, das Licht flackert und die Fensterladen rumoren und rappeln, als wollten sie sich losreißen. Ich bat meine gute Schwester, welche mir den Haushalt führt, zu Bett zu gehen, da es zehn Uhr geschlagen hatte. Dann rückte ich meinen Lehnstuhl an den großen, braunen Kachelofen, zog Tisch und Licht heran und saß so, die Pfeife im Munde, einen guten Nachttrunk im Glase, und vertiefte mich in eine Chronik, welche von alten Zeiten her in unserer Familie geführt und fortgesetzt wurde.

Mit einiger Befriedigung, ich kann es nicht leugnen, las ich, wie die von Mölen, deren letzter ich bin, schon im 14. und 15. Jahrhundert im Rate der guten Stadt Lüneburg gesessen, wie sie mit allen rühmlich genannten und vielvermögenden Patrizierfamilien verschwägert worden, wie unser Wappen

allezeit an manchem städtischen Bauwerk gepranget hat und wie namentlich im 16. und 17. Jahrhundert die Bürgermeister Mölen hohes Ansehen genossen. Mein Blick haftete endlich auf dem Namen eines Ratsherrn Arnoldus von Mölen, der ein ernster und eifriger Lutheraner war, und dessen Sohn, Daniel von Mölen, einen weit hinschleppenden Erbschaftsprozeß mit den Nachkommen der reich begüterten, längst ausgestorbenen Familie Springinsgut begann.

Sei es nun, daß die Meta in Berücksichtigung des Novemberwetters meinem Getränk etwas mehr wärmende Spirituosa zugesetzt, sei es, daß eben das eintönige Geheul und Geklapper draußen mich einschläferte, oder daß doch die oft gelesene Familienchronik mich ermüdete, ich fühlte, daß die eckigen, blassen Buchstaben ineinander tanzten und noch blasser wurden, die Pfeife löste sich aus meinen Lippen, der Stuhl zog mich an sich und ein schwebendes, sanftes Behagen kam über mich. Ich hörte das Ticken und Bohren der Würmer im Holz an meinen Ohren, es zischelte und flüsterte. Ein matter Gedanke: wie alt bist du wohl, mein trauter Genosse? stieg in mir auf, ja, ich glaube, es wurde eine halblaute Frage, und erst leise, dann immer vernehmlicher, begann der kleine braune Engel an der Lehne, sich herabbeugend, zu mir zu sprechen.

„Wie alt ich bin," sagte der Lehnstuhl, „so alt, so weit zurück liegt mein Entstehen, wie deine Gedanken dich selten führen. Wurzelte doch mein Stamm, die herrlichste Eiche in einem Urwalde, den ihr das Bennerstedter Holz nennt, nicht allzu fern von deiner Vaterstadt. Auch meine altersmüden Gedanken verwirren sich, wenn ich in jenen Fernen zurückforsche. Aber mir ist als hätten sich Wenden und Sachsen in meinem Schatten gelagert, als wären Wölfe und Bären zu meinen Füßen gejagt, als hätten die dem Wodan geweihten Waffen in meinem Wipfel geklirrt. Hunderte von Jahren rauschten leise vorüber; Winter und Sommer wechselten wie Tag und Nacht, ich wuchs und lebte dahin in träumender Wonne. Nach und nach lichtete sich der Wald um mich her. Vielleicht war's zum Bau der Städte Lüneburg und Bardowick, daß die kräftigen Holzfäller meine riesigen Kameraden um mich her fort holten. Wieder mögen Jahrhunderte vergangen sein, da legte sich die Axt auch an meinen Fuß, ich fiel, ich wähnte zu sterben, aber es war kein Ende, nur ein Uebergang, ein Wechsel, wie der alles Endlichen. Man

schleppte meinen Riesenleib mühsam durch die hallenden, überwölbten Thore der stark befestigten Stadt Lüneburg, man zerlegte mich auf dem Holzhofe und staunte über den festen Kern meines Stammes. Mit der Berührung der Menschenhand war menschlich Denken und Verstehen in mir erwacht.

Ein Kunsttischler, Johannes Böhme, brachte mich käuflich an sich, ich hörte wie er die andern überbot und zu den Umstehenden sagte: „Ein solch köstliches Holz zu feiner Schnitzarbeit habe ich lange nicht gesehen, das ist mir für manche ehrenwerte Bestellung hoch willkommen.“

So brachte man mich nach dem Böhme'schen Gehöft und in seine Werkstatt. Es sollte eine neue, sauber geschnitzte Kanzel für die Kirche Sankt Michaeli angefertigt werden und der Meister überlegte mit seinen Gesellen, besonders mit Klaus, der seine beste Stütze zu sein schien, wie man die verlangte Schnitzarbeit recht künstlich herstellen wolle.

Als man noch damit beschäftigt war, trat eines Tages ein kleiner, wohlbeleibter, noch junger Mann in die Werkstatt, den Meister Böhme mit besonderer Freude empfing. „Ich habe lange gehofft, Herr Daniel von Mölen, daß Ihr kommen würdet, feinen Hausrat für die schöne Braut zu bestellen,“ sprach er, und grüßte den vornehmen Kunden mit abgezogenem Käpplein.

Das war gerade des Herrn Daniel Absicht. Nun begannen die beiden zu überlegen, wobei die Gesellen leiser schnitzten und schabten. Der junge Herr von Mölen saß auf einem schön polierten Sockel der Kanzel, Johannes Böhme stand vor ihm und stützte den rechten Fuß auf meine geschichteten Bohlen, so daß ich jegliches Wort in der Nähe vernahm.

„Das Eckhaus am Markt, etwelches meiner Jungfer Braut gehört,“ hub Herr Daniel an, „das alte Springinsgut'sche Erbhaus, das wir gleich nach der Hochzeit beziehen, ist zwar voll guten Hausrates, aber etliche kunstvolle Sachen, etwa zwei hohe und große Schränke, eine Spinde für den Festputz — wie Frauen sie gern haben — mit mancherlei heimlichen Fächern und mehrere gut geschnitzte Stühle möchte ich dazu schaffen. Vor allen Dingen aber begehret Susanna eines Lehnsessels, kunstvoller noch als der war, den Ihr der Schomakerin geliefert. Vermöget Ihr diesen Sessel alsobald im Laufe des neuen Mondes zu schaffen, so mögt Ihr immerhin den Preis steigern. Wir feiern am dritten Junius der Susanna siebenzehnten Geburtstag, nicht allein, daß ich ihn

dazu bescheren möchte, ein anderer Grund noch treibet mich, den Armstuhl baldigst zu wünschen. Ein Freund unseres Hauses, der treffliche Maler Franz Wulf, der allzusehr mit Arbeit überladen ist, hat einen Genossen aus des großen van Dyks Schule, einen Flamländer, verschrieben, der einige von den wohledlen Herren der Stadt, vor allem meinen würdigen, greisen Vater, für das Ratszimmer konterfeien soll. Nun ist der Wunsch unserer Familie, er möge auch meine schöne Susanna im Brautschmuck, in einem besonders vortrefflichen Armstuhl malen, weil sie also für Kinder und Kindeskinder ein herrliches Andenken abgeben würde. Ihr seht, Meister Johannes, welche Ehre man dem Sessel zugedacht hat, so schafft mir ein rechtes Prachtstück."

Lange ward noch über das einzelne der Bestellungen beraten. Die Mittagsglocke schlug und der Meister geleitete den jungen von Mölen vor die Thür. Die Gesellen nahmen ihre Mützen und gingen, nur Klaus blieb noch bei der Arbeit. Da öffnete sich leise die Seitenthür nach dem Hofe. „Ich muß dich wohl selber zum Mittagessen holen?" flüsterte eine zutrauliche Stimme und ein kleines, frisches Mädchen, gerade alt genug, um, wie's schien, dem Klaus sehr zu gefallen, schlüpfte in die Werkstatt.

„Wir haben neue Bestellungen, Anneke, wir müssen vorwärts" — sagte der junge Arbeiter, dabei legte er aber doch die Schürze fort, rieb behaglich seine Hände, strich sein volles, blondes Haar zurück und umfaßte die kleine Anneke, die herzlich dazu lachte. „Herr Daniel von Mölen gibt uns Brautarbeit," fuhr er fort, „habe ich sie zu deines Vaters Zufriedenheit fertig, so hoffe ich, an die eigene Brautarbeit denken zu dürfen. Der Meister hat mich gern, und wenn meine Arbeit seiner Lehre keine Schande macht, wird sein Wohlwollen gedeihen. Gibt er mir seine besten Bestellungen in die Hand, muß er mir auch sein Kind vertrauen."

„Sprich mit ihm, Klaus," meinte Anneke und duckte das Schelmgesicht an seine Brust, „warum sollte er dich nicht als Sohn haben wollen?"

„Warum nicht?" lachte Vater Böhme, der eben eintrat, „weil der Bube noch kein Meisterstück gemacht hat."

„So laßt es ihn machen!" rief der junge Gesell freudig, wandte sich und bot dem Meister seine Hand. „Gefällt Euch dann meine Arbeit, so behaltet mich ganz, laßt mich all mein lebtag für Euch arbeiten, aber gebt mir Eure Anneken zum Weibe."

„Meine einzige Tochter. — Aber sie hat dich gern, wie ich sehe, das Meisterstück mußt du aber zuvor machen, mußt es machen, wie die Gesetze der Zunft es fordern, allein, ohne Hilfe, in kürzester Frist. Ich bestimme dazu den Lehnstuhl für Herrn Daniel von Mölen, und vier Wochen Arbeitszeit. Da magst im kleinen Schuppen nebenan schaffen und darfst von meinem besten Holze nehmen, aber Plan und Ausführung muß ganz dein eigen sein, die Bestellung hast du gehört. Fällt die Arbeit zu aller Zufriedenheit aus, noch heute will ich sie dem Zunftamt melden, wirst du Meister, so kann deine Hochzeit mit der des Auftraggebers zur gleichen Frist sein."

Das junge Paar frohlockte, Anneke schmiegte sich an ihres Vaters Ellenbogen, Klaus drückte und schüttelte des Alten Hand.

Am Nachmittag schon wurde der Schuppen zur Werkstatt für Klaus hergerichtet. Mit prüfenden Blicken und Händen erlas er die kernigsten Stücke meines Stammes, recht die, in denen meine Seele wohnte, und trug sie mit sinnendem Blick und glücklichem Lächeln hinüber.

Allein saß Klaus am andern Tage bei der Arbeit, ein leichtes Tannenbrett hatte er vor sich und entwarf mit Kohle Zeichnungen und Pläne. Der Lehne, dem kühnen Schwung der Lehne galt's. Blumen und Laubwerk sollten sie umwinden, oben gekrönt von einer großen Rose? Oder wäre ein Vogel schöner? Vielleicht machte sich ein Fruchtstück auf der Spitze? Nein — der Vogel mußte es sein, wie leicht fielen ein Paar ausgebreitete Schwingen herunter zwischen die Blumen! So entwarf und führte er den Plan mit dem Vogel aus. Ueber all der Arbeit war es wieder Mittag geworden. Das Muster der Lehne stand vor dem kleinen geöffneten Fenster, Klaus schaute befriedigt die schön geschwungenen Flügel an und schnitzte den Kopf des Vogels, der — beim Vorbild kam's ihm nicht darauf an, alles aus einem Holz zu machen— in der Lücke zwischen den Fittichen, also auf der Spitze der Lehne prangen sollte. Schier hingenommen von seiner Arbeit, hatte er eine Weile so gesessen. Plötzlich störte ihn ein leichtes Geräusch, er schauete auf und sah das kleine, fröhliche Gesicht Annekes durch das offene Fenster zwischen den Flügeln auftauchen, sie nickte und blinzelte, er aber warf den hölzernen Vogel weit von sich, sprang auf, lief ans Fenster, haschte den Kopf der kleinen Braut mit beiden Händen, küßte sie hastig

und jubelte hinaus: „ich hab's, ich hab's, jetzt muß es werden!" Sie wand sich los und schlüpfte zu ihm herein.

„Wie muß es werden, Klaus?" fragte sie.

„Sieh, mein Schätzlein," erklärte der von seinem Einfall begeisterte Bursche, „wie ich's eben gesehen, du mußt oben an die Lehne."

„Ich, Claus, ich? Macht dich die Einsamkeit närrisch?"

„Was närrisch!" rief Klaus in hoher Herzensfreude, „es wird ein Meisterstück, ein echtes Meisterstück, sage ich dir, wie noch keins in der guten Stadt Lüneburg gefertigt worden, aber höre mich an. Den ganzen Morgen habe ich mich gesorgt, wie ich die Lehne krönen solle, nichts gefiel mir recht. Da kamst du, ich sah dein liebes Gesichtlein zwischen den Schwingen und jetzt wußte ich das Schönste. Führe ich's aus, so werde ich sicher ein berühmter Meister und du meine Frau Meisterin."

Nun begriff auch Anneke seinen Einfall, sie tanzte und jubelte mit ihm im Schuppen, bis die Stimme des Vaters ernst ertönte, die beiden zu rufen.

Von nun an kam sie in jedem freien Augenblick zu ihrem Klaus, er konterfeite mit Stolz und Freude das rosige Gesicht seines blonden Schätzchens in Holz.

Eines Tages, als gerade die Sonne recht hell durchs kleine Fenster schien und Klaus nun schon aus meinem harten Stamm schnitzte, sprach er: „Anneke, mein Lieb, ich bin doch nicht ganz zufrieden, zwischen deinem Kopf und den Flügeln ist eine häßliche Lücke, schnitzle ich dir einen Hals, so sieht das steif und garstig aus, rücke ich die Fittige herauf, drückt's dein Gesicht zu weit hinein, gebe ich dir eine Halskrause, wie sie die Töchter der Patrizier und edlen Geschlechter tragen, so möchte das kaum zu den Flügeln passen, rate mir also, was da zu machen ist?"

Das Mädchen trat hierauf wichtig heran, legte den Finger, als überdenke sie ernstlich, weise an den Mund, kicherte dann, halb schlau, halb verlegen und begann ihre aufgeschlungenen blonden Flechten zu lösen. Kaum gewann ihr Haar seine Freiheit, so rollte es sich in sanften Bogen um das kleine Angesicht, ja es wallte so umher, daß es fast unter dem Kinn zusammentraf und weit sich über die Schultern dehnte. Mit hellem Rot auf den Wangen für ihr Wagnis, stand sie vor ihm. Klaus war froh und er hatte ein Recht, es zu sein, sie sah engelhaft aus, und mir war, als müßten

die Sonnenstrahlen sich freuen, die ihr lichtes Haar vergoldeten. Mein altes, knorriges Wesen ward weich, und Mitempfinden stieg auf für diese beiden jungen, schönen und tüchtigen Menschenkinder.

Unter des Klaus fleißigen Händen gedieh die Arbeit rasch, mit wenigen Schnitten legte er die Hauptlinien ihres Haares in das Holz. Die Verbindung zwischen dem Kopf und den Flügeln war gefunden. Vielleicht war's kaum nötig, aber Klaus meinte, er müsse sie noch oft mit dem aufgelösten Haare sehen, sonst könne er's nicht schnitzen. Anneke schien stolz auf ihren Einfall zu sein und gern zu kommen.

In der gesetzten Frist hatte der fleißige Klaus mich vollendet. Das Rohrgeflecht war von anderer Hand eingefügt, die braune Beize und Politur aufgetragen. So fühlte ich mich recht neu geboren und war es auch, bekannt war ich geworden, ja befreundet mit dem, der mir diese Gestalt gegeben, so daß ich mit Bedauern an ein Scheiden dachte. Dann wieder regte sich freudige Spannung, wenn man von meiner neuen Stellung redete. Ja, ich bekenne es, ich hörte gern von meiner schönen jungen Herrin, von der sie alle schier mit Entzücken sprachen.

Susanne Springinsgut, die letzte Erbtochter eines alten Geschlechts, das lange begütert und angesehen in der Stadt gelebt hatte, galt für das schönste Mädchen in Lüneburg. Ihre Vorfahren, die vor Zeiten, böser Händel wegen, mit Hab und Gut ihre südliche Heimat verlassen hatten, waren mit den ersten Familien verschwägert, deutsch und reich geworden. Man sagte von ihnen, daß sie raschen, heißen Blutes seien und leichteren Sinnes, als man es sonst im Norden findet. Susannas Vater war der letzte Springinsgut, sie ward mit ihrem achten Jahre eine Waise und in dem Hause der von Mölen erzogen. Man fand es natürlich und Susanne war mit dem Gedanken aufgewachsen, daß sie den Vetter Daniel heirate, wie konnten die von Mölen sie auch von sich lassen, zumal sie selbst, sollte Susanna ohne Leibeserben mit Tode abgehen, von ihr zu erben hatten. Ihr also sollte ich dienen, ihr und ihren Nachkommen, gar begreiflich, daß ich jedes Wort über sie begierig erfaßte. Gelegenheit dazu bot sich genugsam, da jeder, der mich sah, seine Meinung über die von Mölens, oder Susanna, abgab.

Es war ein großer Festtag in dem Hause des Johannes Böhme, als man mich fertig zur Schau in die niedere, schmale

Wohnstube trug, alle lachten über Annekes Köpfchen, Herr Johannes aber beschaute mich rundum mit stolzem Wohlgefallen und meinte: eine solche Arbeit habe er noch nicht gesehen, dann schüttelte er seinem Klaus gerührt die Hand.

Nachmittags kamen die Meister der ehrsamen Schnitger- und Stuhlmacherzunft, Zünfte, die damals köstliche Werke von künstlerischem Geschick zu liefern verstanden. Man trank ein kräftiges, süßes Bier aus mächtigem Zinnkrug und Anneke bot mit besonderer Freundlichkeit den alten Meistern, die über ihr Glück entscheiden sollten, weiße selbstgebackene Wecken.

Sie saßen dabei gar wichtig im Kreise, sprachen über der Stadt Wohl und über die gefährlichen Zeitläufe. Der große Krieg, der lange schon draußen im Reich tobte — man schrieb just Anno 1645 — erweckte manch Seufzen und Kopfschütteln, jedoch auch großes Lobpreisen und Danken, da bis jetzt die Kriegsfurie ihre gute Stadt nur geschrammt hatte und sie alle den gerechten Gott und Züchtiger bitten wollten, daß er fernerhin gnädiglich mit Lüneburg umspringe.

Dann gingen sie an ihr Werk. Jeder betrachtete mich einzeln mit prüfender Genauigkeit, ob das Schnitzwerk aus einem Stück sei, ob alles gut ineinander passe, ob nirgend ein leises Wanken oder eine Ungeradheit zu finden, sie traten stumm nacheinander zurück. Nachdem mich alle besehen hatten, führte Meister Böhme den Klaus vor und bat, man möge seine Geschicklichkeit beurteilen, möge erwägen, ob er würdig sei, Lüneburger Meister zu werden. Nach ihrem Alter gaben die Zunftverständigen ihr Urteil. Es fiel, schlicht und einfach gesprochen, trefflich aus, der glückliche Klaus sollte einstimmig dem löblichen Rate der Stadt als Meister vorgeschlagen werden, und so geschah's. Ehe ich zum dritten Junius ins Mölensche Haus abgeliefert ward, hatte ich noch die Freude, meinen lieben Klaus als Schitzleramtsmeister bestätigt zu hören.

Herr Daniel, auch seine Frau Mutter und sein würdiger Vater, der Ratsherr, hatten mich im Böhmeschen Hause betrachtet. „Was wird Susanna sagen?" so tönte mir's aus jeglichem Munde entgegen und steigerte meine Spannung.

Es war ein lachender, schöner Morgen, als ich zuerst wieder in die frische Luft hinausgetragen ward. Anneke weinte, als Klaus und ein Bursche mich fortbrachten; sie lehnte in der Hausthür und zum ersten und letzten Mal vielleicht neidete sie der reichen Susanna ihren Besitz. Auch mir that's

wehe, von der Kleinen zu scheiden, aber ich hatte meine Gedanken hinaus gerichtet.

Die Straßen der Stadt waren noch menschenleer, die hohen Giebel leuchteten sonnenbeschienen, die Linden vor einigen Häusern grünten und blühten mit würzigem Duft, so trugen sie mich nach dem von Mölenschen Hause auf der Bäckerstraße. Wir sind jetzt darin, Urenkelkind meiner damaligen Freunde! Wenig hat sich verändert, derselbe stolze Giebel, dieselben Erker und Ausluchten, die hohe, steinbelegte Diele, die durch zwei Stockwerke hinaufgeht, viele Treppen und Gänge, hie und da gutes Schnitzwerk, das ihr thörichterweise mit Farbe bemalen ließet. Die Fenster waren kleiner, aus vielen in Blei gefaßten Scheiben zusammengesetzt, die Zimmer tiefer, weniger licht, mit dunklem Getäfel und festem, aber schlichtem Hausrat.

Herr Daniel kam aus der hinteren Thür uns entgegen über die Hausdiele geschritten, er trug ein langes Morgenkleid und hielt frische Epheuzweige in der Hand, er pfiff lustig, wie ein Spatz, der sein Nest baut. Meinem guten Klaus schüttelte er, mit hellem Lachen auf dem fetten Angesicht, die Hand, worauf dieser ehrerbietig mit Glückwunsch für den Geburtstag der Jungfer Liebsten erwiderte. Dann hob mich mein Freund und Herr Daniel zwei kleine Stufen hinunter, rechts in das große und tiefe Wohnzimmer. Es war braun getäfelt, ein großer Tisch stand inmitten von Bänken umgeben und zur Straße schaute, um eine Stufe erhöht, der weite Ausbau hinaus, in dem Tisch und Stühle Platz fanden. Frau von Mölen kam vom Frühmahlstische, auf dem die gewürzte Biersuppe dampfte, herzu, um mich wiederum zu mustern. Die Kinder, die umherstanden, liefen herbei, nahmen das Epheu und flochten lange Gewinde. Klaus putzte und wischte noch einmal an mir, obwohl nirgend ein Stäublein lag, rückte mich in ein besseres Licht, nahm sein Käpplein vom Fußboden und sagte mit einer Stimme, die ganz anders, ja wie von Thränen gebrochen klang, den Mölens Valet. Daniel ging mit ihm hinaus. Die Kinder raffelten mit den Blättern, plauderten, lachten und fragten: wann Susanna komme, und was Susanne für Augen machen werde? Die Mutter schnitt Brot und wehrte der Unruhe und dem Geschwätz mit ernstem Wort.

Da ward die Stubenthür leise geöffnet, ich konnte die, welche jetzt hereinkam, genau sehen, ein schmächtiges, blasses Mädchen mit niedergeschlagenen Augen. War das Susanne?

Die Mutter wandte sich, „ah, Sibylla, so früh schon?“ rief sie, „das ist gut von dir.“

Sibylla küßte die Frau und sagte mit eintöniger, matter Stimme: „ich wollte meine teure Susanna so früh wie möglich umarmen.“ Dann kam sie, mich zu bewundern, und ich sah, daß sie Blatternarben hatte und Augenlider so breit und schwer, daß man nur selten eines klaren Blickes froh wurde; erhielt sie hierdurch einen Ausdruck unschuldiger Sanftheit, so paßte der wohl zu ihrer Stimme, nicht immer zu ihren Worten. Als sie mich betrachtete, meinte sie: „das also ist der berühmte Stuhl, der mit auf das Bild kommt, mir scheint, er ist zu hoch.“

Daniel trat gleich darnach ein, grüßte die Freundin Susannas, meldete, er höre den Vater und fragte, ob er Susanna rufen solle. Er war jetzt festlich gekleidet, sah lebhafter und besser aus als früher und legte ein Päcklein auf meinen Sitz, in das Sibylla verstohlen zu lugen trachtete. Die Mutter rief, er solle eilen, die Suppe werde kalt, der Vater liebe es nicht, zu warten, und Susanna dürfe schon lange unten sein. Die Kinder jammerten, ihre Gewinde würden nicht fertig, kränzten mich aber aufs beste, streueten die übrigen Blätter auf den fein gesandeten Fußboden und legten einen recht frischen Zweig auf ihrer Susanna Platz. Mittlerweile trat der schon ergraute Ratsherr Arnoldus von Mölen ins Zimmer, er trug ein langes, schwarzes Morgenkleid, das ihm ein feierlich, ehrbares Ansehen gab; seine Frau bot ihm den Morgenkuß, die Kinder haschten scheu nach seinen Händen. Jungfer Sibylla stand zur Seite und knixte mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich denke,“ sprach der Rat mit leicht gerunzelter Stirne, „Susanna wird heute, an ihrem Geburtstage, nicht warten lassen.“

„Ich habe ihr zugesagt, sie solle gerufen werden,“ entschuldigte die Mutter. „Wir möchten sie festlich empfangen.“

Jetzt hörte man ein frisches, jubelndes Gelächter draußen, die Thür flog auf und über die beiden Stufen, dem Bräutigam, der hinterdrein keuchte, weit voran, sprang ein großes, schlankes Mädchen. Die Kinder schrieen und lärmten ihr Gruß und Glückwunsch entgegen. Vater und Mutter wehrten dem Sturm, aber selbst Scheu vor den Eltern, welche deutlich zu spüren war, hielt jetzt die kleinen Wilden nicht zurück, sie hingen sich an Susannas Arme, an Susannas Kleid; wie diese

es dann möglich machte, doch hindurchzukommen, ihrer Pflegemutter um den Hals zu fallen, hab' ich nicht beachtet.

Jetzt war auch Daniel am Platz, mir schien als wolle er mich würdigermaßen vielleicht mit einer längst bedachten Rede und Ansprache übergeben. Susanna aber, sonder Zwang, rasch und lebhaft in jeglichem Thun, stand schon vor mir, schlug glückselig die Hände zusammen, rief: „O, der Prachtstuhl!“ achtete nicht Päckchen noch Gewinde und warf sich, ohne Scheu noch Umschau, in meine Arme.

Von diesem Augenblicke an hatte ich sie lieb, diente ich ihr mit Lust, diesem leichten, raschen, herrlichen Geschöpfe. O, wie war sie schön mit ihrem tiefdunklen Haar, mit ihren schwarzen Augen, die so lustig hinausblitzten, und ihren weichen, stets bewegten Mienen!

Daniel geriet in Not. „Meine vielliebe Braut,“ stammelte er. „Das Päcklein, der Brokat, ich bitte dich.“

Susanna sah sich mit Staunen um. „Ein prächtiges Geschenk liegt im Sessel,“ flüsterte Sibylla und zog ihre Freundin empor.

Wie verschieden waren doch die beiden neben einander! Die eine ganz Leben und Wärme, die andere, freilich wohl etliche Jahre älter, aber wie kühl, still und voll Ueberlegung. Jetzt erblickte Susanna das Paket, sie schlug ein Tuch auseinander und nahm, mit großen Augen von allen Kindern umgafft, einen herrlichen, weißen Brokat daraus hervor, der künstlich mit feinen Goldranken durchzogen war. Susanna brach in hellen Jubel aus, alle Kinder schrieen zugleich. Daniel sprach mit Selbstvergnügen: „meiner Susanna Brautgewand.“ Sibylla aber, die den Stoff zwischen den Fingern prüfte, flüsterte: „ein kostbares Geschenk!“

Auch die Eltern traten herzu und erwiesen sich beifällig. Dann ging's gemeinschaftlich ans Frühmahl. Für Sibylla ward auch ein Löffel und Teller herbeigetragen und obwohl sie bescheidene Ausreden hören ließ, nahm sie augenscheinlich gern teil.

Der Vater sprach das Morgengebet in ernster, protestantischer Weise, er gedachte der Kriegsrute, die so lange Jahre schon alle deutschen Lande zur Wüstenei gemacht habe, und bat: „Bau du, o Herr, eine feurige Ringmauer um unsere Stadt und lass' darin die Kinderzucht, des Hauses Wohlfahrt und alle Handlung zu Wasser und zu Lande, wohl gedeihen. Gib uns ein, wie wir beizeiten dir in den strengen Arm fallen

sollen, der über uns Sündern erhoben ist, und schütze deine Treuen, wie du bisher gethan."

Nach dem Mahle ward gemeinschaftlich ein Psalm gesungen. Susannas kräftige Stimme konnte ich deutlich erkennen, klang sie doch wie getragen von den klaren Tönen der Kinder. Der Vater verließ bald nachdem das Wohnzimmer; die Mutter sprach von den Geschäften des Hauses und daß sie in die Küche müsse. Susanna, die sich nochmal an mir gefreut hatte, ward von den Kindern für ein Haschespiel im Gärtlein geworben, dem sich Daniel, des Festtags halber, wie er sagte, anschloß.

Um Jungfrau Sibylla kümmerte sich niemand, vielleicht glaubte man, sie gehe mit in den Garten, sie wandte sich aber zur Mutter und bat, ihr im Hauswesen beistehen zu dürfen. Frau von Mölen schien erfreut, sie sprach Sibyllen ein Lob aus und meinte: „Susanna ist leider nicht wirtlich geartet."

Bevor sie ging, faltete Sibylla den Brokat sorgfältig in das Tuch, und mir war, als sähe ich einen bittern Zug des Neides auf dem blassen Angesicht. Die Hausfrau, der vielleicht ein gleicher Gedanke kam, trat unversehens hinzu, nahm Sibyllas Hand und sprach freundlich: „Jungfrau Sibylla Biskule, des Bürgermeisters Kind, wird ein noch schöneres Brautgewand tragen."

Das Mägdlein zuckte mit den schmalen Schultern, schwieg und wandte sich ab, dann gingen beide Frauen hinaus.

Eine Zeitlang stand ich allein. Plötzlich stürmten zwei der Knaben herein, langsam vom Herrn Daniel gefolgt, der über ihre Eile und ihr thörichtes Beginnen zankte.

„Deine Susanna soll Kaiserin werden!" jubelten sie, „und dazu müssen wir einen Thron haben, also faß an, Daniel!"

Der gute Dicke mußte sich bequemen, sie trugen mich aus der Wohnstube über den Flur, über den kleinen eingeschlossenen Hof, in den ebenso eingeengten Garten. Hier war die ganze Wonne und Blütenpracht eines Junimorgens ausgebreitet. So klein das Plätzchen war, so lieblich schien's mir. Die hintere Wand bildete eine Mauer, welche ganz mit Epheu überwuchert war, daneben stand ein hoher Birnbaum, die Seiten waren mit blühenden Sträuchen und weinbewachsenen Speichern, Ställen und Schuppen besetzt. Alles grünte und blühte, kleine Beete mit Frühlings- und Sommerblumen, wohin man sah. Gerade unter dem Birnbaum war ein erhöhter Rasenplatz, mit Rosenbüschen umgeben, die eben zu blühen begannen, dahin

trug man mich. Susanna kniete auf dem Rasen, zwischen den jüngeren Schwestern ihres Verlobten, die ihre Rosen in die Flechten steckten; wie lieblich sie war!

Jetzt ward ich von allen umringt, herrlicher noch mit Epheu und Zweigen geziert und auf den Rasenhügel gestellt. „Da ist dein Thron, Susanna!“ riefen die Kinder. Man gab ihr als Szepter einen blühenden Lilienstengel in die Hand und sie hielt, gar stattlich und lustig, eine Rede an ihre Getreuen. Daniel lehnte ihr mit behaglichem Schmunzeln zur Seite. Die Kinder trugen ihr Blumen als Schoß und Zoll zu, tanzten um sie her, jubilierten und lachten, frohlockten und sangen in die Wette mit den Vögeln oben im Baumeswipfel.

Plötzlich verstummte der Lärm, alles stutzte und blickte sich scheu um. Daniel schritt verlegen einem Fremden entgegen, welcher, vom Vater und dem in der ganzen Stadt wohlgelittenen Maler Franz Wulf, den ich schon beim Meister Böhme gesehen, geleitet, in der Thür des Gärtchens erschien und jetzt den gelbgesandeten schmalen Pfad heraufkam.

Mir war nie ein schönerer Mann begegnet als dieser Fremde. Vielleicht waren alle davon betroffen, denn sie alle da unter dem Birnbaum staunten ihn regungslos an. Er war so hoch gewachsen, daß er sich hatte bücken müssen, als er den Bogen von Schlingrosen über dem Gartenpförtlein durchschritt. Braunes Haar wallte unter einem Sammetbarett hervor bis auf seine Schulter, scharf waren die Züge, scharf und fein geschweift, erinnerten sie mich doch an den Edelfalken, der einst in meinem Wipfel gehaust hatte, seine dunklen Augen lagen tief, flackerten und blitzten, ein spitzes feines Bärtlein kräuselte sich über dem vollen roten Munde, eine Krause von Kanten umgab den schlanken Hals, ein güldenes Kettlein lag auf dem Kleide von dunklem Sammet, er trug einen Degen an der Seite und ein fremdartig kurzes Mantelett. Da er vor Susanna ankam, ging er in das Spiel, das er unterbrochen, ein, er beugte sein Knie vor ihr und huldigte ihr mit fremdländischer Aussprache als einer Kaiserin. Susanna erhob sich, sie bebte, beugte sich zu ihm nieder und schüttete so alle ihre Blumen über ihn. Nun trat Arnoldus von Mölen hinzu, „das ist Jungfrau Susanna Springinsgut, die Ihr malen sollt, Herr Gerrit van Swanenborg,“ sprach er.

„Ich hoffte es,“ entgegnete der Fremde. Jetzt stand auch Daniel daneben und Wulf, der alle kannte. Sie sprachen von dem Brokatkleide, das rasch gefertigt werden solle, von dem

kunstvollen Sessel, von den Bildern der Ratsherren und wie Susannas Konterfei allen andern vorangehen müsse.

„Ich hätte die edle Jungfrau am liebsten so gemalt," meinte van Swanenborg.

Die Mölens stritten dagegen und der Ratsherr sagte: „nein, nein, sie soll die stattliche Brautkrone statt der Rosen tragen, auch muß die letzte Springinsgut im Brokat gemalt werden."

Auch Susanna gewann allmählich den Mut, Fragen leise zu beantworten und ihre Meinung abzugeben. Dann gingen alle ins Haus, nur die Kinder spielten noch eine Weile um mich her, aber, wie's schien, mit geringerer Freude, da die holde Base fehlte, bald liefen auch sie müde und unlustig davon.

So kam der Mittag, ich blieb auf dem Rasenhügel und träumte von der Zeit, da mein ganzes Sein in der freien Natur verstrich, wo ich wurzelte und Kraft sog aus dem Boden, auf dem ich jetzt in veränderter Gestalt stand, jener Zeit, da ich lustig umhaucht meine Aeste gen Himmel hob und Regen oder Sonnenschein mich erquickten und mich die Epheuranken noch reicher als heute schmückten. Ein Weh der Vergänglichkeit durchzitterte mich und ließ mich die Menschen, diese scheinbar herrschenden, kurzlebigen Wesen, als Leidensgenossen grüßen. Da schritten sie heran, die beiden schönen Gestalten, Susanna und der Maler, lichter Sonnenschimmer floß um sie her, sie traten durch den Rosenbogen ins Gärtlein, ihre Augen glänzten und suchten sich verstohlen, ihre Lippen glühten und lachten, was die seinen sprachen, schienen die ihren aufzusaugen, wie die Blumen den Tau in dürren Zeiten, sollten auch sie einst herausgerissen, zusammengeschlagen, verwandelt werden an Leib und Seele, wie ich? Schwer war mir's zu glauben. Sie wandelten den engen Pfad auf und ab und ich vernahm, was er zu ihr sprach.

„Zwei Jahre war ich in Italien, ich komme nicht ohne Fährlichkeiten über Basel, Augsburg durch das arme, von verschiedenen Kriegsvölkern arg verwüstete deutsche Land geradeswegs hierher."

„So weit seid Ihr gereist? Ich bitte, erzählt mir davon."

Er schien es gern zu thun, denn er rief feurig und rasch: „O welch ein schönes Land ist das gesegnete Italien! Ein Sonnenschein, ein blauer Himmel, ein Blütenreichtum das ganze Jahr hindurch, schöner noch als heute. Kommt man vom Norden herab in dies Paradies, so glaubt man zu träumen.

Man ist wie berauscht vom Glück, möchte niederfallen und anbeten. Ueberwölkt von tiefdunklem Himmelsblau ragen schneebedeckte Alpen in der Ferne, wie eine geheimnisvolle Heimat alter Zauberer und Feien, manchmal von zart gefärbten Wölkchen umschleiert, öfter klar und fast greifbar in heller dunstfreier Luft; Klippen und Gestein starren schroff um sie her, zwischen ihnen und zu ihren Füßen grüne, blumige Matten, weiter herab springen Terrassen ins Land hinein, und Nußwälder, Kastanien und Wein schließen sich an. Unten Gedeihen, Ueppigkeit, Wärme und Leben überall, herrliche Seen lachen hinaus in klarer Bläue, von köstlichen Pflanzen umgeben. Die zarte Myrte, der stolze Lorbeer, die schmiegsame Rebe, Rosen, Pinien und Cypressen schlingen einen malerischen Kranz oder bilden Gruppen in der Landschaft, die jedes Auge mit Schönheit sättigen. O, Herrin, habt Ihr einmal nur Leben gesogen aus dieser gebenedeiten Erde und man reißt Euch heraus, so bleiben Eure feinsten Wurzeln hängen, oder es haftet an ihnen auf immerdar von jenem Boden, aus dem Euch köstliche Nahrung stammet. Ein schöpferisches Glühen, Beben und Drängen erfüllt das Herz in jener Luft, hebt Euch in Entzücken über des Daseins Enge, hält Euch, wie mit weichen, lebensvollen Armen an Freundesbrust. Nirgend ist Kunst und Wissenschaft rühmlicher vertreten als dort. Ja, ich meine, wer nicht in Italien war, dem müsse das Leben arm erscheinen. Ueber Padua, der Pflanzschule der Gelehrsamkeit, ging ich nach Ferrara, das so lange unter dem Hause Este den glänzendsten Hof besaß. Noch jetzt hat es herrliche Kunstschätze, an denen der Strebsame zu lernen vermag, von dort ging ich über Bologna nach Florenz. An den Ufern des Arno gelegen, unter ewig heiterem Himmel, ist's die schönste Stadt der Welt. Man kann sich nicht satt sehen, nicht satt studieren an alle den köstlichen Schätzen der Kunst, die es birgt. Nach meiner jetzigen Reise, welche mich über Antwerpen, meine Heimat, führen wird, kehre ich nach Italien zurück, ich werde aufjubeln, wenn ich's wieder sehe."

„Und habt Ihr nie nach Eurer Heimat ein Verlangen empfunden?" fragte Susanna.

„Nein, Madonna. Nahe Verwandte besitze ich nicht mehr, allein stehe ich im Leben, warum sollte mir also das Land nicht Heimat werden, das so herrlich ist vor allen anderen, das mir alles bietet, was ich je gewünscht und erstrebt habe? Genuß, Ausbildung meiner Kunst und Ruhm." So plauderte er lange,

ich lauschte gern und auf Susannas weichen Zügen glühte und blitzte es von Hingabe und Entzücken.

Endlich kam Herr Daniel in wichtiger Eilfertigkeit herbei und rief: „Wollt Ihr jetzt, mein Herr van Swanenborg, mit mir den wohledlen Bürgermeister Joachim Viskule und die andern löblichen Räte der Stadt, die Euer Pinsel verewigen möchte, aufsuchen?“

Gerrit van Swanenborg war mit kühlem Lächeln bereit, er empfahl sich Susannen und die Männer gingen. Lange stand noch das schöne Mädchen neben mir, auf meinen Arm gelehnt, gedankenvoll die Augen in die Zweige des alten Baumes hinauf gerichtet, sie hatte eine Epheuranke aufgelesen, schlang sie um ihre feinen Hände und flüsterte: „Italien, Italien!“

Dann trat die Mutter in den Garten und sprach ihr Pflegekind an. „Laß uns,“ meinte sie, „den Armstuhl, bis er seiner Herrin ins Eckhaus am Markte folgt, einstweilen oben in die Erkerstube neben deinem Kämmerlein setzen, allwo auch der Maler die Bilder fertigen kann. Später trugen Knecht und Magd mich dann an den bestimmten Platz.

Einige Tage stand ich hier allein, nur Susanna trat im Vorübergehen heran, umfaßte die Lehne, schmiegte sich an Annekes braunes Gesicht und küßte es, als suche sie Liebe. Ahnen's doch wohl die Menschen, daß wir stille Freunde sind, die inniglich teilnehmen an Leid und Freud; wir schauen freundlich auf sie am heimischen Herd, und machen ihnen ihr Haus zum trauten Asyl, daß sie's umweht wie mit leise grüßenden Stimmen, wenn sie unter die bekannten Geräte treten, welche von den Eltern her sie umgaben.

Man kam und maß ein Kissen aus für meinen Sitz und späterhin brachte Daniel ein schön bräunliches Lederpolster, das genau zwischen meine Rück- und Armlehnen paßte. Ich hörte die Kinder lärmen, ab und an die Stimmen der Männer oder einen Ruf der Hausfrau. Dann ward neben mir, unter den Augen der Frau von Mölen, Susannen das Brokatkleid angepaßt, sie sah wunderschön darin aus. Man sprach davon, daß morgen das Bild begonnen werde und daß Sibylla Viskule die Brautkrone zugesagt habe.

Der andere Tag kam, man trug Herrn van Swanenborgs Staffelei herein, ein Bursche brachte die eingespannte Leinwand, Farben, Pinsel und sonstiges Malergerät. Dann kam der fremde Meister selbst, in einem dunklen Wamms, den schlanken

Hals frei. Daniel, auch Vater und Mutter traten herein und man besprach die Anordnung des Bildes.

„Vergesset mir nicht, Meister," so ließ sich der Ratsherr vernehmen, „das Wappen der hochachtbaren Familie Springinsgut, drei silberne Lilien im blauen Felde, oben in der Bildecke abzuschildern, denn solches kommt der letzten Erbtochter des Hauses zu."

Jetzt verhängte man auf Anordnung des Malers einige Fenster des breiten Erkers, des richtigen Lichtes wegen, wie er sprach, und dann ging Daniel seine Braut zu holen. Sie kam in ihrem festlichen Schmuck, lieblich und majestätisch zugleich, die glänzenden Augen bescheiden niedergeschlagen und mit höherem Rot auf den Wangen als sonst, da sie die prüfenden Blicke der Anwesenden gewiß schier entzückt trafen. Die bleiche Sibylla folgte ihr, sie trug die hohe Brautkrone in der Hand und heftete sie der Freundin aufs Haupt, als sie sich setzte. Jetzt beriet man über ihre Stellung. Der Maler schaute sie mit blitzenden Augen an, er legte ihre schmale Hand auf meine Seitenlehne, zog an den Falten des Kleides und bat sie, ihn gerade anzusehen. Dann setzte er sich an seine Arbeit. Die Familie, so neugierig umherstand, hielt er mit artigen Worten fern. Man durfte ihm nicht auf die Hand sehen, man durfte weder ihn noch Susanna anreden, das störe und ein gutes Bild könne nicht dabei gedeihen. So gingen alle nach und nach an ihre Geschäfte, nur Daniel blieb und versenkte sich aus ferner Ecke ins Anschauen seiner Braut. Nach einer Stunde beendete Swanenborg die Sitzung. Er müsse eine Morgenstunde zur Sitzung wählen, das Licht sei schlecht, versicherte er.

So geschah's am andern Tage. Daniel war als Ratsschreiber mit seinem Herrn Vater zum Rathause gegangen, die Mutter schaffte im Hauswesen und trat nur dann und wann herzu, so blieb der fremde Maler mit Susannen allein. Nach und nach schien ihn das Sprechen bei der Arbeit immer weniger zu stören, ja er machte Susanna Mut, ohne Zwang zu reden und sich zu bewegen, da das Bild Leben hierdurch erhalte. So sprach man bald lebhaft in freier Hin- und Widerrede. Und es ist wahr, er wußte trefflich zu erzählen. Von den Höfen, die er besuchte, von fremden Sitten und Gegenden, von den Schätzen der Kunst, die er gesehen, von seinen eigenen Bildern. Er sprach bescheiden und doch hörte man heraus, daß seine Arbeiten hoch geschätzt waren. Susanne lauschte mit

atemloser Lust; hielt er bei einer feurigen Rede sein blitzendes Auge auf sie gerichtet, als wolle er sie durchdringen, so schien sie zu erbeben und den Blick zu senken. Am tiefsten ward sie ergriffen, wenn er ihr von dem Leben der Frauen in Italien sprach. Wenn er ihr sagte, wie Kunst und Wissen dort das Weib so nahe angehen wie den Mann.

„Hier sitzt Ihr, vieledle Jungfrau," so schloß er seine bewegte Schilderei, „in düsteren Gemächern am Spinnrad und mit der Nadel, die Männer beachten selbst die reizvollste Eures Geschlechtes kaum. Ist nicht zufällig ein Fleckchen mit grünem Baumwuchs am Hause, wie hier, so seht Ihr jahraus, jahrein nichts vom Grünen und Blühen in der freudevollen Gottesnatur, sondern steckt wie gefangen hinter dumpfem Gemäuer, daß Eure Schönheit frühzeitig und unbeachtet dahinwelkt. Wie anders im gelobten Lande Italia! Auf herrlichen Terrassen, unter Lauben und Orangen und Myrten, umflossen von Sonnenschein, Duft und Freiheit, wandelt das glückliche Weib. Fröhlich kann jegliches Talent, jegliche Eigenart an ihr sich entfalten, der Dichter weihet ihr seine Lieder, dem Maler und Bildhauer verkörpert sie hohe Ideale, ihr Geist, ihr Geschmack sind ihm Richtschnur. Wie viele große, herrliche Frauen, ewig genannt in der Geschichte der Kunst, hat diese glückliche Lage erzeugt, welch ein Genuß für den Mann, mit ihnen zu verkehren!"

Unter solchen Gesprächen währte die Sitzung länger und ward erst mit der Rückkehr der Männer vom Rathause geschlossen. Die Mutter kam dann herein und bat: der Meister van Swanenborg möge nicht in seine Herberge zurückkehren, sondern ihrer Kost die Ehre geben, was er freudig annahm.

Der Maler meinte nun, daß er am besten an den Sitzungstagen, die in der Woche vorfielen — an welchen er also die wohledlen Herren Räte nicht malen könne — das Bild der Jungfer Braut fertigen werde. Man fand den Vorschlag gut und verständig, nur Daniel klagte, daß er Susannen nicht so oft in dem von ihm beschafften Prachtgewande sehen solle, fand jedoch Trost in dem Gedanken, sie auf dem Bilde immer in diesem Putz zu besitzen.

Jener Bestimmung nach ward verfahren. Waren nun auch die Sitzungen für Susannas Bild nicht häufig, so mußte der Ratsherr von Mölen ja auch gemalt werden und außerdem fand sich täglich für den Maler etwelche günstige Gelegenheit, das Haus zu betreten. Er war bald bei Alt und Jung

wohlgelitten, nur Daniel schien wenig Neigung für ihn zu haben, und Sibylla, welche häufig kam, schaute auf den schönen Flamländer mit seltsam lauernden Blicken, die ich wohl unter ihren schweren Wimpern sich hervorstehlen sah.

Das nächste Mal, als Swanenborg kam, erzählte er Susannen von seiner Jugend, seinen Lehr- und Wanderjahren.

„In Antwerpen," hub er an, „bei dem weltberühmten Maler van Dyk, habe ich die edle Kunst erlernt. Hier traf ich Franz Wulf, den Lüneburger, und habe manche frohe Jugendstunde mit ihm verlebt. Wie eifrig strebten wir gemeinsam für unsere geliebte Kunst, wie gelobten wir uns, das Höchste zu erreichen! Später in Italien lernte ich den Meister Tilmann kennen, sie beide zogen mich zu werten Aufträgen hierher, da sie der Arbeit in eurer reichen Stadt allzuviele finden. Mich treibt's aber fürder; sind die Konterfeis, die ich zugesagt, vollendet, so gehe ich heim nach Amsterdam und dann auf immer ins herrliche Italien. O, wie ist das Leben des Künstlers so reich und weit! Den Pflanzen gleich wurzeln und ranken die Menschen hier in dumpfem Hinträumen auf einem Fleck, wogegen wir, wie leichtbeschwingte Vögel, aus den engen Thälern zu sonnigen Höhen schweben. Kenntet Ihr, holde Jungfrau, die Lust des Hinausreitens in die schöne Welt, des Dahinziehens auf bunt belebten Straßen, der traulichen Einkehr in die wohlgehaltene Herberge, wo man fahrendes Volk aller Art antrifft und sich an Gesprächen, an Scherzen, an bewegten Bildern und Auftritten ergötzt — Ihr ertrügt Euer Gefängniß nimmer!"

Worauf dann Susanna bedenklich das schöne Köpflein schüttelte und einwandte, daß sie gehört habe, wie jetzt, in der Zeit des großen Krieges, es gar gefährlich sei, die Mauern der Stadt, welche Schutz und Sicherheit gebieten, hinter sich zu lassen, wie man draußen Gut und Leben gar leicht an Strauchdiebe und Landsknechte verlieren könne, die alle Straßen unsicher machten mit Landzwingerei.

Mitten in diesem Gespräch traf sie Sibylla Viskule, die sich herzugesellte und ihre Meinung dreingab. Sie gefiel, wie's den Anschein hatte, dem leichtherzigen Maler wenig, mit ihrem blatternarbigen Gesicht und ihrer schier zimperlichen, allerorten krittelnden Weise, und so ward er stumm, da sie eintrat, und schien wenig geneigt, die Zwiesprache weiterzuführen. Susanna gab ihr auf Befragen die Auskunft, worüber man verhandle, und jetzt stand sie, wider Erwarten, ganz auf des Malers Seite und meinte: „sie begehre auch die Welt da draußen ein-

mal zu schauen und bitte ihn, ihr von dem, was er Herrliches gesehen, zu berichten.“ So fuhr er denn fort, von seiner Wanderlust zu erzählen, er schilderte den unruhigen Flug seines bewegten Lebens und Sibylla schien sich daran zu erfreuen.

„Habe nimmer gedacht, Susanna,“ sprach sie, und scharf blitzte ein Augenaufschlag, der sie ganz zu durchforschen schien, über die Arglose hin — „daß so gar mächtig der schwere, stille Sinn in dir sei. Hast du ganz vergessen, wie oft, wenn wir Sonntags auf grünem Stadtwall lustwandelten, du voll hoher Herzensfreude hinauswiesest ins weite Land, wie dich stets absonderlich gelüstete nach allem Fernen, Seltsamen, Unbekannten? Und nun widersprichst du dem Meister und willst nicht zugestehen, wie reich das Leben, das er köstlich zu schildern weiß, sein mag?“

Fand sich Susanna auch nicht gleich in der stillen Freundin plötzliche Wandlung, so schien sie ihr doch besser denn je darum zu gefallen, daß sie ihren Mut kräftigte, Swanenborg recht zu geben. Worauf er dann noch beredter, noch farbiger und lebensvoller als zuvor die Welt und ihre Freuden ausmalte, bis die Jungfrau endlich keinen zaghaften Einwand mehr fand, sondern voll Hingabe und Genuß mit Wangen, die immer heißer glühten, seinen Schildereien lauschte.

Der Maler ging darauf, und die Freundinnen blieben allein.

Sibylla blickte ihm nach. „Welch schöner Mann,“ sprach sie, „ganz Lüneburg weist nicht seinesgleichen auf! Solch ein Künstler ist doch eigener Art und fürwahr gemacht, eines Mägdleins Herz zu rascherem Pochen zu bringen, mir könnte er baß gefallen.“ Hierbei sah sie dann wieder Susannen, die tief im Nachsinnen war, gar scharf und listig an.

„Ja, ja,“ hub diese an, „wie habe ich immerdar gern in die weite Welt hinaus geschaut, wie konnte ich nicht hoch genug klimmen, um den Blick weit schweifen zu lassen. Weißt du noch, wie wir als Kinder auf den Böden des Hauses spielten, wie ich einst hinaufstieg aufs Gebälk und Sparrenwerk im Dach, um Ausguck zu halten aus dem runden Loch unter der Wetterfahne, hoch oben, im letzten Giebel? Da saß ich dann rittlings und jubilierte euch zu, die ihr unter mir standet und euch nicht herauftrautet.“

„Nun ja,“ — warf Sibylla ein, „Daniel war scheu und feig, Matthäus noch zu jung und wir Mädchen, nun,“ und

ein hämisches Lächeln fuhr übers blasse Gesicht — „wir blieben gerne da, wo wir hingehörten, wo wir's gut hatten."

Susanna schien sie weder zu hören noch zu sehen, sie fuhr fort: „Da ich mich satt geschaut hatte am weiten Ausblick, der mich schier wie einen Vogel hinaustrug über alle Dächer, hinaus ins Land, die Ilmenau mit Schiffen und Kähnen hinauf und herab, ins Gewimmel der Gassen hinunter, in Höfe und Winkel hinein, und dann plötzlich die Mutter nach uns rief, begann ich zurückzuklettern. Ich vermeinte auf dem dicken, oberen Querbalken gehen zu können, wie auf einem Stege, doch, da ich mich richten wollte, kam ein Schwindel über mich, ich sank, kauerte erst auf Händen und Füßen, rief hinab: helft, helft, ich falle! und hing dann in der Schwebe, hielt den Balken umklammert und sah, schon ganz mutlos geworden, wie ich mußte den Nothelfer loslassen und herabstürzen, vorbei an allen Querriegeln des Gebälks, nieder auf den oberen Boden, wo ihr standet. Da lief Daniel herzu, der mich am bänglichsten zuvor gewarnet hatte, der, stets von Schwindel und Angst gehindert, mir nicht folgen konnte, klomm behender denn ich zuvor, mir nach, fing, stützte, hielt mich, da meine blutigen Hände mich nicht mehr trugen, und brachte mich, die ich mit Weinen an ihm hing, glücklich herab zu den andern. Ihr fielt nun mit Spott und Vorwurf über mich her, er aber schloß mich, die ich stumm war und zitterte, in seine Arme, barg und tröstete mich, und bracht's dahin, daß ihr von meinem kecken Thun da unten nichts vermelden durftet. Ja, so ist er immer gewesen, nie mochte er sich hervorthun, aber wo Not war, half er, und ohne Wandel gut ist er auch!"

Sibylla ging, sie war plötzlich stumm worden.

Am Nachmittage brachte Swanenborg die andern Meister der Malerei mit, Susannas und des Ratsherrn Bilder, die beide vollendet waren, als Kenner anzuschauen. Franz Wulf und Simon Peter Tilmann sprachen nun hin und her manch gutes Wort über Kunst und lobten Swanenborgs Geschick gar sehr.

Das Bild der schönen Springinsgut gefiel ihnen besonders wohl und sie ergingen sich im Lobe der Jungfrau. „Es ist ein Freundschaftsstück, mein Gerritt," hub Wulf an, „daß ich dir dieses Mägdleins Bildnis zu malen überließ, ich dachte nur an die wohledlen Herren vom Rat, welche ich dir zu konterfeien die Ehre gönnen wollte; ich war gar zu geschäftig an meiner Schilderei, fürs Festhaus der Gewandschneider und

habe auch noch mehr solch guter Bestellungen, sonst hätte ich nimmer sie dir abtreten mögen. Ein Köpflein ist's, das ich für mein nächstes großes Bild mir stehlen möchte, sieh nur dies klare, braune Auge, wie's hinausblitzt! Hast auch nicht zu tief hineingeschaut, armer Gerrit? Möchtest weniger froh von dannen ziehen, wenn du sie als Eheweib des Mölen hinter dir lässest."

Swanenborg stand schweigsam daneben, nagte an seiner Lippe und wog ein Pinselstöckchen in der Hand. Tilmann aber, ein feuriger junger Gesell, rief: „Pah, eine Schande ist's, solch herrliches Weib, das jedweden Künstler ewiglich begeistern müßte zu unsterblichem Schaffen, dem dicken Pfeffersack lassen! Nimm sie mit dir, Gerrit, ich helfe dazu, laß uns ein lustiges Künstlerstücklein machen. Es sollte mir ein absonderlicher Spaß sein, sie der hochmütigen Sippe, die auf uns herabschaut, abzulocken! Solch schönen Mann, wie dir, dem alle Jungfrauen nachschauen, wird's nicht fehlen, dies Herzchen sich zu gewinnen."

„Du würdest keinen leichten Stand haben mit den Mölens," warf Wulf ein, „wenn sie die goldige Erbin missen sollten. Ich bin ein Lüneburger Kind und weiß daher, daß, als der Ratsherr Springinsgut noch lebte und Susanna noch in den Windeln lag, die Heirat mit dem Daniel feststand. Könntest eher unserm heiligen Altar der Sanct Michaelis-Kirche die ‚güldene Tafel', das Kleinod der Stadt, entreißen, als diesen von Mölens die Erbtochter!"

Als er noch sprach, trat der, den er genannt, ein und mit ihm der Bürgermeister Viskule, Sibyllens Vater. Es waren beide ehrenfeste, ernste Männer und gar verschieden von den Meistern der Kunst, auf die sie merklich herabsahen. Sie kamen aber leutselig herzu, schauten sich die halbfertigen Konterfeis vielfach an, tadelten dies und das, meinten aber alsdann doch, daß sie wohl zufrieden seien.

Mit besonders günstigem Wesen trat hiernach der Bürgermeister zu Gerrit van Swanenborg und lud ihn ein, an einer Gasterei teilzunehmen, so er morgen, auf Wunsch seiner Tochter, anzustellen gedenke. Müsse er doch vor der Hochzeit noch die von Mölenschen Brautleute in der Bürgermeisterei sehen, wie Sibylla meine. „Und da Ihr jetzt hier viel aus- und eingeht —" fuhr er fort, „mögt Ihr einmal solches Fest in unserer guten Stadt mit genießen, könnt daheim davon erzählen, wie in Lüneburg der Bürger Oberster zu leben weiß."

Um des also Ausgezeichneten Lippen zuckte es wie Hohn, da aber der hochmögende Herr ihn nicht anschaute, vielmehr seine Blicke über des Malers stattliche Länge hinausgerichtet hielt, schien er wohl zufrieden mit den zierlichen Dankesworten, die gar eilfertig von Swanenborgs Munde flossen.

Andern Morgens saß Susanna, bevor die Gasterei beim Bürgermeister anfing, festlich geschmückt, mit den Ketten und Spangen ihres alten Familienschatzes reich geziert, in unserm Erker, als Daniel, den man schon weither singen gehört, auch im festlichen Gewande eintrat. Die Art, wie gestern Susanna seiner gedacht, wie sie seine arglose Gutheit, seine Hilfsbereitschaft und Tüchtigkeit, wo's not that, und die Liebe zu dem schönen Kinde, das sein war, erwähnte, ließ mich den kleinen unschönen Gesellen, mit dem breiten Lächeln und der immer gleichen Fröhlichkeit, der mir bisher gar wenig behagte, näher anschauen. Ich sah, wie sein fettes Angesicht noch heller aufleuchtete als sonst, schier dem Vollmonde gleich in schönen Sommernächten, da er sie so herrlich, und wie er dann gewahr ward, in Erwartung seiner, dasitzen fand.

Sie zog den feinen Stulpenhandschuh mit Goldstickerei von der Rechten und streckte sie ihm freundlich entgegen.

„Wir haben noch ein Halbstündchen Frist, guter Daniel, setze dich zu mir,“ sagte sie, „und laß uns plaudern, wie wir's in den Kindertagen oft in jedem Winkel gethan, wo ich dir erzählen mußte, was ich geträumt und ersonnen und du meinen Geschichten so friedsam lauschtest, wie es außerdem“ — hier stockte sie mit seltsamem Lächeln — „nur der große, graue Hauskater aushielt. Du und er, ihr habt mich hier immer am liebsten gehabt.“

„O Susanna, wie sehr!“ nickte er und schob seinen Schemel näher an sie heran.

„Wie haben wir in jungen Jahren fest zusammengehalten,“ hub sie wiederum an. „Du hast mich stets als deine Partnerin erwählt, bei jeglichem Spiel hast du auf meinen Willen gelauscht. Die heimlichsten Ecken auf den Böden, in Verschlägen und Polterkammern fandest du für mich, wie oft hast du mich in den Tauen der großen Winde geschaukelt, du wurdest nie müde.“ —

„Wie sollte ich auch, bei dir!“ warf er ein.

„Weißt du noch, Daniel,“ fuhr sie fort, „wie wir uns von den Säcken und Gewürzballen auf dem Boden eine Wohnung bauten, wie wir kleine Bündel als Hausrat hinein-

trugen, wie wir jeden guten Bissen, den wir bekamen, teilten, sparten und hinaufbrachten, und wie endlich der Kater alles auffraß. Wie du dann deiner betrübten Hausfrau Trost zusprachst, und ich, um dir dankbar zu sein, jene wunderbaren Geschichten ersann, die du so gern hören mochtest. Ja, es gab doch manche gute Stunde in der Kindheit der Waise und sie alle danke ich dir."

„Uns sollen noch viel bessere Stunden kommen, Susanna, in etlichen Wochen bin ich dein Hochzeiter, wir leben dann im schönen Springinsgutschen Erbhause am Markte und sind immer miteinander allein. Da kannst du dir schaffen, was dein Hausfrauensinn begehrt, wir sind reich und o, wie glücklich!" Er legte den schweren Kopf auf ihre Hand, die sie im Schoße hielt, und sah, so treu und einfältig wie ein großer Hofhund, zu ihr auf. Sie aber erbebte plötzlich wie im Frost. Er schrak auf und schaute sie an, als wolle er fragen. Da traten die Eltern herein und man brach zu des Bürgermeisters Fest auf.

Am nächsten Tage war wieder eine Sitzung. Susanna hielt sich scheu und einsilbig und auch Swanenborg kniff die Lippen zusammen, zog Falten auf der schönen, weißen Stirn, blickte finster und fuhr sich öfter denn sonst durch die dunkeln Locken, die ihm immer wieder ins Angesicht fielen, also schaffte er eine Weile schweigsam an ihrem Bilde. Endlich hub er an: „Ich habe nimmer gedacht, daß die huldreiche Jungfrau Springinsgut hochmütig dreinschauen könnte, daß sie vor ihrer Sippe jeglichen andern über die Achsel ansieht. Ist denn in dieser Stadt ein Maler etwas so Geringes, daß Ihr Euch schämt, ihm Gunst zu erweisen? Ich bin von Fürsten geehrt worden in der Fremde und muß hier vergessen im Winkel stehen!"

„Es waren feine Jungfrauen genug dort, die Euch gern anschauten und fast huldreicher waren, als mir gut deuchte," flüsterte Susanna.

„Was kümmern mich die andern?" rief barsch der Maler, und ein heißer Blick seines dunkeln Auges, unter dem sie erzitterte, fuhr zu ihr hinüber. „Was sind mir alle diese steifleinenen Zierpuppen, laß sie gehen und mit ihren Krämern schön thun, ich begehre nur von Euch, Susanna, aus Euren Augen, Blicke der Huld, und bin elend, wenn sie mir fehlen."

„Sie rang nach Antwort. „Bedenkt," stammelt sie endlich, „daß mich kein Mann, kein anderer Mann als mein Ver-

lobter kümmert und kümmern darf, daß ich Daniel v. Mölens Braut bin und vor alle den Gästen gar niemand Gunst erweisen konnte.“

„O, so erweist sie mir, wenn wir das Glück haben, allein, ohne die scheelen Blicke der fremden Menge zu sein!“ rief er, warf den Pinsel fort und hob die Arme zu ihr auf.

Sie sprang schier entsetzt empor, streckte beide Hände zur Abwehr und flog, wie vom Sturmwinde gefegt, zur Thür hinaus.

Der Maler biß sich auf die Lippe, schlug die Arme unter, trat dann ans Fenster und murmelte allerlei Unverständliches, aus dem ich nur das Wort: „Vorsicht!“ erlauschen konnte.

Als er noch versunken dastand, ging die Thür wieder auf, er fuhr herum, aber es war Sibylla Viskule, die mit sanften Mienen und niedergeschlagenen Augen eintrat. Sie fragte ganz ruhig und, wie es schien, arglos nach Susannen, obwohl diese auf der Galerie an ihr vorbeigeeilt sein mußte. Er antwortete unwirsch: er wisse nicht, wie er die schöne Jungfer gekränkt habe, er wolle gehen, ihm sei eng und unwohl im Stüblein, er denke, wenn's andern genehm sei, später wieder vorzusprechen.

Sibylla sah mit zufriedenem Lächeln in sein Gesicht, das vor Erregung zuckte, und meinte: sie sei gewiß, daß ihre Freundin gar viel auf den berühmten Meister Swanenborg halte und bald zur Sitzung zurückkehren werde, glaube auch, daß nur irgend eine Schwachheit oder Gebrest sie übel gelaunt habe.

Der Maler ging und nachdem Sibylla einige Zeit im Nachsinnen vor dem Bilde gestanden und auf seinen hastigen Schritt, mit dem er die Stiege hinabpolterte, gelauscht hatte, ging auch sie zur Thür hinaus und kehrte darauf mit Susannen zurück. Diese sah bleicher aus als sonst und ihre schönen, fröhlichen Augen schwammen in Thränen.

Sibylla redete in sie hinein und dann traten alle beide in den Erker. „Was hast du nur, Susanna? hub sie milde an. „War ich denn nicht von Kindesbeinen an deine treueste Freundin? Soll ich dich mahnen an alles, was dir Gutes von mir und den meinen geschehen? Und dennoch ist mir's nicht beschieden, dein Vertrauen zu gewinnen? O welch ein verschlossenes Gemüt du hast! Nimmer hätt' ich gedacht, daß meine Liebste mir also widerstehen könnte! Hat der schöne Maler dich gekränkt? Ich kann's nicht für möglich halten, daß

ein solcher Mann Unart gegen dich begehen sollte. Weißt du, alle Weiber, die gestern in der Bürgermeisterei waren, sind schier verliebt in den schönen Flamländer. Die Töbingsche wollte auch schon von ihm gemalt sein und Greta von Gruben meinte, sie möcht' ein güldenes Kettlein d'rum geben, wenn er ihr nur einmal freundlich zulächeln wollte. Hast du nicht gesehen, wie ihm jedermann nachstaunt, nicht gehört, wie hoch die Männer sein Talent preisen, und wie alle Bestellungen, die bisher Tilmann oder Wulf erhalten, an ihn gehen sollen? Sag' nur, warum du allein ihm abgeneigt bist?"

„Ich abgeneigt?" stammelte jetzt Susanna. „O wenn ich's nur wäre!"

„Was, nicht? Und doch läufst du zornig davon? Sag' doch, was er dir gethan?"

„O Sibylla, wie plagst du mich!" rief Susanna und fiel der Freundin um den Hals. „Er bat ja um Gunst, die ich ihm nimmer gewähren darf."

„Du Glückskind!" seufzte Sibylla mit so viel Wahrheit, wie ich nie in ihrem Ton gefunden, dann fügte sie bitter hinzu: „Ein wunderschönes Angesicht, wie deines, gewinnt leichthin sich Liebe und schätzt sie wenig. Wir andern müssen vom Abfall deiner Tafel leben, und" — sprach sie bitter im Flüsterton — „müssen darum ringen. Du also" — fuhr sie laut mit sanftem Schmeicheln fort, „wolltest dem herrlichen Mann wirklich deine Huld versagen?"

„Muß ich nicht, Sibylla? Kann, darf ich anders?"

„Du bist gar herbe geartet. Vergleiche ich Gerrit Swanenborg mit Daniel, so wird mir die Wahl nimmermehr schwer."

„Aber habe ich denn Wahl? Ist nicht mein Geschick schon früh bestimmt worden, kann ich anders, als Daniel von Mölen angehören?"

„Hast du's selber gewollt und bereitet? Hast du ein freiwilliges Wort verpfändet?"

„Ich hab's niemals anders gewußt."

„Da du's nun spürst, daß du den schönen Gerrit tausendmal mehr liebst als deinen gleichmütigen Gespielen, so thue nach dem, was du als wahr erkennst."

„So sprichst du, Sibylla? Du Zuverlässige, Gute, Treue, unser aller Muster?"

„Versteh' mich recht, ich will ja nur der Wahrheit zur Ehre verhelfen. Ist dein Ehegelöbnis und all dein Wandel lebenslang nicht Lüge, so du jenen lieb hast und diesen freist?"

„Sibylla, Sibylla, was thust du? O wie kannst du so hart herausreden, was kaum in meinem fernsten Traum lebte! Geh, laß mich, ich will Gerrit nicht wiedersehen, will hinabeilen, den Brautschmuck von mir legen und auf meinen Knieen Gott bitten, daß er mich nicht in Versuchung führe!“ So rief Susanna und entfloh.

An der Thür trat ihr Frau von Mölen entgegen, sie sagte ihr, daß der Maler eben ins Haus komme, daß sie an ihren Platz gehen und des Meisters harren solle. Susanna aber drängte fort, sie rief: „Laßt mich, liebe Mutter, ich habe einen Schmerz, der mich zur Ruhe treibt!“ und hinaus war sie.

Die Frau sah ihr erschrocken nach.

„Was hat sie nur? Ich habe das frohe Mädchen nie so unwirsch gekannt?“ fragte sie Sibyllen.

Diese meinte, sie sei unpaß vom gestrigen Feste und bat, den Maler für heute abzuweisen. Was darauf auch geschah.

Die letzten Abendsonnenstrahlen glitten an den Häusern vorbei, welche drüben standen und warfen ihre schrägen Streifen in den Erker, wo das Brautpaar saß. Ich hielt meinen Liebling Susanna in den Armen, die nachdenklich das schöne Köpflein stützte. Daniel summte, stillvergnügt wie seine Art war, eine kräftige Melodie und trommelte dazu auf dem Fenster, dessen locker in Blei gefaßte Scheiben allesamt lustig darnach tanzten, dabei schaute er Susanna an, um deren Antlitz eben Sonnenschein lag.

„Hör', Daniel,“ hub sie jetzt in ganz ernstem Ton, fast feierlich an — „sage mir's doch manchmal, daß du mich lieb hast. Warum redest du nicht herzlich zu mir und schilderst wie's in deinem Herzen aussieht? Ich vergesse es oftmals, daß du mir gut bist.“

Er riß seine kleinen lustigen Augen verwundert auf. „Du vergißt's? ich nie. Wie soll ich dir kund thun und wiederholen, was doch ganz von selbst da ist und immer war?“

„Ich weiß nicht wie. Mich gelüstet aber oft danach, aus deinem Munde Freundliches zu hören. Deine Liebe scheint mir so kahl, so unthätig.“

„Das verstehe ich nicht, Susanna. Ich wüßte es nicht zu machen, mich hervorzuthun mit meiner Liebe. Warum dir das versichern, was du bereits so ganz gewiß bist. Wenn ich dir sage, ja, und du weißt, ich lüge nie, ist's doch schöner, als wenn ich fluche und schwöre?“

„Mag sein,“ sprach sie und wog nachdenklich den Kopf. „Laß mich nicht los, Daniel, ich muß mich an dir halten. Muß jede Stunde die Gewißheit haben, daß du mich nimmermehr missen kannst, daß ich dir sehr teuer bin.“

„Das bist du,“ sprach er einfach.

„Du mußt auch Obacht auf mich haben, mich vermahnen und schelten, Lieber, ich strebe eifrig danach, gut zu sein.“

„Du, du bist ohne Fehl gut, Susanna! Es ist alles so hold, was du thust.“

„Ach, dummer Knabe, ich brauche noch strenge Zucht, und vor den Eltern fürchte ich mich, sie haben's so geschäftig, und die eignen Kinder sind da. Ich wollte, du könntest mich einmal wieder so stützen, tragen und retten wie damals, als ich mich auf dem Boden bis zum Wetterhahn verstieg.“

Er sah sie erstaunt an. „Aber du versteigst dich ja nicht.“

„Davor bewahre mich Gott!“ sprach sie ernst, um dann wieder in ihr schweigendes Nachsinnen zurückzusinken.

Die Sonne war verschwunden, graue Schatten lagen im Gemach. Die Magd kam, zum Abendimbiß zu rufen.

Mehrere Tage verrannen, bevor Swanenborg wieder ins Haus kam. Susanna ging still, wie im Traum umher, ließ die Hände ruhen, saß in der Auslucht mit aufgestütztem Kopf und mußte von der Mutter Vorwürfe anhören, daß sie so lässig sei. Dann kam sie mit Hausmitteln und schickte endlich zu einem alten Weibe, das sich heimlich damit abgab, Gebreste zu besprechen. Sie riet dann zu allerlei seltsamen Mitteln und verhieß, ihren Spiegel zu befragen, womit ihr zu helfen sei. Endlich kam der Maler wieder, um das Bild des Ratsherrn zu vollenden. Susanna entfloh, als sie seinen Schritt hörte. Später sagte ihr Frau v. Mölen, auf morgen sei auch für sie eine Sitzung beredet worden, da wieder der Rat zusammenkomme und somit die Herren nicht für den Meister zu haben wären, sie hoffe, Susanna sei so weit gesund, um den Maler nicht fernerhin abzuweisen. Susanna seufzte, sie dachte wohl mit klopfendem Herzen an den Augenblick, wo sie ihm gegenüber standhalten sollte. Als Sibylla kam, bat sie die Freundin flehentlich, ihr Gesellschaft zu leisten, was diese freundlich zusagte. Daraus schien ihr Trost zu erwachsen.

Die anberaumte Stunde kam, Susanna war auf ihrem Platze und rang nach Fassung, Sibylla sprach ihr Mut ein und beschwor sie, getrost zu sein.

Als er nun eintrat, der herrliche Mann, so schön und

stolz, als er ehrerbietig die Jungfrauen grüßte, schien sich Susannas Wesen zu festigen, sie atmete auf, beantwortete freimütig seine Fragen und lachte zu dem Geplauder Sibyllas.

Plötzlich kam eine Magd aus dem Hause des Bürgermeisters hereingeeilt und beschied Sibylla zu ihrem Vater, der erkrankt sei. Sie erschrak, umfaßte Susanna und raunte ihr zu: „getrost, liebes Herz!“ Susanna flehte: „schicke mir die Mutter herauf!“ Dann folgte Sibylla der Magd.

So saßen sie sich denn nun wieder allein gegenüber. Zu Anfang verstummten sie beide nach dem Fortgehen Sibyllas und hatten doch gewiß die Herzen voll und viele Worte auf den Lippen, die sich nicht herübergetrauten. Susanna schien hinauszulauschen auf die Stiege, ob die Mutter nicht komme, und Swanenborg warf forschende Blicke auf das sicherlich bewegte Gesicht des schönen Mädchens.

Endlich legte er den Pinsel hin und sprach: „Madonna, was habe ich heute erfahren! Auch Ihr gehört dem schönen Süden an, auch Eure Familie stammt aus dem glücklichen Italien. Ich kannte in Ferrara einen Grafen Santepossessa und weiß jetzt, daß Euer Geschlecht ehemals so genannt wurde und von da einwanderte. Ihr gemahnt mich an jene Rose, die ich einst in voller Blüte dicht am Schnee fand, als ich von Italien über die Alpen zog. O wäre mir's doch vergönnt, Euch wieder in den rechten Boden zu verpflanzen, Euch dahin zurückzuführen, wo Eure eigentliche Heimat ist, wo eine solche köstliche Blume wie Ihr allein gedeihen kann!“

Susanna erbebte, sie wandte ihr Gesicht, um Thränen zu verbergen, dann mühte sie sich ihm zu antworten, endlich sprach sie leise: „Herr, o laßt das! Welch thörichtes Erbieten, wie sollt' ich nach Italien ziehen? Ihr wißt ja, daß ich in Bälde ein Hausmütterlein in meiner Vaterstadt Lüneburg werde, und niemals denken kann, weit in die Welt, die wohl herrlich sein mag, hinauszufahren. Kommt, und malt doch ruhig weiter, auf daß Ihr mein Bild vollendet.“

Gehorsam nahm er den Pinsel, trat an die Staffelei und malte etliche Striche stumm weiter. Dann schob er plötzlich das Bild zur Seite und sprach in bewegtem Ton:

„Susanna, ich kann heute nicht malen, meine Hand bebt wie mein Herz.“

Sie fuhr auf und schaute ihn erschrocken an. Da breitete er beide Arme ihr entgegen, sank ihr zu Füßen und schrie zu ihr auf:

„Susanna, Geliebte, ich kann ja nicht läßlich und kühl vor dir stehen, kann strenge Formen nicht wahren! Seit ich dich zuerst erschaute, betete ich dich an, bekenne mir's bei deiner Seligkeit, liebst du Daniel, deinen Verlobten?"

Susanna rang die Hände, sie wollte entfliehen, aber er hielt sie, sie vermochte nicht zu reden, er bat, er flehte: „nur ein Wort, nur ein liebes Wort!"

„Was wollt Ihr von mir, Gerrit?" wehklagte sie endlich, „soll ich untreu werden, längst bin ich ihm anvertraut, wir hielten seit unserer Kindheit fest zusammen, er glaubt an mich."

„Ihr liebt ihn nicht, Madonna, o ich wußte es!" frohlockte der Maler mit gedämpftem Ton und sprang auf von seinen Knieen. „Ihr liebt ihn nicht und es wäre ein Lüge, ihm Liebe zu geloben, ihm anzugehören wäre ein Unrecht!"

Jetzt trat Susanna kräftig vor ihn hin. „Nein, nein, kein Unrecht," sprach sie fest. „Unrecht ist's, an einen andern zu denken."

Sie wollte gehen, er aber war sich seiner Macht über ihr Herz bewußt geworden.

„Susanna!" rief er und hielt sie, „höre mich. Du weißt es nun, ich liebe dich mit aller Glut der Seele, ich bin ohne Trost und schier verloren ohne dich, folge mir und wir sind beide glückselig. Hier ist nicht dein Heim, du bist fremd zwischen diesen allen. Du bist von anderer Art. Willst du das Weib dieses Schreibers wirklich werden, der mit Leib und Seele im Staub und düsterer Enge steckt? Willst du in diesem Winkel der Welt ausharren, nichts sehen, nichts genießen? Wähle Susanna, auf der einen Seite meine Liebe, die unendlich ist, die Welt in reicher, ferner Schönheit, die Ehren, die man der Gattin eines Künstlers in anderen Landen zollt, Italien, die köstliche Heimat deines Geschlechts — auf der andern Seite das geringe Gefühl, welches er dir gibt, das kleine, tote Einerlei dieses Hauses, dieser ruhige, beschränkte Kreis, der dich hier umfängt. Kannst du schwanken? Entscheidest du dich gegen mich, vollende ich die Bilder mit wenigen Strichen und reise dann ab, auf Nimmerwiedersehen. Ab, ins Elend, da ich dich nicht mit mir nehme!"

Er schwieg, er harrte ihrer Antwort, es ward still. Mir war, als stehe im dämmerigen Ecklein des weiten Gemachs ein Englein und halte eine Wage, in der Glück oder Unglück des Hauses und seiner Menschen gewogen werden solle, als halte er sie bereit, in die eine das Wort der Entscheidung zu

werfen, wonach sie niedersinken müsse, tief, tief, voll Leid, Seufzer und Thränen.

Da Swanenborg sah, wie Susanna rang, fuhr er drein mit der That, wie Mannes Wesen fordert. Er umfaßte sie, riß sie an sich, bezwang ihr schwaches Sträuben und preßte wild seinen schönen Mund auf ihre Lippen. Sie war sein! Es gab nicht Wahl noch Frage mehr für sie. „Gerrit, mein Gerrit!“ war alles, was sie stammelte, was sie hervorzubringen vermochte. Sie versanken im Liebkosen, in Seligkeit, im Gefühl des Einsseins.

Ich sah's, ich wußte es längst, ich sollte meine schöne Herrin verlieren. Verlieren aus des Hauses, der Sitte Heim, die allein ein zartes Weib beglücken und wohlig bergen mag. Und was schlimmer war, im Sinnentaumel verlor sie sich selbst, brach sie mit allem, was ihr bis dahin teuer und heilig war. O hätte ich ihm nur getraut, daß er ihr wieder ein Asyl schaffe, daß er Schutz und Halt biete! Aber er war leidenschaftlich, eitel und leichtsinnig. Er scheute sich nicht, mit frecher Hand nach dem Besitz eines andern zu greifen, dem er sein Alles nahm. Ihm nun sah ich sie hingegeben, sie, Susanna! — Die Menschen sind glücklich, die d'reinfahren, helfen können, ich vermochte nur still zu ahnen.

Endlich Schritte auf der Stiege, er riß sich los, nahm sein Barett, winkte: „auf Wiedersehen!“ warf noch einen Kuß ihr zu, stürmte an Sibyllen vorbei, die leise mit spürendem Blick eintrat. Sie sah Susannas Glut, sah, wie sie ihr Gesicht in den Händen barg, sie wußte, daß sie sich zur rechten Zeit rufen lassen, wußte, was die Stunde gebracht hatte. Mit höhnischer Miene schaute sie ihm nach und trat dann zur Freundin. „Ich habe euch gestört,“ flüsterte sie.

Susanna versuchte, der Freundin ins Auge zu sehen, das Sibylla, neugierig gespannt, größer zu ihr aufschlug denn sonst, zärtlich umfing sie dabei die schlanke Susanne mit ihren Armen. Glaubte diese jetzt Liebe und Teilnahme darin zu lesen? Wahrscheinlich. Sie küßte Sibyllens Stirn, zog sie auf meinen Sitz, kniete vor ihr nieder und beichtete alles was sie empfunden, was Gerrit ihr gestanden und wie schwer sie zu kämpfen habe.

Sibylla hörte ihr mit dem gewöhnlichen sanften Lächeln zu. „Du konntest schwanken“, hub sie, als Susanna geendet, an. „Schwanken zwischen den verschiedensten Männern, die je gelebt haben? Es muß dich ja verlangen glücklich zu sein in

den Armen deines schönen Gerrit. Wie gering ist Daniel neben diesem Edlen! Wenn du mündig wärst wie ich, so könnte niemand wider deine freie Wahl streiten, und dieser wenigen Jahre, dieser zufälligen Bestimmung halber, wolltest du lebenslang unglücklich sein?"

Susanna erschrak, sie schien sich zu schämen. Es ward ihr jetzt schwer, aus anderem Munde zu hören, was, wenn sie's auch in ihr Fühlen aufgenommen hatte, doch immer noch wider ihr Denken stritt; war doch gewiß in ihr das Herz, die Macht des Augenblicks, stärker gewesen, als ihr Wille. Allmählich aber gab sie sich mit immer größerem Wohlgefallen der Freundin hin, welche warm und eifrig für ihre Liebe redete. Sibylla versicherte, daß Daniel viel zu gleichmütig sei, um durch sie unglücklich zu werden, daß er sich leicht trösten werde. „Sieh ihn dir nur an", fuhr sie fort, „glaubst du, daß der Leidenschaft kennt? Er singt und pfeift sich jetzt und immerdar so weiter, er ißt, trinkt und schläft ohne Wandel gut, nimmt sich ein anderes Weib, das ihn durchs Leben leitet, und weiß nach ein paar Jahren kaum, daß je eine Susanna Springinsgut da war."

Susanna wog das Haupt. „Vielleicht bin ich doch zu eitel, so sehr auf Daniels Liebe zu rechnen," meinte sie, „es wird mir aber ohnemaßen schwer, zu denken, daß ich ihm bekennen soll, wie ein anderer, Fremder, mir so rasch teurer worden ist als er. Aber den Eltern, ja, denen muß Swanenborg morgen alles gestehen."

„Glaubst du denn," entgegnete Sibylla, „daß sie je in eine Heirat mit dem Maler einwilligen? Sie sind beide gestrenge Leute und handhaben des Hauses Zucht, wie's die Sitte unserer guten Stadt fordert. Sie haben verbriefte Rechte an dir, sie können dich hart anlassen, in Haft halten und du siehst deinen Gerrit gewiß niemals wieder. Den aber aus der Stadt zu stoßen, dazu fänden die hochmögenden Herren im Rat, wenn Arnoldus von Mölen es begehrte, sicherlich Mittel genug. Käme er dann doch zurück, so wäre er friedlos gelegt, wie du weißt, und dem Nachrichter verfallen. Willst du alles dies, all' den Schmerz, den Streit und Kampf auf euch herabrufen, und willst du doch sicherlich unterliegen, so thu's."

Susanna gab nach, sie war ganz kleinlaut geworden. „Wie sollen wir's denn machen?" rief sie endlich verzagt.

„Nicht fragen, aber gewinnen, fest eure Sache abthun

und eurer Straße gehen. That hilft weiter als Rat! Ist schon manches Ding am Bereden zu Grunde gegangen! Ihr müßt allein wissen, was euch frommt, müßt von nun an zusammenstehen und selbander eurer Wege ziehen, ohne lange Umschau nach rechts und links zu halten." — So sprach die schüchterne, stille Sibylla, jetzt besaß sie mehr Kraft, Schlauheit und Beharrlichkeit, als meine offenherzige, rasche Susanna. So kam's denn, daß diese sich ihr anschloß, wie ein Kind, und sich allewege zurechtweisen ließ, sie war schier ohne eigenes Denken, verschleierten Sinnes, da nun ihr Herz begehrte und sehnte, voll Vertrauen, und doch falsch, aus blindem Gehorsam, daß mehr Sibylla, als Susanna selbst, aus ihr sprach, wie sie's sonst nimmer gekonnt hätte. Sibylla gab ihr nun an, wie sie sich verhalten solle, wie ihre Liebe heimlich bleiben müsse, und wie sie dann mit Swanenborg zu bereden habe, wann und wie sie ihm folgen könne.

„Seid ihr nun ganz verstohlen von dannen gezogen," so schloß sie ihr säuberliches Unterweisen, — „so will ich hier eure Sache treulich führen, will ich, was nicht mehr zu ändern ist, zum Guten wenden. Bei allen werde ich der besten Stunden harren und dann so in sie dringen, daß Versöhnung, Vergebung und völlige Schlichtung etwa entstehenden Unfriedens in kürzester Frist erfolgen soll, sende nur an mich alle Briefe, welche du hier an die deinen richten willst, ich besorge sie dir und will dir getreulich antworten." Susanna fiel ihr um den Hals und pries sich glücklich, eine Freundin und treuen Beistand zu haben wie sie.

Schon am Nachmittage fand sich Swanenborg wieder flüchtig im Erkerzimmer bei Susanna ein. Er flog die Stiege herauf und stand plötzlich neben ihr, die in stillem Sinnen dasaß. Sie widerstrebte kaum, da er sie heftig wieder und wieder in seine Arme schloß. Er sagte ihr, daß er nicht wisse, wie er ohne sie leben solle. Daß es ihn mächtig zu ihr ziehe, daß er nie einen Engel von so bezauberndem Liebreiz gesehen habe wie sie, daß er nur in ihrer Nähe noch aushalte. Er bat sie unweigerlich sein zu bleiben, allem Trotz zu bieten, sich klug zu beherrschen. Sie war ihm ganz hingegeben, vielleicht verstand sie kaum, was er sprach, nur daß er da war und sie in seinen Armen hielt, schien ihr alles Glück, das sie brauchte. Ob sie ihn wohl mit dem armen, schweigsamen Daniel verglich, der seine Liebe nur in Kindesfröhlichkeit kund that und doch gewiß so treu war?

Um nicht Verdacht zu erregen, stürmte er wieder fort, wie er gekommen und vertröstete sie und sich auf die nächste Sitzung.

Nun begab sich's, daß gerade in dieser Zeit zwei jüngere Kinder des Hauses krank lagen, und daß die Mutter, hingenommen von der Sorge um ihre Kleinen, sonder Arg Susanna, die ihr wohl niemals im Hauswesen beigestanden, mehr denn je außer acht ließ. War also der Ratsherr mit Daniel, dem Stadtschreiber, außen, so wußten Swanenborg und Susanna, daß sie frei schalten und walten durften, und nützten diese Stunden zu süßestem Kosen, zum Beraten der Pläne für ihre Zukunft und zum kleinsten Teil auch zum Vollenden des Bildes. Er sagte ihr, daß er in etwa acht Tagen mit den übernommenen Arbeiten fertig sei. Dann entwickelte er ihr seinen Plan zur Flucht:

„Außer meinem Knechte habe ich noch zwei bewaffnete Leute gemietet und für dich, Susanna, ein sanftes Roß mit allem Zubehör zur Reise angeschafft. Ist der Tag, der mich glücklich machen soll, bestimmt, so harre ich abends um zehn Uhr, wohlverhüllt, am Pförtchen des Hofes, dessen Schlüssel ich bereits fertigen ließ. Bist du gewiß, daß alles im Hause schläft, so schlüpfest du leise hinaus und in meine Arme. Mein Freund Peter Tilmann leiht mir seinen Beistand. Durch einen geheimen Nebengang in der Stadtmauer, der ihm für mein Gold geöffnet wird, führen wir dich sicher hinaus ins Freie, zu dem bereits außen harrenden Geleit. Wir treten unverzüglich die Reise an und können selbigen Tags in Bardowiek anlangen, wo ein gutgewillter Priester versprochen hat, unsere Ehe im Dom einzusegnen. Von da setzen wir anderen Tages die Reise fort und eilen, die Grenze zu erreichen."

Susanna war bereit, ihm zu gehorchen und zu folgen, wohin er wollte.

An einem der nächsten Tage geschah's, daß Herr Daniel mit Klaus, dem Schreiner, meinem alten Freunde, so plötzlich eintrat, daß unser Liebespaar sich kaum zu sammeln vermochte. Er hatte das Rathaus früher verlassen, Klaus aufgesucht und begehrte nun für die Bilder seines Herrn Vaters und seiner Braut prächtig geschnitzte Rahmen. Klaus freute sich, indem er mich sah, und tauschte mit dem Maler freundliche Worte über beider kunstvolle Arbeit. Auf Susannas Frage nach seiner Braut erzählte er mit rechter Herzensfreude, daß Anneke schon seit dreien Tagen sein Weib sei, worauf Herr Daniel

sich zur Aeußerung solch bestimmter Willensmeinung erhob, wie ich sie noch nicht von ihm vernommen.

„Ich werde," rief er, „mich ohne weitere Anfrage am nächsten Sonntage mit meiner Susanna von der Kanzel verkündigen lassen und hoffe, Jungfer Liebste," dabei umfaßte er sie, „ist drob ebenso froh wie ihr Hochzeiter?"

Die ungetreue Braut wandte sich, um Thränen, welche ihr über die erblassende Wange perlten, zu verbergen, und es gehörte das milde Gemüt Daniels dazu, hier sonder Arg und Sorge zu bleiben. Wohlgemut beriet er sogleich mit Klaus über seiner Rahmen Zierat. Der Maler aber vermochte sich vor Eifersucht und zorniger Wallung kaum zu beherrschen.

Die Woche verging, das Bild Susannas war vollendet; als man es auf der Staffelei gegen das Licht wandte, konnte auch ich es sehen, dies geliebte Bild, späterhin ein Jahrhundert lang mein Trost, meine einzige Gesellschaft. Besuche kamen in Menge, es anzuschauen und zu bewundern, und sie hatten Ursache dazu, es war mit dem Auge der Liebe und mit einem Pinsel gemalt, welcher sich an den größten Meistern der Zeit geübt hatte. Susanna saß im hohen Lehnstuhl, das herrliche Auge offen, schaute sie jeden gerade an. Sie hielt den feinen Kopf etwas vorgebogen, die vollen, roten Lippen wie zum Sprechen, oder als lausche sie, geöffnet; der begeisterte Ausdruck glücklicher Liebe lag auf dem holdseligen Angesicht; war es möglich, etwas Schöneres zu malen?

Der gute Daniel war voll hoher Freude und gebärdete sich wie ein Kind, wenn er allein vor das Bild trat; hätte Susanna diese Ausbrüche rührender Zärtlichkeit gesehen, sie wäre vielleicht noch jetzt zu ihm zurückgekehrt. Aber sie sah und empfand nur Gerrit, nur ihrer Leidenschaft trüben Rausch.

Sie war ganz verändert, vordem stets voll Jubel und Fröhlichkeit, ging sie jetzt wie im Traum umher, hielt sich allein und schrak auf, wenn jemand sie ansprach.

Wie oft hat sie ihren Kopf an mich gelehnt in diesen Tagen, hat geweint und gezittert, ja ich verspürte wohl, daß sie schwere Kämpfe in ihrem Gemüte bestand.

Auch die Mutter schaute sie hie und da ernst an und schien zu erwägen, was in ihr vorgehe.

Endlich, eines Nachmittags, als Susanna mit Gerrit von Swanenborg im Erker stand — Daniel und die Mutter geleiteten eben einen Besuch hinunter, der wiederum gekommen

war, die fertigen Bilder anzusehen — legte er seinen Arm um sie, zog sie an sich, blickte mit seinen strahlenden Augen tief in die ihrigen und flüsterte:

„Susanna, Geliebte, heute abend habe Mut, alles ist bereit, heute wirst du mein!“

Sie schaute freudig in sein schönes, mächtig bewegtes Gesicht, erbebte, als er sie fester an sich zog, legte aber doch ihre beiden Hände in seine dargebotene Linke und sprach mit heißem Rot auf den Wangen: „Ich komme, mein Gerrit, ich will Mut haben.“

Gleich darnach rief des Vaters gestrenge Stimme: „Susanna?“ Beide erschraken und verließen das Gemach.

Später kam sie wiederum mit Sibylla herein, die bescheidene Kleine übertraf auch heute meine rasche Susanna an Herzhaftigkeit. Sie bewies ihr, daß sie im Recht sei, wenn sie die Mölens heimlich verlasse, und gelobte ihr nochmal treulichen Beistand mit Wort und That. Sie erfuhr den Plan zur Flucht und ermahnte zur Vorsicht. „Seid ihr nur erst glücklich in Bardowiek und ehelich verbunden, so könnt ihr sicher sein, dann trennet euch nichts mehr und ich sorge euch für die Versöhnung.“

Der Abend kam, es war Ende Juli, eine laue, stille Nacht sank herab. Auch im Hause war alles früh ruhig. Die Uhr schlug mit ernstem Ton die zehnte Stunde, der Rättelwächter sang sein abendliches Lied vor dem Hause, dann war alles still. Da öffnete sich leise die Thür zu Susannas Kämmerlein, ihre leichte Gestalt schlüpfte lautlos herein, sie kam zu mir und legte — wie ich im Dämmerlicht der Sommernacht wohl sah — auf das Lederkissen, welches meinen Sitz deckte, ein beschriebenes Blatt Papier. Plötzlich lauschte sie, ein leichtes Knarren der Stiege ließ sich vernehmen, sie erschrak, griff nach dem Blatt Papier und barg es unter dem Kissen. Lange sollte es hier ruhen! Sie wollte gehen, da öffnete sich die Thür nach der Galerie und mit einem Lämpchen in der Hand erschien die Gestalt der Frau von Mölen im faltigen Nachtgewande. Beide Frauen erschraken.

„Wie, Susanne,“ sprach die ältere, noch angekleidet? Sorge und Unruhe um dich, mein liebes Kind, trieben mich zu dir, ich wollte dich in deiner Kammer aufsuchen, meinte ich doch, dir könne ein treuer, mütterlicher Rat wohl dienen. Laß mich ausreden!“ Sie stellte ihr Lämpchen auf einen Tisch und nahm Susanna in ihre Arme. „Höre mir ruhig zu, ich

will dir aus meinem Leben erzählen. Sieh, ich war wenige Jahre älter als du es bist, da warb mein Gatte, ein ernster Witwer, um meine Hand, sein Daniel war sechs Jahre alt, mein Herz widerstrebte, ich glaubte mit einem jüngeren Manne glücklicher zu werden, aber Eltern und treue Freunde sagten mir, wie brav Mölen sei, wie er seine Hoffnung auf Lebensglück in mich gesetzt habe, wie ich nützen könne, schaffen und erfreuen an seiner Seite. Ich gab ihm mein Jawort und nie hab ich's bereut. Der gütige Gott hat mir fünf gesunde Kinder geschenkt, mit dir und Daniel sind's sieben. Ich glaube, daß mir alle gern gehorchen. Mein Liebestraum aus früheren Tagen ist verblichen, die Gegenwart ist mir so wert geworden, daß ich mir nimmer ein anderes Dasein denken möchte. Kämpfe auch du gegen alle Träume, die dich im Rechten verstören wollen, du hingst immer gern bunt phantastischem Gespinst der Seele nach und scheutest die stetig ruhige Arbeit, welche ein Frauengemüt sänftigt. Bleib treu dem Begehren der Wirklichkeit, meine Susanna, so wird auch sie dir treu bleiben. — Keine Geständnisse, mein Kind! Der ausgesprochene Gedanke gewinnt Gestalt und solche fremde Gestalten sollen nie zwischen uns stehen. Der Maler reist in Bälde ab, überstehe treuen Sinnes noch die Zeit bis dahin, dann liegt ein friedvoll, beglücktes Leben an des redlichen Daniel Seite vor dir.“ Sie küßte Susanne, die nach Sprache rang, wiederholt, dann nahm sie ihr Lämpchen auf und ging still von dannen.

Susanna sank zu meinen Füßen, barg ihren Kopf auf dem Lederkissen und schluchzte. Die Glocke schlug elf, Susanna rührte sich nicht. Ich begann wieder zu hoffen, sie werde dem Hause und ihrer Treue erhalten bleiben.

Da pochte es ans Fenster, Susanna schrak empor, sie öffnete die leise klirrenden Scheiben. Gerrit van Swanenborgs schöner Kopf tauchte aus der Dämmerung auf. Der Falke kam, die Taube zu holen! — Susanna stieß einen halblauten Schrei aus, „wie kommst du herauf?“ hauchte sie.

„An den Linden und der Steinarbeit. Susanna, hast du mich vergessen?“ Jetzt schwang er sich in die Fensterbank. Er ergriff ihre Hände und flehte sie an, mit allen Tönen, aller Gewalt der Liebe, ihm zu folgen. „Wie lange habe ich mit klopfendem Herzen an dem kleinen Pförtlein gewartet,“ sprach er, „kannst du deiner Liebe, deinem Versprechen treulos sein? O entschließ' dich, mach' der Qual des Harrens ein Ende! Sobald du mein Weib bist, schreibst du den deinen,

wir schicken die Briefe deiner Freundin Sibylla, sie wird dich, wie sie es gelobte, mit allen aussöhnen.“

Susanna versprach zu kommen. Sie verschwand lautlos, war sie doch wieder in seinem Bann und jetzt gewißlich sein.

Sie ging zurück in ihre Kammer und kam mit ihrem Regenlaken und einem Päckchen für die Reise zurück. Sie mußte sich im Vorübergehen auf meine Seitenlehne stützen, so sehr schwankte sie, an das Blatt, das sie bei mir geborgen, schien sie nicht zu denken. O hätte ich sie halten können! Aber ich war den Gesetzen der Natur unterworfen, stumm und regungslos, so mußte ich geschehen lassen, was geschah. Ich sah sie zur Thür hinausschleichen — zuletzt, auf ewig, meine süße Herrin! Ich hörte die kleine Treppe knarren, leise die Hofthür öffnen, dann war alles still.

Am andern Morgen wußte ich allein, was sich begeben hatte, aber ich wußte zugleich, daß die That sich selber kund macht und ihre Früchte trägt. Das Licht des Tages erwachte und mit ihm das Leid, welches über das Haus heraufzog.

Die Magd kehrte schläfrig und gleichmütig das Zimmer, sah hinaus auf die Gasse, klopfte an Susannas Thür und ging. Dann ward es lebendig im Hause, eines der kleinen Mädchen sprang zum Kämmerlein und rief Susanna zum Frühmahl. Dann steckte Daniel sein behagliches Gesicht ins Zimmer und rief: „Susanna!“ Es schmerzte mich, ihn so gleichmütig rufen zu hören, wußte ich doch, daß sie nie komme. Gleich darauf trat die Mutter ein, sie schaute sorglich und ängstlich drein und lief in die Kammer. Ich hörte einen Schrei. Bleich und verstört stürzte die Frau hervor.

Der Ratsherr trat ein, Daniel, die Kinder und Dienstboten liefen herzu. Nach und nach ward ihnen ihr Unglück, die Schande des Hauses klar, es war ein gar erschrecklicher Jammer. Der Vater eilte fort, um zu forschen und zu fragen, Daniel saß stumm im Winkel und rang die Hände, die Mutter nahm ihn in ihre Arme, suchte ihn zu beruhigen und bat, er solle sich fassen. Die Kinder klagten und heulten, die Leute schlichen sich hinaus und weinten laut, dann ward's still, sie gingen wohl, den Nachbaren ihre Vermutungen zu erzählen. Im sonst so ernsten, wohlgeordneten Hause waren heute alle Bande der Zucht und Ordnung zerrissen.

Die nächsten Tage vergingen wüst und traurig, Gerüchte, Befürchtungen und Nachforschungen füllten die Zeit.

Der Vater war erkrankt, man sprach, Schreck und Verdruß hätten ihm einen Anfall zugezogen. Daß der Maler van Swanenborg abgereist sei, erfuhr man bald, daß Susanna mit ihm entflohen sei, mutmaßte jeder. Sibylla kam, wie ein Engel, der Trost und Hilfe bringt, in das Haus. Frau v. Mölen nahm sie zur Seite und befragte sie ernstlich: ob sie von der Freundin Anschlägen nichts gewußt habe. Ob Susanna, da sie doch viel verkehrt hätten, ihr nichts Absonderliches vertraute.

Sibylla, die ihre demütig ehrbare Miene sonst nimmer verzog, sprach jetzt dochsichtlich entrüstet: „Mir, vielliebe Frau, würde die Landläuferin, die Undankbare, die ungetreue Braut, nimmer gewagt haben, so schändliche Absichten kundzuthun. Kennt sie doch genugsam meinen Wandel und mein Denken. Hätte sich nicht sollen gelüsten lassen, mir damit zu kommen, ich würde ihr nicht säuberlich gedient haben. Traf ich ja einmal den Maler allein bei ihr, so ist alles in Züchten und Ehren zugegangen und habe in meiner arglosen Seele keinerlei böse Gedanken verspürt.“

Herzlich schloß Frau v. Mölen die Falsche in ihre Arme und sprach: „Möchte doch dein Gemüt das schöne Mädchen geziert haben! Wahrlich, all ihren Reiz hätte sie dafür hingeben sollen!“

„Unser Schöpfer verteilt seine Gaben gerecht, gibt jedem etwas anderes,“ seufzte Sibylla mit frommem Blick gen Himmel.

Keine Spur, keine Kunde fand sich von Susanne, die Familie sah Lieblosigkeit und Nichtachtung in dem Schweigen und ward täglich verdrießlicher und tiefer gekränkt. Daniel schlich umher wie ein Schatten von ehedem, keinen Ton habe ich ihn je wieder singen oder pfeifen hören. Er kam oft zu dem Bilde und sprachm it ihm. Hätte er alle die Liebe der Braut selbst bewiesen, hätte er da die Worte gefunden, welche ihm jetzt zuflossen, vielleicht würde sich doch Susannas Herz mehr für ihn angethan haben. Etwa zwei Wochen nach der Unglücksnacht stand er auch in das Anschauen ihres lieblichen Angesichts versunken.

„Susanna, meine holde Braut,“ sprach er leise vor sich hin, „mein Schwesterlein von jeher, deines armen Daniel Sonnenlicht und Lebenskraft, warum läßst du ihn im Dunkeln und schier ohne Lust allein? Warum läßt du ihn verzagen im tiefen Seelenjammer? Kann man auseinander-

reißen was zusammenwuchs? Beide nehmen wir Schaden und müssen daran verbluten. Er war schöner als ich, er verstand glatte Worte zu reden, nach denen dein junges Herz dürstete, seine Hand war geschickt, hat sie doch dich geschaffen, die allein mir einen Schimmer Licht ins Herz wirft. O und da hat er dich mit allen Künsten, die mir fremd sind, angereizt, bethört, verstrickt und hinausgeschleppt in die Ferne! Dich, Susanna, hinaus unter die Rotten der Friedensstörer und Schandknechte, der Söldlinge und Landzwinger! Dich, die Zarte, die ich gern geschützt hätte mit Leib und Leben wider ein rohes Wort, hinaus, sonder Schutz und Schirm, ins freie Land. Ach, warum haben die Steine und Mauern, die Balken und Treppen des Hauses nicht geschrien, als du über sie hinausschrittest? Warum ist alles stumm geblieben, wo man dir doch helfen mußte, wo sich hätten Arme herausrecken sollen, dich zu umfangen, dich zu bergen an warmer Brust, im sichern Heim?" — Seine Rede verlor sich in Schluchzen.

Da trat plötzlich Sibylla Viskule ins Gemach und auf den armen Versunkenen zu.

„Ja, ja," sprach sie scharf, „lieber Herr, schaut sie nur an und begreift die Wahrheit des alten Sprüchleins:

Wer auf ein schön' Gesicht vertraut
Im Nebel und auf Flugsand baut.
Doch Redlichkeit und Herzenstreu
Sie geben festen Grund die zwei."

Er sah sie starr und erschrocken an, schien kaum den Sinn ihres Verses vernommen zu haben, wehrte sie von sich mit beiden ausgestreckten Händen, und schritt, ohne ein Wort zu entgegnen, davon. Einige Wochen danach trugen sie den Ratsherrn, der bleich und krank aussah und an der linken Seite lahm war, ins Erkerzimmer. Der besseren Luft, des Sonnenscheins und der fröhlich machenden Ausflucht halber, wie sie sagten. Dann kam der Bürgermeister Viskule ihn aufzusuchen, er setzte sich zu ihm, und beide Männer verhandelten ernstlich über Susannas Verschwinden.

Der Bürgermeister meldete, welche Züge die Reisigen des Rates und Stadtknechte unternommen hätten, um der Flüchtigen habhaft zu werden, er fuhr dann fort:

„Es wird, viellieber Herr, jetzo gar beschwerlich und zweifelhaft, ob noch eine Spur des Inkulpalten, des Mädchenräubers und Landstreichers aufzufinden sein dürfte, da anzu-

nehmen steht, wie die reitenden Diener melden, daß er sich nicht versteckt, sondern daß er über unsere Grenze entwichen ist. Ihr selbst wisset, daß sodann in jetzigen beschwerlichen Zeitläufen wenig Aussicht vorhanden ist, seiner habhaft zu werden. Meint man doch, er werde sich gen Italia wenden, wo er sich bereits umgetrieben haben soll. Ermeßt nun selber die Gefahren, welche er über sein schuldig Haupt heraufbeschwöret, wenn er in sothanen Zeiten sich gelüsten lässet, ein Land kreuzen zu wollen, welches in hellen Kriegsflammen lodert wie das deutsche Reich. Item, wird ihm die Rache auch ohne Euer Zuthun nimmer fehlen. Ich habe dem argen Gesellen kaum jemals trauen mögen, ich hätte ihn keinen von den meinen malen lassen. Er war einer von den Ueberfliegern und Großhänsen, die zwölf Kegel umschieben möchten, wo nur neun da sind, erhob die Nase höher als ihm ziemte, weshalb ich ihn für alle Unthaten fest gekniffen hätte, so ich ihn faßte, des seid Ihr versichert. Wenn er aber außen bleibt, laßt ihn gehen, Euer Schaden ist's nicht. Seid Ihr doch der Springinsgut Erbe und müßt sehen, es zu bleiben."

„Ganz gewiß, wohlgeborener Herr, wird sie sich zeitig melden und ihres Rechtes wahren," meinte der Ratsherr matt.

„Recht! wenn sie nicht am Platze ist?" lachte Joachim Viskule höhnisch. „Lehrt mich Praktiken! Zuerst handeln wir um die Identität, es finden sich Zeugen, die außen ihre Leiche schwimmen oder liegen sahen. Alsdann, kann sie darthun, daß sie lebt, so halten wir ihr das Testament ihres Vaters vor, wo, wie Ihr wißt, verzeichnet steht, daß sie erben soll: — so sie sich eines ehrbaren und sittigen Wandels befleißiget und nimmer als eine persona turpis, wovor Gott sie gnädiglich bewahren möge, anzusehen sei. Nun frage ich Euch, ist das Weibsbild, welches bei nächtlicher Weile mit einem übel beleumundeten Manne auf- und davongeht, ehrbar? Würde der eigne Vater sie dafür erklären?"

„Sobald sie den Trauschein der Kirche beizubringen und also darzuthun vermöchte, daß sie mit ihrem Ehemanne davonging und lebt, könnte sie auch hiervon sich reinigen."

„In unserer guten Stadt ist ihr der Ehesegen nicht zu teil geworden, das steht fest, wir haben gar fürsichtig in allen Kirchen Nachforschungen gehalten. Würde auch kein Geistlicher wagen, solches Paar zusammenzuthun. Nehmt also an, daß sie in wilder Ehe lebt, dann aber ist sie nach L. 27, Cod. 3,28

eine persona turpis und ihr Erbteil geht auf Euch und Eure Kinder über."

Der Ratsherr seufzte. „Damit ist meinem armen Daniel, der sie herzlich lieb hatte, auch nicht alles ersetzt, auch der Schimpf, daß sie die Mölens verachtete, nicht ausgelöscht," meinte er.

„Nun, auch hierfür ließe sich Rat schaffen. Ist doch meine Sibylla lange gleich wie das Töchterlein dieses Hauses. Auch vermeine ich, die Heirat mit des Bürgermeisters Kind würde manches Uebel wett machen. Sibylla ist dem Daniel vertraut und zugethan, wie sie mir in Züchten gestanden, deswegen denke ich, sie sollte sich wohl schicken, seine Hausfrau zu werden."

„Eine rechte Ehre, günstiger und wohlweiser Herr!" rief Arnoldus von Mölen erleichtert und freudig. Er bot ihm die gesunde Rechte zum Dreinschlagen, und sie handelten nun miteinander, wie das junge Paar zusammenzugeben und auszustatten sei. Ob Daniel einwilligen werde, schien gar keine Frage.

Beiden Hausvätern war dies eine hocherfreuliche Angelegenheit, die sie immer wieder zusammenführte und Anlaß zu breiten Gesprächen, Ueberlegungen und Sicherungen auf alle Fälle gab.

Endlich, als schon der Winter mit Schneeflocken an die Fenster pochte und nicht die leiseste Kunde von Susanna eingetroffen war, kam man so weit ins reine, daß eines Tages der Ratsherr seinen Sohn zu sich bescheiden ließ.

Er eröffnete nun dem Daniel, der still und trübe dareinschaute, was zwischen den Vätern ausgemacht war, und fuhr also fort: „Erkenne die Ehre, mein Sohn, die unserm Hause widerfährt, nach all der Schande, welche Susanna über uns gebracht hat, da doch ihre Flucht deutlich aussagte: ich mag die Verbindung mit den Mölens nicht. Jetzo ist die erste Jungfrau unserer Stadt, des löblichen Bürgermeisters Töchterlein, erbötig, den Schimpf zu tilgen und meinen verlassenen Sohn lieb zu haben, einzutreten für die Undankbare, die nicht einmal einen Gruß, ein Blättlein zum Abschiede, eine Bitte um Vergebung, für die ihren nachgelassen hat. O die ungeratene Dirne, welcher Schatten fällt auf meine Zucht! Sollen wir, da der Herr Bürgermeister mir selbst den Bund anträgt, nicht zugreifen und frohlocken? Können wir doch jetzt das Haupt wiederum hoch heben vor der Bürgerschaft."

Daniels Schreck war groß. „O liebster Herr Vater!“ rief er, „was verhänget Ihr über mich? Meine Susanna soll ich lassen und vergessen, bevor noch ein Jahr verstrichen ist? Wißt, daß ich sie trotz allem mehr liebe als alle andern edlen und unbescholtenen Jungfrauen der Stadt, die mich nie gekränkt haben. Spart mir ein so schweres Unglück, wie Sibylla Viskule über mich bringen würde und habt Mitleid mit mir, mein Herr Vater!“

Der Ratsherr geriet in Zorn. „Wunderlicher Gesell!“ rief er, „dem das Spielzeug nicht bunt genug gleißet. Daß Schönheit nicht mit Tugend und Sittsamkeit einerlei ist, solltest du auch gemerkt haben! Sibylla ist eine ehrbare Frauensperson, die sich wohl für unser Haus schickt. Auch sie soll einen stattlichen Brautwagen empfangen, so daß kein übles Geschäft herauskommt, da wir der Springinsgut Erbe doch an uns zu nehmen gedenken.“

„Susannas Erbe?“ fragte Daniel befremdet. Der Vater setzte ihm dann alle Bedenken auseinander, welche das Recht einwenden könne, wenn Susanna späterhin noch Forderungen erheben sollte. Daniel schüttelte den Kopf und drang in seinen Vater, Susannen ihr Eigentum zu belassen, ihn aber mit der verhaßten Heirat zu verschonen. Der Alte hatte den Plan aber liebgewonnen, er wollte keine Einwendungen hören und ereiferte sich immer mehr dafür, so daß Daniel, weichmütig, zaghaft und an Gehorsam gewöhnt, wie er sich oft gezeigt hatte, immer kleinlauter entgegnete.

Endlich schrie der Ratsherr zornrot: „Willst du mich völlig an diesem Unglück zur Gruft fahren sehen, willst du mit Vaterfluch beladen an meinem Totenbette stehen und diesseits und jenseits an Reue siechen, wohlan, so widersetze dich dem, was klügere Männer als du für deiner Ehr' und Glück Herstellung ersonnen! Möchtest du aber meinen Segen empfahn, möchtest dich erretten von Gewissenspein und Jammer, so sag': Ja! — Schweig jetzt, besinne dich, ruf mir des Hauses Leute herbei, auf daß sie mich in mein Kämmerlein tragen, allwo ich mich erholen will. Du aber, bringe mir morgen deine Antwort.“

So geschah's. Man trug den Kranken fort und Daniel blieb allein. Er sank in meine Arme und brach in Thränen aus, der arme, schwache Knabe!

Es war eine schwere Stunde für ihn, bevor er den Entschluß faßte, das Mädchen zu freien, das ihm ersichtlich zu-

wider war. Wehrte sich doch wohl der Instinkt seines weichen, wahrhaftigen Herzens gegen die Falsche. Wie hat er da nach Susanna geschrien, vor ihrem Bilde gekniet und sich die Hände wund gerungen. O, der war nicht so gleichmütig, wie's bisher schien. Hätte er doch früher um sein Glück zu streiten vermocht! Mußte der Jammer ihm erst Leben und Wärme geben? Ich meine aber, daß es oftmals so ist, unter euch Menschen. Nehmt ihr nicht alles, was in glatter, heiterer Bahn geht, als daure es ewig? Nur wenig müht ihr euch mit Anerkennen und Festhalten des Guten, lässig seht ihr die Zeit rinnen, seid wohl gar ungeduldig, laßt den Feind nahen und versäumt das rechte Wort am rechten Ort zu sprechen.

Andern Tags ward im Erkerzimmer, am Lager des Ratsherrn und vor den beiden Familien ganz förmlich und feierlich die Verlobung von Sibylla Viskule mit Daniel von Mölen vollzogen. Die matten Augen der Braut funkelten schier unheimlich unter den schweren Lidern hervor. Triumph leuchtete heraus und ihr ganzes Gehabe war — mir gar wohl verständlich — das eines Menschen, der sein schlau erstrebtes Ziel erreicht hat. Daniel wandelte wie im Traum, ein Fremder konnte ihn für blödsinnig halten.

Nun begann ein großes Aufputzen im Hause. Raum ward geschaffen für die zweite Wirtschaft, Handwerker kamen und gingen, auch Klaus sah ich flüchtig. Sibylla war immer dazwischen, ordnete und befahl mit schärferer Stimme als sonst, sie schien sich recht als Herrin zu fühlen. Daniel ließ alles geschehen und blieb in sich gekehrt wie zuvor.

Etliche Wochen darnach ward bereits die Hochzeit vollzogen, in aller Stille, hieß es, wolle man sie feiern, des kranken Vaters wegen. Sibylla habe ich nicht im Brautputz gesehen, schön war sie gewiß nicht, daß sie aber ein kostbares Brautgewand getragen hat, noch herrlicher als das Susannas, glaube ich gewiß. Ich hörte auch die Mägde davon reden, daß es ein absonderlich glänzender Hochzeitszug gewesen sei, und daß die Braut, die schwache Person, das schwere Gold, das sie in Ketten, Spangen und Gehängen zierte, kaum tragen konnte, habe doch ihr Gürtelschmuck ellenlang nachgeschleppt. Es gab auch, trotzdem sie von Stille und Rücksicht auf den Vater geredet hatten, tagelang Gastereien und Festlichkeiten beim Bürgermeister.

Endlich kam alles wieder in Ruhe, das junge Paar rich-

tete sich in schicklich alltäglichem Geleise ein und Sibyllas Regiment begann. Da sah ich denn recht, was sie gewollt hatte: des Hauses Zügel nehmen, alles nach ihrem Sinn lenken, den schwachen Gatten nach Laune behandeln und sich des größten Wohllebens erfreuen.

Wenige Wochen nach der Hochzeit erlag der Ratsherr, Arnoldus von Mölen, einem zweiten Anfall seines Uebels, er starb und räumte der Willkür seiner selbsterwählten Schwiegertochter den Platz. Sibylla nutzte die Gelegenheit wohl, sich mehr und mehr Rechte anzumaßen, sich nach Lust im großen Hause auszubreiten, die Mutter mit ihren Kindern einzuengen und, vorläufig noch in gleißender Form, ihren Willen zur Geltung zu bringen.

Nur kurze Zeit nach des Vaters Tode stand Daniel einmal wieder schier versunken vor dem Bilde Susannas. Er wagte es als Gatte der andern nicht mehr, sein Herze so mit heißen Liebesworten herauszulassen, wie er's ehedem gethan, aber einzelne Ausrufe, die sein Inneres kundthaten, schlüpften doch noch über seine Lippen. Ich vernahm die Worte: „Holdselige!“ — „Mein Lebensglück!“ — „O ich arm Menschenkind!“ Und sah nun, wie er ganz elendiglich auf einem Schemel neben dem Bilde, mit beiden Händen vor dem Gesicht, zusammenbrach. In diesem Augenblick trat Sibylla herein, ein häßliches Lächeln flog über die blassen Züge, gar schlecht sah sie aus. Sie trat an Daniel heran, legte unsanft ihre Hand auf seine Schulter und rief: „Schlaf' nicht ein, Daniel, möchtest träumen von Untreue, wie's einem Ehemanne nicht geziemen thäte. Läßt die schöne Landstreicherin uns noch keine Ruhe? Doch gib acht, ich werde sie schon aus deinen Augen schaffen!“

Er war erschrocken wie ein ertappter Dieb und schaute sein Weib mit fast wirren Blicken an, dann schlich er sich hinaus wie ein Hund, wenn er vom harten Fuß seines Herrn einen Tritt bekommen hat. Die junge Frau aber rief ihre Mägde, die sie mit ins Haus gebracht hatte, und gebot ihnen, das Bild auf den oberen Boden zu bringen, sie faßten an und die holde Herrin ward fortgetragen.

Die Zeit ging hin, mir war, als sei mit Susannen das Sonnenlicht aus dem Hause geschwunden. Sibyllas herrisches Wesen konnte unmöglich zu etwelchem Einvernehmen mit ihrem gebeugten Ehegespons führen, obwohl mir's manchmal schien, als misse sie's doch, und neide mehr denn alles, oder weil

doch allzumal Neid in ihr sein mußte, Susannen die versteckte Herzensminne, welche Daniel ihr getreulich nachtrug, mochte auch dem ehrlichen Gesellen das Gewissen darum Pein bereiten. Hie und da versuchte sie herzlich zu ihrem Gatten zu reden, einmal sogar sah ich, wie sie ihn umfassen und küssen wollte, doch war sein Schreck größer, seine Flucht rascher, als bei den Ausbrüchen ihrer bittern Laune. Das mehrte dann ihr eifersüchtiges Zürnen, und als sie eines Morgens sah, wie Daniel meine Lehne zärtlich umfaßt hielt und seinen großen Kopf traurig an des kleinen Annekes Gesicht barg, da sprang sie schier boshaft herzu und schrie: „Küßt der wahrlich das Holzpüpplein, um nur seinem Weibe nicht nahe zu kommen, oder sieht er auch darin Susanna? Fort mit dem Lehnstuhl, ich kann ihn nicht mehr leiden!“

Die Mägde nahmen mich denn auch und trugen mich fort, Treppen und Gänge hinauf zum dritten Boden, wo im Giebel am Schornstein ein Kämmerchen liegt, welches wohl für altes Gerümpel gemacht ist, das man aus des Hauses Gebrauch verschleppt. Hier lehnte auch sie, Susanna, mein geliebtes Bild. Sibylla schloß so hastig hinter mir zu, daß die schwache Thür erbebte, ich habe sie nie wieder gesehen.

Meine Klause empfing durch ein mattes Dachfensterlein etwas Licht, enthielt altes Gerät, wie ein zerbrochen Spinnrad, etliche leere Kasten, einen Koffer, der Susannas Sachen bergen mochte, da ein Stück von ihrem Kleide hervorhing, und just mir gegenüber ihr holdes Bild. In diesem Raume blieb ich viele, lange Jahre. Einzelne Töne drangen ab und an zu mir herauf. Selten kam ein Fußtritt bis vor meine Thür. Nur einer besuchte mich oftmals.

Sank die Nacht herab, ward unter mir alles still, so nahten vorsichtige Menschentritte meiner Thüre. Der Schlüssel drehte sich im Schloß und herein schritt Herr Daniel im langen, dunklen Nachtgewande, eine spitze, weiße Schlafhaube auf dem plumpen Kopf, er trug eine Laterne in der Hand und sah starr vor sich hin. Auf die Erde vor das Bild stellte er das kleine Licht, fuhr, als schmeichelte er ihr, über Susannas Angesicht und glitt leise in meine Arme. Hier saß er stumm, starr, ich weiß nicht, ob er schlief oder wachte, ob er aus Furcht vor seinem Weibe und aus Gewissensstrenge sich scheute, sie mit zärtlichen Worten anzureden, oder ob er wieder in die alte Stille versunken war. Ich dachte, er schaute sie an, sie, Susanna, die zu lieben in seiner Seele ein willenloses Müssen,

ein endloses Dürsten von Kindesbeinen an zu sein schien. Vielleicht hielt auch nur ein Schlafwandeln ihn befangen und trieb ihn dahin, wo doch sein Denken am Tage, mit Sehnsucht nach dem Anblick ihres süßen Bildes, weilen mochte. Ich hörte nur, wie er seufzte, sah, wie er sich über seine Augen strich und wie der Zipfel seiner weißen Haube bebte. Er ging, wie er gekommen, ich hörte ihn eine Leiter, eine Treppe nach der andern sacht hinabsteigen. Das dauerte jahrelang, manchmal kam er öfter, manchmal lagen Wochen zwischen den Besuchen, ich kannte meinen stillen Gast und seine Art und Weise und trug sein Leid mit ihm.

Nach und nach schleppte sein Schritt schwerer, er keuchte vor meiner Thür und fiel innen erschöpft zusammen. Er kam seltener und endlich blieb er ganz fort. Ich selbst sank in ein dumpfes Hinträumen, indem mir's war, als hörte ich, daß er ganz schattenhaft still auf den Boden umhergleite, angstvoll suche und mit leisen Klagelauten poche und taste, aber das Kämmerchen, drinnen sein Heil, seine Susanna wohnte, nimmer finde.

Jahrelang hatte ich so gestanden, Spinnengewebe und Staub bedeckten Susanna und mich, da, eines Tages, nahte ein schwacher, schleppender Schritt sich meiner Klause, ein Schlüssel ward im rostigen Schloß gedreht, mühsam die Thür geöffnet. Die bekannte aber gebeugte Gestalt der älteren Frau von Mölen trat ein. Sie ging mit einem Tuch zum Bilde Susannas, wischte den Staub ab und schaute es mit Rührung an. Dann putzte sie auch mich, nahm Platz auf meinem Sitz, zog ein zerknittertes Brieflein hervor und begann es mit gedämpfter Stimme zu lesen, es lautete:

„Ihr habt mir auf alle meine Bitten kein Wörtchen der Vergebung gesandt, vielliebe und sehr gestrenge Eltern. Bisher auch alle Briefe, die ich Euch durch Sibylla geschickt habe, nicht beantwortet. Ihr hattet recht, mir ernstlich zu zürnen, aber ich bin unglücklich und krank, ich flehe Euch an, daß Ihr endlich möget Gnade walten lassen, meines armen Knaben wegen. Da sich mir diese sichere Gelegenheit bietet, wage ich's noch einmal, Euch zu schreiben.

„Ich bin mit meinem Gatten acht Jahre in Italien gewesen, dann aber hierher nach Antwerpen zurückgekehrt, wo ich bei seiner Tante lebe, die ich von meinem ersten Aufenthalt hier kenne. Er ist im Süden verblieben, aber er hat mir unser Kind gelassen. Könntet Ihr und Daniel mir doch verzeihen, dann würde ich gern sterben. O erbarmet Euch meines armen

Sohnes, er steht hilflos in der Welt und — ich möchte Euch nicht bemühen — aber ich glaube, daß ich von meinen Eltern ein Erbteil zu erwarten hatte. Gebt es meinem lieben Knaben und segnet noch einmal Eure, Euch ewig dankbare

Susanna van Swanenborg,
geborene Springinsgut."

„Armes, armes Weib!" seufzte die Matrone, ließ den Brief sinken und trocknete wiederum ihre Thränen.

„Sibylla hat also doch von ihr gewußt," murmelte sie vor sich hin. „Wie mag die Falsche gelogen und getrogen haben, Susanna und Swanenborg so lange ruhig zu halten! Täglich fordert sie das Einziehen des Springinsgut'schen Erbes. Aber ich habe mich jetzt an den Rat gewandt und sie heischen nur Papiere aus Antwerpen und den Trauschein. Wo mögen sie getraut sein auf ihrer Flucht? Die letzten Lebenskräfte setze ich d'ran, Sibyllens Ränke zunichte zu machen. Heute noch werde ich Susannen antworten!"

Sie saß noch eine Weile und schaute das Bild an, dann ging sie, um nicht wieder zu kommen. Meine Thür blieb verschlossen wie zuvor, ich wurde jetzt ganz vergessen.

Generationen lebten und starben unter mir, an das versteckte Kämmerchen, das auf dem dritten Boden hinter dem breiten Schornstein lag, dachte niemand. Der Wind, Schnee und Regen sausten um den hohen Giebel mir zur Seite. Im Schornstein ward hie und da gekehrt und gerasselt, ein hungriges Mäuslein huschte dann und wann vorbei, die Spinnen hatten ihr ungestörtes Behagen. Das sind die ganzen Erlebnisse eines Jahrhunderts. Gram und Verzweiflung, von dem mir lieb gewordenen Umgang mit dem Menschengeschlechte, von meiner Bestimmung, ihm zu dienen, ausgeschlossen zu sein, nagten mit dem Holzwurm um die Wette an meinem Innern, ich bekam ein altes, verfallenes Ansehen. Das Lederkissen, das auf meinem Sitz geblieben war, unter dem noch immer jenes Blatt lag, verlor alle Farbe. Fußtritte, Menschenstimmen hatte ich dann und wann vernommen, aber fern, ich wußte nicht, ob man unten Todesfälle oder Hochzeiten erlebte, meine Bekannten und Freunde waren natürlich lange gestorben.

Da eines Tages hörte ich trippelnde Schritte auf dem Boden neben mir, eine feine Stimme sagte: „Schau hierher, Arnold, ist dies nicht eine Thür?"

Worauf eine kräftige Knabenstimme antwortete: „Was

du alles in unserem alten Hause findest, Susi, ich glaube, du bist recht neugierig."

Das Mädchen kehrte und bat ihn, die Thür zu öffnen, „und wenn es auch Blaubarts Kammer wäre," setzte sie hinzu.

Er zog und arbeitete an der Thür; es entstand eine Spalte, durch welche blitzende Augen hereinspähten.

„Siehst du was?" fragte das Mädchen.

„Alten Plunder," antwortete er. „Es ist so dunkel und staubig, als hätte es hundert Jahre so gelegen."

O, wie recht hatte das Kind!

„Ich habe ein Stückchen Holz gefunden!" frohlockte Susi. „Schiebe das in die Spalte und laß uns drücken, vielleicht geht die Thür auf."

Es geschah, mit freudiger Spannung und Erwartung sah ich den Anstrengungen, die außen zu meiner Befreiung gemacht wurden, zu. Und es gelang. Die Thür sprang auf, das rostige Schloß war gebrochen: Aber was sah ich, zwei holde, junge Menschenkinder, welche mir vorkamen, wie Blüten, die aus Gräbern aufsprießen! Und wie hatten sich die Menschen verändert! Zuerst trat ein Mädchen von etwa zwölf Jahren herein, sie trug aufgebauschte weiße Locken, von einer blauen Schleife gehalten, ein buntblumiges Kleid, ein abstehendes Röckchen und Schuhe mit hohen Hacken. Aber sie hatte ein sehr schönes und freundliches Gesicht und — war es möglich! sie glich meiner unvergeßlichen Susanna.

Der Knabe, der nach ihr eintrat, war mehrere Jahre älter, größer und kräftiger als sie, auch seine Tracht wich von der, die ich früher gekannt hatte, wesentlich ab. Ein Zopf mit Band umwunden, hing in seinem Nacken, er trug eine lange, blumige Weste und desgleichen einen Rock mit breiten, bordierten Taschen, kurze Hosen und Hackenschuhe mit Schnallen.

Die jungen Leute sahen sich neugierig um. Susi tippte mit einem Finger auf das Bild, er warnte sie, sich nicht zu beschmutzen.

„Lauf hinunter, guter Arnold," bat sie, „und hole mir ein Tuch, damit ich dies hübsche, alte Bild abwischen und sehen kann. Aber nein, ich mag hier nicht allein bleiben, wir wollen gehen und die Mutter rufen."

Beide liefen davon. Nach kurzer Zeit kamen sie mit einer Magd, die Tücher und Besen trug und versicherte: „Frau Syndici von Mölen erwarte den Herrn Notar Müller, über

der fremden Mademoiselle Prozeß mit ihm zu sprechen, und man dürfe sie durchaus nicht stören."

Dann putzte man zuerst das kleine Fenster, so daß es heller wurde, darauf reinigte man das Bild und bewunderte es, obgleich es sehr gelitten hatte und viel dunkler geworden war, endlich ward auch ich vielfach gerieben und angestaunt, dann der Koffer geöffnet, einiges von den alten Sachen herausgenommen und endlich eine Beratung gehalten: was damit zu beginnen sei.

„Wir wollen das Bild und den schönen Stuhl hinunter tragen und die Mutter überraschen," entschied der Knabe.

So geschah es. Mit einiger Anstrengung brachten alle drei das Bild fort.

Als sie zurückkamen, nahmen sie mich auf, was ihnen sicherlich noch mehr Mühe gemacht hat, aber sie ließen sich's nicht verdrießen, sondern hoben und schoben mich die Treppe hinab.

Endlich waren wir unten, sie hatten mich über veränderte Gänge und Stufen vor das bekannte Erkerzimmer getragen, wo Susannas Bild bereits stand.

In diesem Augenblicke kam ein kleiner Herr, der einen Stock mit goldenem Knopf, einen dreieckigen Hut in der Hand und ein Paket Papiere unter dem Arme trug, die Stiege herauf.

Meine Träger setzten mich, vielleicht etwas erschrocken, rasch nieder, das Lederkissen fiel herunter, das alte, von Susanna beschriebene Blatt ebenfalls. Die kleine Susi griff danach und reichte es dem Herrn, der unwillkürlich danach langte. Jetzt öffnete eine ältere Frau die Thür des Erkerzimmers.

„Wo habt ihr die Sachen gefunden, Kinder?" fragte sie. „Ihr habt dem Herrn Notar den Weg versperrt," fügte sie hinzu und grüßte den Kommenden.

Arnold erzählte eifrig von der kleinen Bodenkammer, worauf seine Mutter befahl, das Bild und mich ins Zimmer zu tragen.

Der Notar, der nach uns eintrat, machte, indem er das gefundene Papier las, ein wichtiges Gesicht und bat, Magd und Kinder zu entfernen.

„Wir haben hier eine sehr alte, merkwürdige Kunde," sprach er. „Hören Sie, Verehrteste, was dieses Blatt enthält." Und nun las er das Lebewohl Susannas, an dem Abend ihrer Flucht geschrieben, es lautete:

„Ich muß Euch, schier mit schmerzlichem Zagen, Lebewohl

sagen, meine vielteuren Eltern, mein lieber Daniel! Könnt Ihr's in Eurem Edelmut zuwege bringen, so verzeihet mir. Eine mächtige Liebe für Gerrit van Swanenborg, so Ihr doch niemalen gut heißen würdet, treibt mich hinaus mit ihm, um sein Weib zu werden. Morgen findet die Einsegnung unserer Ehe im Dom zu Bardowiek statt. Ich schreibe Euch in Bälde wieder, Sibylla Viskule hat mir versprochen, Euch meine Briefe zu geben und für mich um Vergebung zu flehen. O gewährt sie Eurer ewig dankbaren

Susanna Springinsgut.

„Begreifen Sie, Hochgeschätzte," sprach der Notar, „daß dies von jener Springinsgutschen Erbtochter, die mit dem Flamländer davonging, geschrieben ist? Daß unser Prozeß für Ihre kleine Pflegetochter, Susi van Swanenborg, contra von Mölen älteste Linie, sich sehr günstig gestaltet, wenn die Trauung wirklich im Dome zu Bardowiek stattgefunden hat und wir im Kirchenregister den Beleg finden? Dieser ganze uralte Prozeß ist nie zu Ende gekommen, und nie zum Ende zu bringen, so lange die Trauung nicht mit Evidenz nachgewiesen und durch Bescheinigung beglaubigt worden. Erlauben Sie, verehrteste Klientin, daß ich Ihnen den Thatbestand noch einmal rekapituliere: Anno 1654 meldete die Frau Philippine Barbara von Mölen, nach Ableben ihres Gatten, des Ratsherrn Arnoldus von Mölen und ihres ältesten Stiefsohnes, des Stadtschreibers Daniel von Mölen, den Anspruch ihrer Pflegetochter, der Frau Susanna van Swanenborg, geborene Springinsgut, auf die Springinsgutsche Erbschaftsmasse, die von löblicher Kämmerei verwaltet wurde, bei dem Rate der Stadt an. Da man Susanna Springinsgut für verschollen erachtet hatte und von der Witwe des Stadtschreibers Daniel von Mölen, Sibylla, geborene Viskule, bereits Erbansprüche auf ihre Habe erhoben waren, wurde die Meldung gebucht und die Beweise ihrer Identität sowohl, wie auch ihrer Unbescholtenheit von Susanna van Springinsgut, alias van Swanenborg, gefordert. Letztere, in Rücksicht auf das Testament ihres Vaters besonders notwendig, waren nur durch den Beweis legalen Ehebundes beizubringen. Als diese Forderung nach Antwerpen gekommen, ist Frau Susanna van Swanenborg bereits verstorben gewesen, der Erbanspruch von seiten der Vormundschaft aber für ihren Sohn wiederholt. Auch die Todesnachricht des Vaters, des Malers Gerrit van Swanenborg, ist um die Zeit aus Italien angelangt. Es blieb

nun nichts übrig, als im Interesse des Erben in allen Kirchen der Stadt und an allen Orten, die das entflohene Paar Anno 1645 berührt hat, nach dem Trauschein zu forschen. Bis dato vergeblich. Die Erbschaftsmasse ist seitdem von der städtischen Behörde verwaltet und beträchtlich angewachsen. Nachdem haben die Söhne und Enkel jenes Kindes der Frau Susanna, nicht ermangelt, ihre Ansprüche wiederholt geltend zu machen, sind aber immer, jenes mangelnden Trauscheines halber, abgewiesen. Der letzte jener Linie, Herr Jan van Swanenborg, der Vater Susis, kam im vorigen Herbst mit seiner Tochter hier an, übergab mir die Angelegenheit, mancherlei alte Papiere der Frau Susanna, nirgend aber eine Spur des Trauscheins. Herr Jan verstarb. Sie nahmen sich großmütig, in Ihrem braven Herzen jeglichen Eigennutz dem Widersacher gegenüber verleugnend, als Pflegemutter des verlassenen Mädchens an, da der Vater mit Ihnen, als der Verwandten jener Freunde seiner Eltermutter vielfach verkehrt hatte, und nun empfange ich soeben, aus der Hand der jungen Erbin selbst dieses alte Blatt, das uns jenen gesuchten Trauschein in den Kirchenbüchern des Doms von Bardowiek vermuten läßt."

Seine Zuhörerin schien freudig erregt. „Eilen Sie, mein bester Herr Notar," sprach sie, „darüber Kunde einzuziehen."

Der Notar empfahl sich. Frau Syndici von Mölen ließ sich dann von den Kindern auf jenes Kämmerchen, wo ich so lange gefangen saß, führen, um, wie sie sagte, sich alles dort anzuschauen.

Als sie zurückkam, freute sie sich wiederholt über das schöne Bild und mich.

„Dies ist ein herrlicher Armstuhl," sagte sie. „Nie sah ich schöneres Schnitzwerk, wir wollen ihn gleich an das Fenster tragen, er soll ein neues Kissen bekommen und tagtäglich von mir benutzt werden."

Und so geschah es, auf meinem alten Platz, aber hinter viel größeren Glasfenstern stand ich, sah auf die breite, belebte Straße und freute mich, daß ich durch Susi wieder ans Tageslicht und in den trauten Kreis der Familie gezogen war.

Am Tage darauf kam der Notar von seiner Ausflucht nach Bardowik zurück. Er trug ein zusammengefaltetes Papier in der Hand und triumphierte. Ein altes Kirchenregister war aufgefunden und in demselben am sechsundzwanzigsten Juli Anno 1645 sorgfältig eingetragen die Trauung des Herrn

Gerrit van Swanenborg mit der Jungfrau Susanna Springinsgut zu lesen. Der Prozeß war so gut wie gewonnen.

Das glücklichste Leben in einem friedlichen, heiteren Familienkreise begann jetzt für mich. Um mich versammelten sich alle. Im Sommer stand ich oben im Erker, während des Winters unten im Wohnzimmer am Ofen, da, mein guter jetziger Besitzer, wo ich jetzt stehe.

Die Jahre vergingen ohne Störung, das bedeutende Springinsgutsche Erbe wurde Susi van Swanenborg zugesprochen. Sie wuchs lieblich heran und hatte, als sie achtzehn Jahre alt war, gegen die zärtlichen Wünsche ihres Pflegebruders, Arnold Daniel von Mölen, der gerade damals von der Universität zurückkam, nichts einzuwenden. Frau Syndici von Mölen legte ihre Hände ineinander, und diese beiden sind deine Eltern geworden, mein guter Freund.

Wie treu ich deiner Mutter diente, weißt du, täglich hielt ich sie in meinen Armen. Jetzt sind auch sie wieder dahin, die ich als Kinder freudig begrüßte, die ich während ihres ganzen Lebens um mich gesehen. Aber ich bin auch altersschwach, morsch und müde darüber geworden, ich sehne mich nach Ruhe, gönne sie mir," so schloß der alte Lehnstuhl, „da ja auch meine Lieblinge Susanna und Susi ruhen."

Ich erwachte. Der Lehnstuhl schwieg, der Ofen war erkaltet, und mein Licht tief herabgebrannt, flackerte matt, mich fror und nie war mir das Bewußtsein von der raschen Vergänglichkeit alles Irdischen, das Verlangen, die Stunde gut zu nutzen, so lange sie mein ist, näher getreten.

In der offenen Chronik, welche noch vor mir lag, las ich die Heirat der Sibylla Viskule mit Daniel von Mölen eingetragen, wie achtlos glitt mein Auge sonst über die Namen hin, jetzt da ich die beiden kannte, die sich so bitter gequält, die Schuld, Kampf und Elend getragen, weilte mein Blick mit besonderer Teilnahme auf ihnen.

Darunter, einige Zeilen weiter, war bemerkt: „Mein Bruder Daniel hat seine Tage nicht hoch gebracht, er verstarb Anno 1650, nur dreißig Jahre alt, weßmaßen ich Senior der Familie worden bin.

Mathias von Mölen."

Und dann später, von derselben Handschrift: „Die verwitwete Frau von Mölen, Tochter des wohlgeborenen Bürgermeisters Viskule, ist heute, ohne Nachkommenschaft, nach langjährigen Leiden, so sie gar ungern ertragen, vierzig Jahre und zween Monate alt, erlöset worden.

Mathias von Mölen, Ratsherr.

Lüneburg, Anno 1663.“

Ich erinnerte mich nun auch, die Geschichte des Prozesses um das Springinsgutsche Erbe von meinen Eltern gehört, ja die beiden Briefe Susannas bei den Akten gesehen zu haben. Das Bild der schönen Erbin, etwas nachgedunkelt, aber doch liebreizend, ist noch im Besitz unserer Familie. Versuche aber niemand mir einzureden, daß ich geträumt hätte. Wie könnte man so viele Einzelnheiten und alles so genau träumen?

Ich nahm mein Licht, nickte dem Armstuhl, dem schalkhaften Gesicht der kleinen Anneke freundlich zu und ging in mein Schlafzimmer.

Als ich am andern Morgen in die Wohnstube trat, lag mein alter Lehnstuhl zerfallen. Die Magd stand dabei und klagte, sie hatte ihm absichtslos den Gnadenstoß gegeben, genug, er war zerbrochen, völlig durchnagt vom Holzwurm, der liebe Engelskopf zerschlagen, Lehne, Arme, Beine alles auseinandergefallen. Man hätte bessern, für einige Zeit zusammenfügen können, ich aber sprach, eingedenk seiner Bitte:

„Ruhe sanft, mein Alter!“ trug seine Reste eigenhändig an den Ofen, und sah sinnend den Flammen zu bis das letzte Holzstücklein davon verzehrt war.

Heideabenteuer.

Erstes Kapitel.

Eine Reise durch die Heide.

Es war an einem warmen Frühlingstage des Jahres 1698, als ein schwerfälliger Reisewagen, mit vier plumpen Pferden bespannt, durch die ausgefahrenen Wege einer weiten Heide schwankte.

In den Ecken und schattig tiefen Stellen der Gleise, hinter den hie und da zerstreuten Feldsteinen und alten Heidebüschen lagen die letzten Reste des vor den Sonnenstrahlen auf der Flucht begriffenen Schnees; die Wacholdersträuche trieben kleine frische Sprößlinge, die krüpplichen Kiefern am Wege gelbliche, harzige Knospen, an den schlanken weißstämmigen Birken schwollen die Spitzen der rotbraunen Zweige und zeigten die ersten Anfänge des zu erwartenden Laubes. Die Lerche stieg fröhlich auf zu dem sonnig blauen Himmel, das goldgefleckte Heidhuhn schrie auf einer nahen Höhe und der Kiebitz flatterte erschreckt und kreischend hervor unter den Hufen der Pferde, welche gerade in der Furche daher kamen, in welcher er eben mit sicherem Vertrauen, nahe dem feuchten Moorfleckchen, sein Nest bauen wollte.

Der Reisewagen war für damalige Verhältnisse stattlich genug; eine große schwere Kalesche, in Lederriemen hangend und mit Ledervorhängen, welche an kleinen Ringen auf eiserner Stange liefen, geschlossen. Kutscher und Bediente thronten auf dem viereckigen Ausbau des Bocks und ein Stallknecht auf dem Sattelpferde des Vorspanns, da es geraten schien, sich auf einer Reise durch die öde Heide wohl mit männlicher Hilfe zu versehen.

Obgleich die für alle Gauen Deutschlands so schwere Zeit des dreißigjährigen Kriegs seit fünfzig Jahren überstanden war,

so blieb doch das Gefüge bürgerlicher Ordnung und Sicherheit noch immer arg gelockert, die Handhabung der Polizei durch die Zersplitterung des Gebiets und die schwerfällige Form der Justiz weit hinter dem Bedürfnisse zurück, und weise Fürsorge für die eigene Sicherheit jedes Reisenden erste Pflicht.

Im Wagen saßen vier Personen. Zwei Männer reifen Alters und zwei Kinder. Das Ziel der Reise war die alte Stadt Lüneburg, von der man eben erst eine Turmspitze durch die klare, frische Luft des Frühlingstages schimmern sah; von Celle, der Residenz des Herzogs Georg Wilhelm, der beides, Celle und Lüneburg, regierte, kamen die Reisenden und befanden sich in der Gegend, welche noch heute als Lüneburger Heide hinreichend bekannt ist.

Der Besitzer der Equipage, der herzoglich celle'sche Hofrat v. Elz, war ein korpulenter, kräftiger Fünfziger; sein Gesicht drückte verständige Ueberlegung neben Wohlwollen und Milde aus; sein freundliches blaues Auge glänzte heiter, seine gebogene kräftige Nase von rötlicher Färbung, der volle freundliche Mund, das breite glänzende Kinn, wohl gestützt von üppiger Unterlage, entsprachen jenem Ausdruck. Die Stöße des Wagens schienen ihn zu echauffieren; trotz der zurückgebundenen Ledervorhänge war es warm geworden, er trocknete sich wiederholt die Stirn und nahm endlich mit einigen Entschuldigungen gegen seinen Nachbar die wohlgekräuselte Perücke ab, sie an einem Nagel der Rückwand aufhängend, so daß jetzt bei jedem Stoße die Locken auf seiner erleichterten Stirn tanzten. Die Kleidung jener Zeit, der farbige Strumpf, die Hackenschuhe mit Schleifen und Schnallen, das Beinkleid von brauner Seide, die langschößige gestickte Weste, die feingefalteten Streifen der Wäsche, auf der Brust und den Händen, der dunkle langschößige Sammetrock mit echten Borten gesäumt, alles dies war durchaus angemessen und kleidsam für die volle Gestalt des hochgeschätzten Juristen der Celler Kanzlei.

Neben dem Hofrat saß sein Reisegefährte und zeitweiliger Gast, Herr Gideon Peermann, Regimentsquartiermeister der kurhannoverschen Gardereiter, der Sohn eines würdigen Generals, welcher ein Freund und Kriegsgefährte von Elzs Vater gewesen war. Diese alte Beziehung hatte beide Herren zusammengeführt, und der Hofrath dem Quartiermeister einen Platz in seinem Wagen angeboten, als beide in Celle zusammentreffend ihre beabsichtigte Reise nach Lüneburg besprachen.

Gideon Peermann war dem Aeußeren nach der völlige Gegensatz des Hofrats; wenige Jahre jünger, sah er doch mit seinem gelben, eingetrockneten Gesichte älter aus. Kleine, listige, graue Augen, von schweren Lidern bedeckt, eine kurze, aufgebogene Nase, fest zusammengekniffene Lippen, deren Lächeln eine Grimasse schien, und ein wenig gepflegter Bart machte den von einer steifen Zopfperücke mit festen Locken an den Schläfen bedeckten Kopf geradezu häßlich. Seine Gestalt, vielleicht größer als die seines Nachbars, war schmal in den Schultern, von kurzem Halse, aber desto längern Armen und Beinen; auch er trug Schuhe und Strümpfe, das Kniebeinkleid, die langschößige Weste, dabei aber den blauen Uniformrock seines Regiments; seine Wäsche war geknittert, und die langen gelben Hände mit ihren großen, schlecht gehaltenen Nägeln schauten wie die Krallen eines Raubvogels aus den gelblichen Manschetten hervor.

Herr Gideon war ein frommer Mann; seine salbungsvollen Reden hatten dem lustigen Gesichte des Hofrats schon manches schelmische Lächeln entlockt; jetzt eben hatte er wieder von dem Zwecke seiner Reise: die kleine Erbschaft einer Tante zu holen, gesprochen, und die Versicherung angeknüpft, daß in dem Herzen eines frommen Schafes der Kirche Geld und Gut zwar eitel Tand und Blendwerk sei, daß aber ein Mann, den der Herr mit Kindern gesegnet, sich zwingen müsse, für die Seinen Wert zu legen auf die Außendinge des Lebens. Da nun seine Tante eine gottselige Frau gewesen und ihr Besitz für ihn in Liebe erspart sei, so werde er zum Besten der Notleidenden und Armen, auch um Gastfreundschaft üben zu können, das ihm vom Herrn Beschiedene dankbarlich entgegennehmen.

Die beiden Kinder ihm gegenüber, der junge Bursche von fünfzehn und ein Mädchen von zehn Jahren, hörten andächtig zu; vielleicht, daß dem Knaben aber doch das Komische, Gemachte des frommen Herrn auffiel.

Der junge Mann hieß Hans Baron von Grote, und war der Sohn des seit einigen Jahren verstorbenen, berühmten Otto von Grote, des Geheimrats, welcher den Kurhut für seinen Herrn, Herzog Ernst August zu Hannover, von Wien geholt und zu vielen anderen wichtigen diplomatischen Missionen gedient hatte. Grote, der Schöpfer des Kurfürstentums, war ein Vetter des Herrn von Elz gewesen und hatte seine Kinder der Vormundschaft des braven gediegenen Juristen

übergeben. Diese Vormundschaft war keine Kleinigkeit, da Frau von Grote gleichfalls lange tot und für die Knaben bedeutende Güter zu beaufsichtigen waren; v. Elz entledigte sich jedoch mit unermüdlicher Treue der Aufgabe des verstorbenen Freundes.

Er nahm die Kinder in sein Haus, wo sie, neben seiner Tochter von seiner liebenswürdigen Gattin geleitet und von einem gelehrten Magister unterrichtet, aufwuchsen.

Nun war im verwichenen Herbst aber sein Weib gestorben und er außer dem Schmerz um seinen Verlust von Sorge für die Erziehung der Kinder, des eigenen sowohl, wie der anvertrauten, schwer bedrückt worden. Die lebhaften Knaben wollten dem Magister nicht mehr folgen, besonders Hans, der älteste, durch die Güte und Liebe der Frau von Elz bisher gebändigt, machte einen tollen Streich nach dem andern.

In seiner Verlegenheit bat Elz seine einzige Schwester, an den Senator Christoph von Töbing in Lüneburg verheiratet, um Rat. Diese, eine resolute und strenge Hausfrau, entschied dahin, daß Amalie Elz, ihre Nichte, von den Knaben getrennt und unter weibliche Zucht gegeben werden müsse; daß Hans Grote, der Unruhstifter, die Ritterakademie in Lüneburg, wo ein strenges Regiment gehandhabt werde und ein Onkel des Knaben, Geheimerat Grote, Direktor sei, besuchen solle, und daß alsdann Elz mit den beiden anderen Mündeln, unter Beihilfe eines strengeren Magisters, fertig werden könne.

Zur Erziehung des kleinen Mädchens erbot sie sich selbst und versprach, da Amalie zweifelsohne zwischen den Knaben verwildert sei, keine Mühe zu scheuen, sie in allen weiblichen Künsten und Tugenden zu unterweisen.

Seufzend entschloß sich der gute Hofrat, die Vorschläge seiner Schwester zu befolgen; ein strenger Magister fand sich bald, Hans wurde bei seinem Oheim gemeldet und mit beiden Kindern die Reise angetreten.

Er war ein schöner, kräftiger Bursche, dieser älteste, wiederum für die Wissenschaft bestimmte Sohn des gelehrten kurfürstlichen Faktotums. Blitzende, dunkelblaue Augen, eine hohe weiße Stirn, lichtbraunes Haar, eine feine, kühn gebogene Nase und ein voller dunkelroter Mund zierten ihn. Er war sauber in feines hellblaues Tuch gekleidet und schien mit großer Ungeduld im engen Wagen auszuharren.

Neben ihm das frische, blondlockige Mädchen war die kleine Amalie, seine Spielgenossin und nach der verstorbenen

Frau seines Vormunds die einzige, welche seinen Uebermut bändigte und jede Rücksicht von ihm fordern durfte. Amalie war ein wildes, kräftiges Kind und Tante Töbing hatte mit ihren Voraussetzungen von den fehlenden weiblichen Künsten und Tugenden entschieden recht. Ihr gütiger Vater sah sie oft betrübt an, denn er wußte wohl, die Zeit ungebundener Freiheit und kindlichen Frohsinns hatte in dem ehrbaren Hause des Lüneburger Patriziers für sein Malchen ein Ende.

Mittlerweile hatte Peermann noch einige edle Züge von seiner seligen Tante erzählt, der Hofrat vielfach nach Luft geschnappt, Hans Grote ohne Aufhören den Platz für seine Beine gewechselt und Amalie den Herrn Peermann in neugieriger Verwunderung angestarrt.

Endlich lehnte sich Herr von Elz zum Wagen hinaus und fragte: ob man die Goseburg, den letzten Krug vor der Stadt, wo man zu füttern dachte, noch nicht bald erreicht habe?

Der Kutscher deutete mit der Peitsche hinaus und meinte, in einer Viertelstunde werde man, wenn die Heide nicht gar zu tief sei, dort ankommen, ein Ereignis, das besonders für die vier Gäule, die seit dem Nachtquartier erst zwei Futter erhalten, notwendig werde.

Alle Reisenden schauten sehnsüchtig nach der Goseburg aus und die Kinder baten, bis dahin gehen zu dürfen.

Elz gestattete es und Hans sprang ohne weiteres von oben aus der Luftöffnung zur Seite; als der Wagen hielt, hob er auch Amalie heraus und nun tummelten sich beide, der Freiheit genießend, lustig auf der Heide umher.

Nachdem sie die jungen Glieder gereckt und sich müde gelaufen hatten, spazierten sie Hand in Hand hinter dem Wagen her.

Sie plauderten von ihren Aussichten in Lüneburg, Amalie freute sich ihrer Basen und versprach sich mit der heiteren, hoffnungsreichen Phantasie eines fröhlichen Kindes das angenehmste Leben in dem Hause ihrer Tante.

Hans kannte Welt und Menschen schon besser, er schalt auf den Zwang der Akademie, auf die Wissenschaft und ihre Vertreter, vom Onkel Grote, dem Direktor, an bis auf den in Celle zurückgebliebenen Magister.

„Was kümmern mich die Tintenklexer,“ sagte er endlich, „ich will nicht krumm werden hinter den Akten; in der staubigen Luft der Kanzleien werde ich's nie aushalten, ein Pferd sollen sie mir geben und eine gute Klinge, dann gehe ich

dahin, wo's Krieg gibt, und bringe meinen Namen zu Ehren."

„Aber Hans," sagte Amalie weise, „dein Vater hat es nicht gewollt, er war auch kein Kriegsheld, und Papa sagt, er sei berühmt gewesen und habe viel Ehre und Auszeichnung verdient."

Hans war aber anderer Meinung; er redete mit Begeisterung von allen je geschehenen Kriegsthaten, beklagte, kein Spartaner, kein Römer zu sein, nannte die Zeit elend und langweilig, des endlich geschlossenen Friedens wegen, und versicherte: er werde und müsse irgendwo Krieg finden und mitfechten helfen.

Die Herren im Wagen hatten sich währenddem von den Schönheiten und Vorzügen der vor ihnen liegenden alten Stadt unterhalten, des ergiebigen Kalkbruchs, der Soolquelle erwähnt; Peermann begann jetzt von den Kirchen zu reden; er freute sich, den morgenden Sonntag in Ruhe und dankbarem Gebet für die glücklich und erfreulich zurückgelegte Reise verbringen zu können; er fragte, in welcher Kirche sein geschätzter Gönner dem Herrn zu dienen gedenke, und schlug die Kirche St. Michaelis vor.

Elz entgegnete, sich nach den Gewohnheiten im Hause seines Schwagers richten zu müssen, konnte aber nicht umhin, auf Peermanns Fragen nach der erwähnten Kirche einzugehen.

„Kirche und Kloster St. Michaelis waren früher vereinigt, seit der Reformation ist das Kloster jedoch eingegangen, oder vielmehr in eine Ritterschule umgewandelt; beides liegt noch unmittelbar aneinander. Die Akademie hat augenblicklich den Direktor Geheimerat von Grote zum Vorstand und ist reich dotiert."

„Und die Kirche?" unterbrach Peermann mit blinzelnden Augen den Bericht.

„Kein anderes Interesse wie das Kirchliche, mein frommer Herr!" lächelte Elz, „nun so hören Sie, was ich weiß: Die Michaeliskirche, oder vielmehr das Kloster, soll schon von Hermann Billung, Herzog in Sachsen, um das Jahr 955 auf der Spitze des Kalkberges, wo jetzt eine feste Burg steht, gestiftet worden und mit reichen Schätzen beschenkt sein. Unter Heinrich dem Löwen zerfiel das Kloster, nachher wurde es erneuert, dann im lüneburg-sächsischen Erbfolgekriege 1371 gänzlich zerstört, nachher aber, unterhalb des Berges, wieder erbaut und endlich etwa 1418 in der heutigen Gestalt völlig fertiggestellt und eingeweiht. Die Kirche ist geschmackvoll verziert und be-

wahrt reiche und seltene Kunstwerke in Gold und Edelsteinen. Eine vortrefflich in Stein gehauene Kanzel, ein Altartisch von orientalischem Granit, zwei Taufsteine von Marmor, besonders aber die sogenannte güldene Tafel, ein Prachtstück alter Kunst."

„Ein Beweis, daß es auch in früheren Zeiten fromme Herzen gab, welche dem Altare des Herrn ihren schnöden Mammon weihten!" seufzte Peermann mit Inbrunst, „aber verzeihen Sie, daß ich unterbrach, was wollten Sie von jenen Schätzen weiter berichten?"

Elz fuhr fort: „Die güldene Tafel ist eine Platte, oberhalb des Altars angebracht, und durch zwei gleichfalls mit Gold und Schnitzwerk verzierte Flügelthüren geschlossen; sie ist etwa 7 Fuß lang und 3 bis 4 Fuß hoch; in 18 Felder geteilt, zeigt sie künstlich getriebene Bilder aus der heiligen Geschichte; die Figuren sind vortrefflich gearbeitet und mit Perlen und kostbaren Edelsteinen geziert; ringsum befinden sich stark vergoldete Fächer, in denen Kelche, Monstranzen und viele andere alte Kostbarkeiten bewahrt werden. Der Ursprung der Tafel wird verschieden angegeben. Nach einigen Chronisten hat der dritte Herzog der Billunge, Bernhard, sie dem Kloster verehrt; es heißt, er habe mit einem heidnischen Herrn, der ein Gesandter des Teufels gewesen, darum gespielt. Bernhard habe sein Land, der Heide die Tafel eingesetzt, nun haben sie gewürfelt; der heidnische Herr wirft zwölf, die höchsten Augen; da betet der Herzog zu Gott und gelobt die Tafel der Kirche, wenn er sie gewinnt, und siehe, ein Würfel zerspringt, er wirft dreizehn und die Tafel ist sein."

„Der Herr ist auf Seiten der Frommen," schaltete Peermann ein.

„Nach andern," fuhr der Hofrat fort, „ist die Tafel ein Geschenk Herrn Bischof Rinalds von Mailand, der sie von dort geschickt, da Kaiser Friedrich Barbarossa die Stadt zerstörte; oder Kaiser Otto II. soll das Gold den Sarazenen in Italien abgenommen haben; noch andere sagen, Karl der Große zerstörte einen heidnischen Abgott Luna auf dem Kalkberge; es war dies, der Sage nach, eine Marmorsäule mit einem Menschenbilde darauf, das einen riesig großen, goldenen Mond vor der Brust trug; von diesem Golde schmiedeten kunstreiche Hände die Tafel; so viel ist gewiß," schloß Elz seinen Bericht, „das Kunstwerk ist sehr alt, sehr kostbar und hat glücklich alle Kriegszeiten überdauert."

Peermann fügte noch einiges von dem Schutze Gottes über seine Heiligtümer, von der Roheit kriegerischer Horden, welche dergleichen antasten könnten, und von dem Glück, in ruhigen Zeiten beschaulicher Andacht leben zu können, hinzu; mittlerweile hielt der Wagen, welcher in den tiefen Sand der Hauptstraße eingelenkt war, vor der Goseburg, einem einsamen, von etwas Feld und Gartenland und einigen alten Bäumen umgebenen Gehöft.

Die jungen Leute sprangen fröhlich herzu, die Pferde wurden ausgespannt, und auch die beiden Herren kletterten aus dem unbequemen Kasten, streckten die Glieder und gingen ins Haus, den Rest ihrer gestern aus Celle mitgenommenen Mundvorräte zu verspeisen.

Nach einer Stunde der Ruhe erklärte der Kutscher die Pferde soweit gestärkt, daß man das Ziel der Reise mit ihnen erreichen könne.

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung und man hatte sehr bald das Vergnügen, Lüneburg mit seinen Türmen, Mauern, Wällen und der Feste auf dem Kalkberge vor sich liegen zu sehen. Der Weg besserte sich; ein kleiner Trab ward versucht, und nach wenigen Stunden fuhr man über die Zugbrücken durch die hallenden überwölbten Thore der alten, einst als Festung berühmten Stadt.

Zweites Kapitel.

Das Patrizier-Haus.

Die Familie des Senators von Töbing hatte sich auf die Ankunft des Onkels, welcher ihnen sein Töchterchen bringen sollte, in freudiger Erwartung vorbereitet.

Einige Tage zuvor war das alte, hochgieblige Eckhaus am Markte, schon lange der Familie Töbing gehörig, unter Aufsicht der strengen Hausfrau durch Fegen und Scheuern, Bürsten und Reiben in einen tadellosen Zustand versetzt worden. Man putzte, was an glänzenden Metallhängen und Spangen sich an Koffern und Schränken vorfand, frische weiße Vorhänge wurden in der Gaststube um das hohe federreiche Himmelbett gesteckt, und Hedwig, die vierzehnjährige jüngste Tochter des Hauses, trug in einer zierlichen Schale die ersten Frühlingsblumen auf den glänzend gebohnten Tisch und fragte im Laufe der Tage jeden nach dem zu erwartenden Bäschen. In der Küche wurden festliche Gerichte zubereitet und die gefürchtete Frau Senatorin war nie so eilig, nie aber auch so nachsichtig gewesen, wie in der jetzigen freudigen Erregung, da sie ihren einzigen hochgestellten Herrn Bruder erwartete.

Das Vergnügen des Wiedersehens wurde in dem Herzen der Frau Sophie von Töbing noch bedeutend durch den Gedanken verstärkt, daß sie es gewesen war, welche ihrem Bruder den Rat gegeben hatte, nach welchem er jetzt handelte.

Die Wichtigkeit des Besuchs im Töbingschen Hause war aber besonders deshalb so groß, weil der Hofrat ein Verwandter der Frau war, welche in diesem Hause ein so großes Uebergewicht besaß.

Die Senatorin, eine tüchtige Frau in der weitesten Bedeutung des Wortes, regierte nicht allein Kinder, Gesinde und

Haushalt, sondern auch ihren kleinen, bleichen und fügsamen Gatten, sowie seine ältliche Schwester, Susanne Töbing, die in stiller, bescheidener Wirksamkeit im Hause lebte.

Dem Hofrat ähnlich, war Sophie, neben einem ganz unbedeutenden Manne und unter den Forderungen eines großen Hausstandes, noch mehr zur Entwicklung aller in ihr ruhenden Energie gekommen als der Bruder, welcher, beglückt durch eine milde, verständige Frau, selbst milder und wohlwollender geworden war.

Wenn die Senatorin sich einmal ein Urteil gebildet und darnach einen Entschluß gefaßt hatte, so war dasselbe unumstößlich und besaß auch im ganzen Hause diese Geltung. Ihr Regiment zeigte demnach alle Vorzüge, aber auch alle Mängel einer absoluten Monarchie; alles war wohl geordnet, fest bestimmt, von einem Willen gelenkt, aber ohne Rücksicht für den einzelnen. Die Kinder sämtlich dem Vater ähnlicher als der Mutter, entwickelten sich langsam, aber gleichmäßig; sie waren ordentlich, gehorsam und ruhig, doch ohne Freudigkeit. Die Mädchen am Spinnrade und im Haushalt tadellos fleißig. Einige, bereits verheiratet, stille gehorsame Gattinnen und Mütter; die Söhne, ehrsame Bürger ihren Neigungen nach, zufrieden, ohne Ehrgeiz oder Drang in die Weite; nirgend die leuchtenden Augen, die Frische, die jubelnde Fröhlichkeit und Unternehmungslust der beiden jungen Reisenden: des Krieg und Abenteuer verlangenden Hans von Grote und der muntern Amalie.

Nachdem die wüste, in ihrer Roheit alles übertreffende Zeit des dreißigjährigen Krieges überstanden war, wurde das Bedürfnis nach Ordnung, Zucht und Sitte überall dringend; aber die Gährung in den Gemütern war noch zu groß, als daß Ehrbarkeit, Tugend und Wohlstand hätten gesund emporwachsen können. Man hatte den richtigen Maßstab verloren und aus der Formlosigkeit wurde ein Uebermaß von Form.

Zur Abwehr der groben Unsittlichkeit, der Roheit und Zerfahrenheit jener wilden Kriegszeiten schlichen steife Unnatur und Zerrbilder der Sitte sich ein.

Schicklichkeits- und Form-Rücksichten verdrängten das hervorquellende Gefühl; unbedingte Unterwerfung der Kinder unter die Eltern, selbst wenn auch sie bereits zu vernünftiger Reife gediehen waren, strenge Einfachheit und abgemessene Kälte des täglichen Verkehrs, das waren die Grundzüge des Familienlebens jener Zeit.

Nirgends konnte dies alles ausgeprägter sein, als im Hause des Senators Christoph von Töbing, unter Obhut seiner Gattin, mit deren Natur es so durchaus übereinstimmte.

Es war am Sonnabend Nachmittag endlich ganz still und völlig geordnet im großen Eckhause am Markte; die Reisenden konnten jeden Augenblick eintreffen und die Senatorin setzte sich, mit von der Erwartung angenehm erregtem Gemüte, im Reifrock und großblumiger, mit Strichen garnierter Jackette, mit heraufgestrichenem, ergrauendem Haar, welches oben von einer flatternden Haube gekrönt wurde, auf ihren Platz im Erker; sie gönnte sich das Vergnügen, hinauszuschauen; die Töchter, einfacher gekleidet und niedriger sitzend, hatten das nimmer ruhende Spinnrad vor sich.

Da endlich bog die vierspännige, hochbepackte Kalesche um die Ecke einer nahen Straße und kam gerade auf das Töbingsche Haus zu.

Die Senatorin erhob sich, nahm ihr Schlüsselbund in die Linke, winkte den Töchtern, welche lautlos ihre Spinnräder zur Seite stellten, ihr zu folgen, und schritt die gebräunte Treppe hinab.

Der Senator, in Verlegenheit um die Form, mit der er einen so geehrten Gast empfangen müsse, stand auf dem Flur des Hauses, lugte zu seiner Gattin hinüber, wurde durch die erhöhte Röte ihrer Wangen um so verwirrter und nahm endlich die Miene amtlicher Devotion an, so etwa, als wolle er dem Eroberer der Stadt auf seidenem Kissen den Schlüssel des Thors überreichen; zwei halberwachsene Söhne neben ihm sahen noch einfältiger aus, als der kleine Senator in seinem Staatsanzuge mit der großen Perücke. Aus der Küche lauschten zwei Mägde in sehr reinlichen weißen Hauben, umwallt von einladenden Bratendüften; auch einige Packer des mit Spedition des Salzes beschäftigten Hauses waren von der sorgenden Hausfrau für das Gepäck und die Equipage des Erwarteten bereit gehalten worden.

Die Knechte mußten die schöngeschnitzten Thüren des Hauses öffnen, Frau Sophie erschien auf der Schwelle, umgeben von Mann und Kindern. In dem Augenblicke klatschte der Kutscher des Hofrats zum letztenmal, der Wagen hielt glücklich am Ziel seiner Reise.

Herr v. Elz stieg aus und umarmte die einzige Schwester, soviel es der Reifrock erlaubte, mit Herzlichkeit; die Senatorin reichte ihm die Wange zum Kuß und ließ sich dann von

ihm an den Fingerspitzen mit zierlichem Anstande in das untere, für den Empfang der Gäste bereit gehaltene Wohnzimmer führen. Alle Glieder der Familie folgten, auch Hans Grote und Peermann schlossen sich an.

„Hier ist meine Amalie, mein teures Kind, Sophie," sagte der Hofrat, als er neben der Schwester im Zimmer stand, „umarme deine Tante, Malchen," fügte er hinzu, „und bitte um ihre Liebe."

„Das kleine Mädchen wollte mit unbefangener Freundlichkeit die Tante umarmen, diese aber reichte ihr die halb von feinem Filet bedeckte Hand zum Kusse und sagte mit großer Würde: sie hoffe, das Kind werde sich gehorsam und fleißig zeigen, es solle ihr Bestreben sein, sie zu einer tugendsamen und ehrbaren Jungfrau zu erziehen.

Malchen wurde sehr rot bei diesen kühlen Empfangs-Zeremonien, Hans schnitt ein saures Gesicht, Gideon Peermann benutzte die jetzt entstehende, peinliche Stille, sich zu empfehlen.

„Möge des Herrn Gnade meinem edlen Gönner leuchten," sprach er, „möge die hohe tugendsame Frau dieses Hauses einen holdseligen Blick auf ihren Knecht werfen!" Dann küßte auch er der gnädig lächelnden Senatorin die Hand, zog seine schmalen Schultern noch höher, schwenkte den mit Tressen besetzten Hut im Bogen, winkte einem der Leute, seinen Koffer zu nehmen, und schritt davon.

Unter der wohlwollenden, heiteren Milde des Onkel Hofrat erholten sich nach und nach alle Glieder der Töbingschen Familie von ihrer feierlichen Erstarrung; ja es gestaltete sich ein lebhafter Verkehr des einen mit dem andern, ein gemütlicherer Ton, als je zuvor in diesen Räumen.

Die strenge Hausfrau wagte gegen ihren hochgeschätzten Bruder keinerlei Einwendung; sie widmete sich mit ihrer ältesten Tochter der Bewirtung; Hedwig wurde von Hans und Amalie unterhalten und der Hofrat plauderte mit Schwager und Neffen. So verging der Abend; gegen neun Uhr begab sich jeder zur Ruhe, nicht aber, ohne für den kommenden Sonntag allerlei Pläne gemacht zu haben.

Nach dem gemeinschaftlichen Kirchgange sollte vor allen Dingen Hans von Grote seinem Oheim und der Akademie zugeführt werden. Später beabsichtigte Elz noch andere Besuche zu machen, am Montag aber, da seine juristischen Geschäfte drängten, nach Celle zurückzukehren.

Der Sonntagmorgen kam und die Familie des Senators mit den Gästen setzte sich im festlichen Putz in Bewegung, um der kirchlichen Feier zu St. Michaelis beizuwohnen. Niemals war Frau Sophie von Töbing stolzer durch die Straßen der alten Stadt gewandert, als heute an der Seite ihres stattlichen, vornehmen Bruders.

Hans Grote war mit seiner kleinen Pflegeschwester etwas zurückgeblieben. Eine Weile gingen sie schweigend, endlich sagte er: „Ich muß nun heute von dir, liebes Malchen, aber ich werde euch, sobald ich ausgehen darf, besuchen. Deine steife Tante gefällt mir nicht, wenn sie schlecht gegen dich ist, so sage es mir, ich will dich immer beschützen."

„Ach! guter Hans," antwortete Amalie weinerlich, „wie soll ich dich aber erreichen? Ich mag die Tante auch nicht leiden, es ist alles ganz anders, so sonderbar in dem Hause, aber schlecht wird sie nicht gegen mich sein, sie ist ja Papas Schwester. Wenn du nur kommen dürftest!" Indem dieser Wunsch in ihrem Herzen aufstieg, lief sie vorwärts und rief, ihres Vaters Hand ergreifend: „Bitte, lieber Papa, sage doch Hänschens Onkel, daß er ihn recht oft zu uns kommen läßt."

Der Hofrat zuckte lächelnd die Achseln, Tante Sophie aber entgegnete streng: „Sonntags nach dem Essen mag er eine Stunde kommen; an Wochentagen stören Besuche bei der Arbeit; man wird auf der Akademie auch vernünftig genug sein, die Knaben nicht viel umherlaufen zu lassen."

Die Kirche war erreicht, jede Unterhaltung abgeschnitten. Die Frauen und Männer trennten sich, da die Geschlechter ihre gesonderten Sitze hatten. Unter den Männern fiel der Reisegefährte ihres Bruders der Senatorin besonders ins Auge. Peermann saß mit andächtig verdrehten Blicken und gefalteten Händen während der ganzen Predigt und schien kein Wort der Rede zu verlieren.

Nach geschlossenem Gottesdienst besah der Hofrat mit Hans und seinem Schwager nochmals die Schätze des Altars, die güldene Tafel und ihre mit Kleinodien gefüllten Fächer. Es war ein ungeheurer Reichtum an Gold und köstlichen Steinen, Smaragden, Saphiren, Amethysten und Rubinen daran verschwendet; ganze Reihen orientalischer Perlen waren an den Gewandsäumen der heiligen Figuren eingelassen; Christus trug eine weitstrahlende Krone von den glänzendsten Brillanten. Die Arbeit war geradezu bewunderungswürdig; einige Gestal-

ten lagen hoch aus Gold getrieben auf der Fläche. Jeden Sonntag versammelte sich eine Menge der Andächtigen, um den Schatz ihrer Kirche zu betrachten, und das Auge der Beschauer mußte sich fast geblendet abwenden, wenn durch die hohen farbigen Fenster helle Sonnenstrahlen auf die Tafel fielen.

Auch heute lobte und erfreute sich jeder an dem Prachtwerke.

Dann verabschiedete sich Elz vorläufig von seinem Schwager und ging mit Hans in die unmittelbar daran gelegene Akademie und zum Direktor Baron Grote.

Der Empfang war für den Hofrat höflich und ehrenvoll, für den jungen Mann kühl und nichtachtend.

„Also den sollen wir zahm machen?“ fragte der Bruder des großen Geheimrats, ohne von der verwandtschaftlichen Beziehung sonderlich Notiz zu nehmen. „Haben schon manches verzogene Muttersöhnchen, manchen Trotzkopf und manchen Schabernackspieler zur Räson gebracht, kümmere mich nicht sonderlich um die Buben, hat alles seine gewiesenen Wege; schickt er sich, geht's ihm gut, thut er's nicht, kriegt er die Fuchtel.“

Hans stand bleich, mit gerunzelter Stirn, fester Haltung und zusammengebissenen Zähnen daneben. Elz versuchte zu begütigen, auszugleichen, dem Baron einiges Interesse für seinen Neffen beizubringen, es schien ihm aber wenig zu glücken.

Endlich mußte er gehen; er umarmte väterlich den schönen Jüngling, bat ihn, verständig zu sein, sich der Wissenschaft zu widmen und den notwendigen Zwang der Anstalt willig zu ertragen; dann ging er, nicht ohne einiges Weh über diese Trennung zu empfinden.

Baron Grote begleitete ihn mit ausgesuchter Höflichkeit hinaus, dann zu seinem Neffen zurückkehrend, sagte er:

„Geh' er auf sein Zimmer!“ er schellte, ein Diener erschien, welcher auf des Direktors Befehl den neuen Akademisten auf sein Zimmer und dann zu den Professoren führte, welche ihn mit der Ordnung des Hauses bekannt machten.

Herr v. Elz wurde von seiner Schwester vortrefflich bewirtet, am Nachmittage, so gut es ging, unterhalten, und rüstete sich am Montage in aller Frühe zur Abfahrt. Von seiner Amalie, seinem einzigen Kinde, trennte er sich schwer, immer und immer wieder liebkoste er ihren blonden Lockenkopf, küßte ihre weiße Stirn und zog die kräftige kleine Gestalt der Tochter in seine Arme.

Amalie hing mit überströmenden Augen an seinem Halse, und hätte er sich nicht vor der finster blickenden, herben Schwester geschämt, er würde sein liebes Kind wieder mit sich genommen haben. So aber bat er nur wiederholt, seinen Liebling, seinen Augapfel, wohl zu behüten, flüsterte dem Mädchen zu: sie dürfe kein Heimweh bekommen, habe sie aber eine zu große Sehnsucht nach ihm, so wolle er sie wieder holen, segnete und küßte sie nochmals und stieg endlich, nach einem herzlichen Abschiede von Sophie und ihrem Gatten, in seinen Reisewagen; die Pferde zogen an und Amalie war allein im Hause der Verwandten.

Der Senatorin, welcher die hervortretende Gemütsweiche ihres Bruders, ja die ganze Unterbrechung ihrer strengen, ruhig geregelten Hausordnung unbequem gewesen war, welche nur in der Anordnung, in der notwendigen Thätigkeit, nicht in dem ruhig behaglichen Genusse ihre Freude fand, wurde es merklich leichter ums Herz bei seiner Abreise. Auch daß sie in ihm eine Autorität anerkennen, einen Willen neben sich dulden mußte, war ihr zuwider gewesen und ihre langgehegte Erwartung nicht sonderlich befriedigt. Zwar fühlte sie sich selbst durch seine vornehme, überlegene Erscheinung in den Augen ihrer Umgebung gehoben, die nahe Verwandtschaft mit ihm war ihr schmeichelhaft, sie liebte ihn auf ihre kühle Art, aber seine Nähe störte sie, denn sie war zu sehr an das unbeschränkte Regiment gewöhnt. Sein Benehmen gegen die Tochter schalt sie geradezu albern, unverständig, schwächlich; sie war sich mit erhabenem Selbstgefühl bewußt, alle ihre Kinder in ihrem ganzen Leben nicht soviel geliebkost zu haben, wie er dies eine in der Scheidestunde; sie nahm sich vor, Amaliens übertriebene Ansprüche an Zärtlichkeit herabzustimmen, das Kind mit vernünftiger Strenge zu einem so stillen, gehorsamen Musterbilde zu erziehen, wie die eigenen Töchter waren.

Im Sinne dieser Vorsätze wurde das Leben für die arme, lebhafte Kleine geordnet; stundenlang mußte sie am Spinnrade sitzen, um die Anfangsgründe dieser weiblichen Fertigkeit zu erlernen; an ein munteres Umhertoben, wie sie es mit ihren Pflegebrüdern genossen hatte, war nicht zu denken. Jede Beschäftigung hatte ihre zugemessene Zeit, jede Arbeit war eine bestimmte Aufgabe, jeder Uebertretung, jeder kleinen Ungenauigkeit folgte die festgesetzte demütigende Strafe.

Auch die allgemeine, gehorsame Stille war eine Qual für Amalie; brach sich ihr frischer Humor, ein lustiger Einfall

Bahn, wagte sie es etwa, bei Tisch zu plaudern, so wurde sie als vorlaut und unanständig hinausgeschickt. Die Sehnsucht nach dem Vater, dem fröhlichen Hans, kam dazu, und etwa in der Mitte der Woche schon bat sie die Tante mit kindlicher Offenheit, dem Papa zu schreiben, daß er sie wieder hole, er habe es ihr versprochen und sie wolle zurück. Diese Bitte reizte die Senatorin, sie nannte das in Thränen ausbrechende Kind widerspenstig, undankbar, und gab ihr die Versicherung, daß sie mit größter Strenge zur Ordnung gebracht werden solle, daß die schrecklichsten Strafen über sie verhängt werden würden, wenn sie je wieder solche Wünsche ausspreche.

Amalie ergab sich in ihre Lage, aber ihre ganze Sehnsucht war auf den Sonntag Nachmittag gerichtet, an welchem sie ihren Hans wiedersehen sollte; hatte er ihr doch versprochen, sie zu beschützen.

Aber der erste und der nächste Sonntag kam, ohne ihr den Freund in der Not zu bringen; sie verzagte gänzlich, sie wurde bleich, traurig, machte jede Arbeit mit doppelter Unlust und gab der strengen Tante manchen gerechten Grund zur Klage.

Drittes Kapitel.

Peermanns selige Tante.

Der Herr Regimentsquartiermeister Peermann hatte sich an jenem Sonnabend, nachdem er sich im Hause des Senators Töbing empfohlen, von dem Hausknecht, welcher seinen Koffer trug, nach der Harburger Herberge in der Heiligengeiststraße führen lassen; hier forderte er ein bescheidenes Zimmerchen, auf welches er den Koffer bringen ließ. Dann bestellte er sich einen kleinen Imbiß und wußte den bedienenden Wirt durch freundliche und fromme Reden in ein Gespräch zu verwickeln.

Mit liebenswürdiger Offenheit erzählte er von seiner kleinen Erbschaft, nannte ein altes, vor Jahr und Tag gestorbenes Frauenzimmer als die Erblasserin, lobte Stadt und Umgegend, den schönen Giebel des Wirtshauses, das vortreffliche Essen, und meinte endlich: er sei überzeugt, einer solchen Herberge, solchem guten Wirte könne es an reichen und vornehmen Gästen nicht fehlen.

Der geschmeichelte Mann begann nun seinerseits von den Vorzügen des Hauses zu prahlen; er versicherte, fast alle Räume besetzt zu haben, und erzählte endlich, zur Bekräftigung seiner Angaben, von den Gästen.

„Da ist zuerst ein berühmter Doktor, ein Herr v. Mosel aus Sachsen,“ berichtete er, „mit seiner Gemahlin; die gnädige Frau ist bildschön, jung und munter; sie haben einen ältlichen Diener bei sich; die drei andern Knechte, ein schöner, feiner Jäger und zwei Leute bei den Pferden, sind in Schwankens Schifferherberge, weil's doch bei mir zu vornehm ist, für den Troß; dann —“

„O,“ unterbrach Peermann den geläufig Redenden, „vielleicht ist dieser Mann ein Jugendfreund von mir; ich war mit

einem Junker v. Mosel in meiner Jugend Page bei der Herzogin von Sachsen; es würde mich jetzt, da ich zu der ruhigen Beschaulichkeit frommer Reife gelangt bin, freuen, den heiteren Kumpan der jüngeren Jahre wieder zu treffen."

„Der Herr Doktor scheint ein ruhiger, gelehrter Mann zu sein," sprach der Wirt, „er hat noch keinerlei Besuche angenommen und geht nie aus dem Hause; wenn ich aber den Herrn Regimentsquartiermeister soll ansagen lassen —"

Peermann gestattete es freudig und der Wirt ging.

Während dieser Unterredung war in dem besten Zimmer des Hauses, in welches man den reichen Edelmann, der mit eigenem Wagen und berittener Dienerschaft angekommen war, logiert hatte, eine heftige, lebhafte Szene vorgefallen.

Es war ein großes, braungetäfeltes Gemach im ersten Stock; durch die kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben warf die scheidende Sonne lange glänzende Streifen Licht in den Raum; die Ausstattung war einfach, aber eine Menge Dinge, wie sie wohlhabenden Reisenden gehören können, lagen umher. Vor einem Seitenfenster hatte man mit großen Vorhängen ein Kabinett hergerichtet, eine Werkstätte, denn Feilen, Zangen, Kohlenbecken und mancherlei Geräte waren darin, welche vielleicht nicht jedem Eintretenden gleich ins Auge fallen sollten.

Drei Personen befanden sich im Zimmer: der Doktor, seine Gemahlin und der schöne Jäger aus der andern Herberge.

Am Fenster lehnte scheinbar gleichgültig, leise auf den Scheiben trommelnd, die gnädige Frau. Sie war zierlich und klein, kaum achtzehn Jahre alt; ihr volles schwarzes Haar war hinaufgestrichen und fiel in langen Locken auf den schneeweißen Hals; das Gesicht war tadellos schön; schwarze, lebhafte Augen, überwölbt von feingeschwungenen Brauen, ein zartes gebogenes Näschen, ein lachender, etwas spöttischer Mund, Grübchen im Kinn und in den frischen, roten Wangen; sie trug Rock und Jäckchen nach der Mode, von kirschroter, geblümter Seide; Hals und Arme mit köstlichen Spitzen umgeben und reich mit Geschmeide geziert, auch in den schwarzen Locken funkelten Nadeln von Rubinen. Wie sie so dastand im hellen Sonnenlicht, dann und wann einen lauschenden Blick auf die hadernden Männer werfend, sah sie verführerisch hübsch aus.

Herr von Mosel, ein ältlicher, hagerer Mann, im kaffee-

braunen langen Pelzrock, mit schwarzem, graugemischtem Haar, das er jetzt ohne Perücke trug, hatte in seinem Gesicht einen Ausdruck von zäher Energie und Schlauheit, wie ihn, in dieser Mischung und bestimmten Ausprägung, selten ein Menschengesicht zeigt. Seine funkelnden, listig hin- und herfahrenden Augen, die magere, spitze Nase, besonders aber der feste, fuchsschlaue Mund, machten ein Ganzes, das dämonisch erschien.

Ihm gegenüber stand Moritz, der Jäger, in vertrauten Gesprächen „der Ungar" genannt, vielleicht die anziehendste Gestalt von allen.

Man konnte schwer einen schönern Mann denken, als diesen großen, schlanken und doch so kräftigen Menschen. Er mochte hoch in den Zwanzigen sein; seine stolze Figur zeigte sich in der anliegenden, kleidsamen Tracht, dem kurzen Lederbeinkleide, den hohen Stiefeln, dem fest zugeknöpften grünen, goldbordierten Rock und dem weißen Halstuch mit großer Schleife, höchst vorteilhaft. Sein frisches Gesicht trug ein Gemisch von Idealität und Sinnlichkeit, von Adel und Roheit, und hatte einen Ausdruck in den Augen, ein Lächeln um den Mund, das jeder Frau gefährlich werden mußte.

In diesem Augenblick war er lebhaft erregt. „Sagt, was Ihr wollt!" rief er, „ich thue es nicht, und wenn Ihr mich umbringt; solche Streiche sind gemein! Ich bin des lustigen Lebens halber auf der Landstraße zu Euch gekommen, und nicht für —"

„Pst!" rief der Doktor, „nichts genannt, das ist wider die Abrede, wider die Klugheit. Besinne dich, Moritz, laß uns die Arbeit nehmen wie sie kommt; die Kasse ist leer, wir wollen leben. Ich nehme die Hauptsache auf mich mit dem Schatzgräber; ein anderer vornehmer Kumpan kommt auch noch dazu, dir würde das leichteste zufallen."

Der Ungar blieb bei seinem „Nein!" der Doktor wurde lebhafter, der Wortwechsel lauter, endlich stürzte der junge Mann trotzig fort.

Herr von Mosel trat zu der Frau am Fenster; „jetzt Aennchen, kommt deine Arbeit," sagte er, „du mußt den Wildfang wieder heranholen und zähmen."

Anna errötete; sie schlug vor den spähenden Blicken des Mannes die Augen nieder, sie wollte etwas entgegnen, einwenden, aber es war eine gestotterte Antwort ohne rechten Sinn.

Ein sardonisches Lachen verzog seinen Mund; „ich gebe

dir viele und erwünschte Freiheit, meinst du, der Auftrag krönt deine Wünsche? — Mag er; du siehst, ich bin ein nachsichtiger Liebhaber, oder du der schöne Köder, welcher mit zum Handwerk gehört. Jedenfalls bin ich aber doch Liebhaber genug," fügte er mit stechendem, unheimlichem Blick, vor dem sie erbleichend zusammenenfuhr, hinzu, „um mein Täubchen nur so weit flattern zu lassen, wie es mir beliebt. Weichst du ab von der Bahn, welche ich dir vorzeichne, willst du listiger sein als ich, unternimmst du das mindeste gegen meinen Befehl, so weißt du, was geschieht; du weißt, meine Macht reicht weit und ich kenne kein Verzeihen; danach richte dich, wenn dir dein junges Leben lieb ist!"

Er wandte sich ab und ließ sie bebend, wie die Fliege im Netz der Spinne, zurück.

Er schlarrte mit seinen niedergetretenen Pelzschuhen leise im Zimmer auf und ab, dann und wann einen spähenden Blick nach der Frau am Fenster werfend. Sie hatte sich schneller gesammelt, als man es ihrer vorigen großen Erregung nach hätte denken sollen; scheinbar gleichgültig spielte sie mit den kostbaren Ringen, welche sie an ihren zarten, weißen Fingern trug, und sagte spöttisch und lachend:

„Du bist ein eifersüchtiger Narr, alter Nickel, der bange wird vor seinen eignen Grillen; willst du nicht, daß mir der schöne Ungar gefallen soll, nun, so schick' mich nicht zu ihm."

„Mag er dir gefallen, spiele, tändle mit ihm, aber handle in meinem Interesse! Er soll verliebt in dich sein, er soll dir nachlaufen, aber betrachte dich als mir gehörig."

Indem der hagere Mann dieses sagte, wandte er sich plötzlich, trat dicht an das schöne Weib heran und schaute ihr mit einem Ausdruck glühender Leidenschaft in das Gesicht, daß aufs neue sich eine rote Glut über ihre Stirn und ihren Nacken verbreitete, sie einen Schritt zurückwich und unwillkürlich, wie abwehrend, die Hände ausstreckte.

In dem Augenblicke wurde in besonderer Weise geklopft und Jonas, der im Hause selbst wohnende Kammerdiener des Herrn von Mosel, vertraulich auch „der Schatzgräber" genannt, trat ohne weiteres ein. Es war ein krummbeiniges, ältliches Männchen, mit rötlichem Haar und einem faltigen widerlichen Gesichte, Tücke und niedere Leidenschaften ausdrückend; er war ähnlich wie der schöne Jäger gekleidet, nur war sein grüner Livreerock dunkler und die dürren Beine steckten in Strümpfen, die Füße in Schuhen mit großen Schnallen.

Jonas trat rasch zu seinem Herrn heran. „Er ist angekommen!“ sprach er, „er wünscht die Bekanntschaft des Herrn von Mosel zu erneuern, mit dem er zusammen Page war; der Wirt suchte mich auf, um ihn zu melden.“

„Sehr gut, daß er endlich kommt,“ antwortete der Doktor, „laß ihn eintreten.“

Jonas ging, und gleich darauf trat Gideon Peermann ins Zimmer. Mosel empfing ihn mit freudiger Genugthuung. „Endlich,“ sagte er, „sind Sie da, edler Herr! Was fiel Ihnen ein, nicht kommen zu wollen? Wer mit feilt, der mit teilt, Sie können unser Sprichwort; das hiesige Geschäft ist glänzend und fein eingefädelt, ganz sicher; also in Satans Namen! nochmals, was hielt Sie ab und was bewog Sie jetzt?“

„Mein Gewissen, werter Nickel, mein Gewissen!“ antwortete Peermann achselzuckend, „doch hat es sich beschwichtigt bei dem Gedanken an die hungrigen Raben unter meinem Dache, welche der Herr mit unverhoffter Speise zu sättigen denkt. Ich habe eine gottselige in dem Herrn entschlafene Tante in dieser löblichen Stadt zu beerben und habe mich auf die weite Reise gemacht, von Wunstorf bis hierher, um den Willen der Verblichenen zu erfüllen und das bescheidene Erbe an mich zu nehmen.“

Dies alles wurde mit gutem Humor und einem so scheinheiligen Verdrehen der graugrünen Augen vorgetragen, daß der hagere Mann im Pelz in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Vortrefflich!“ rief er, „eine alte Tante, etwas Mumie, aber steinreich, selig ohne Frage, denn sie teilt Seligkeit aus, bedarf auch ihres Besitzes nicht mehr, der gerade dazu paßt, die hungrigen Raben des Gevatter Peermann zu erfreuen. Die Erbschaft macht ein Köfferchen nötig, das Ordnen der Angelegenheit fordert einige Zeit, der fromme Neffe betet hier und da zu seiner und der Umstehenden Erbauung, jeder trägt den Herzenswunsch mit nach Hause: dem tugendhaften, gottgefälligen Manne zu gleichen; das Urteil über seinen Lebenswandel ist vortrefflich, keinen Hauch, keinen Zweifel duldend. Sie sind ein kluger Haushalter, Kamerad,“ fügte er dann hinzu, „und es ist eine Freude, mit Ihnen zu arbeiten; jetzt aber kommen Sie mit in mein Laboratorium, ich will Ihnen zeigen, wie weit wir sind.“

Die Männer verschwanden hinter den Vorhängen, auch

Jonas schlich hinzu, ein leises Flüstern und das Geräusch der Werkzeuge war alles, was man hörte.

Anna blieb in Sinnen verloren am Fenster; sie blickte hinunter auf die Gasse, ohne sehen zu wollen oder zu sehen. Ein leises Weinen machte endlich ihrem bedrückten Herzen Luft. Gleich darauf aber schüttelte sie die schwarzen Locken, nahm einen Handspiegel in goldener Fassung, strich das schöne Haar zurück, lächelte, und begann dann, im Zimmer hin und her räumend, ein Liedchen zu trällern.

Die Dämmerung kam; Peermann versicherte, gehen zu müssen, damit sein allzulanger Besuch nicht auffalle, man konnte ja ohnehin nichts mehr sehen. Jonas begleitete ihn als wohlgeschulter Kammerdiener zurück.

Herr von Mosel und seine Gemahlin waren wieder allein.

Nach einer kleinen Pause trat er zu ihr heran: „Nimm Mantel und Kapuze um, Aennchen!" sagte er freundlich, „und höre, was ich dir auftrage. Jonas wird dich zur Schifferherberge geleiten, er wird Moritz herunterrufen, du nimmst seinen Arm, thust, als seiest du mir entwichen, gestehst ihm deine Zärtlichkeit, oder deutest sie an, was kenne ich die Kniffe einer Buhlerin! gehst mit ihm, den Frühlingsabend zu genießen, da ich noch in meine Arbeit vertieft sei, du dich auf Jonas verlassen könnest, durch einsame Straßen, und bestimmst ihn, bei mir zu bleiben und an unserm Vorhaben teilzunehmen, oder vielmehr, dich nicht zu verlassen. Dies alles darfst du mit den Zärtlichkeiten einer eben verlobten Bürgermeisterstochter begleiten, gibst du aber mehr, wendest du dein Interesse von meinen Plänen ab, so hüte dich vor den Folgen; ich würde das Werkzeug zerbrechen, das mir nicht mehr nützlich wäre. Hast du deinen Auftrag ausgeführt, ist Moritz gewonnen, ich weiß, daß er in deinem Netze ist, so läßt du dich von Jonas zurückbegleiten. Eine Stunde gebe ich dir zu dem allen."

Der Schatzgräber trat ins Zimmer, der Herr gab ihm seine Befehle, Anna nahm mechanisch Mantel und Schleierhaube, wie Bürgerinnen jener Zeit sie trugen, und schlüpfte mit ihrem Begleiter auf die Gasse.

Draußen, in der belebenden Frühlingsluft, kam ihr die volle Besinnung, die klare Anschauung ihrer Lage.

Seit der schöne Ungar mit ihnen reiste, wußte sie, daß es ihm mehr um sie, als um irgendwelche andere Dinge zu thun sei; seine flammenden Augen hatten ihr oft gesagt, daß er sie liebe. Sie wußte auch, daß er der Sohn eines in Un-

garn begüterten Edelmannes sei. Wie sehr sie seine Gefühle erwiderte, das hatte sie heute empfunden; als er für die beabsichtigte That den Gehorsam weigerte, hatte sie stolze Befriedigung gefühlt. Sie sah mit Entzücken, er war besser als alle, die sie umgaben, ihr armes, leichtsinniges Herz fühlte sich durch eine wahre Liebe für einen würdigen Gegenstand gehoben, zugleich aber auch mit tiefer Demütigung an ihre schreckliche Lage, an ihre düstere Vergangenheit erinnert. Und sie sollte nun den braven jungen Mann von seinem Vorhaben abbringen, mit buhlerischen Künsten in dem niederen Kreise festhalten, welcher sie umschloß?

Ihm sollte sie lügen, ihn umgarnen, dem sie gern mit aller Offenheit ihrer jungen, noch nicht ganz verdorbenen Seele entgegengekommen wäre? Die Aufgabe war schrecklich; mutiger Trotz stieg in ihr auf, sie wollte nicht, sie wollte die Ketten abschütteln, welche sie hielten, sie wollte Nickel — betrügen und verlassen; das waren ihre Gedanken, aber jener dämonische, schlaue Mann hatte sie so fest umgarnt, sie glaubte so bestimmt an seine Allmacht, sie hatte so manche Probe seiner grausamen Nachsucht, seiner alles überlistenden Klugheit gesehen, daß sie sich scheute, jene verräterischen Gedanken festzuhalten, daß sie fühlte: nur Gehorsam könne sie retten! Und war der Gehorsam vorderhand nicht süß? Ihr leichtsinniges Herzchen jubelte bei dem Gedanken an die köstliche Stunde, welche sie vor sich hatte, welche ihr keine Gefahr bringen konnte. Dann wieder schämte sich die wahre Liebe — dies keusche, zarte Gefühl, welches das Herz der Fürstin, wie das einer Phryne veredelt, welches sich scheut, seinen heiligen Tempel zu verlassen — hervorzutreten gegen den teuren Mann.

Unter solchen Gedanken hatte sie mit ihrem Führer die unten am Wasser gelegene Schifferherberge erreicht; Jonas ging ins Haus, Anna drückte sich in den Schatten der Mauer, in zagender Erwartung die hellen Fenster des Gastzimmers betrachtend, aus welchem wüster Lärm, Gelächter und Gesang heruntertönte.

Nach wenigen Minuten trat die hohe Gestalt des schönen Jägers über die Schwelle; unwillkürlich eilte die bebende Frau auf ihn zu, sie legte ihren weichen Arm auf den seinen und zog ihn fort.

„Anna!“ flüsterte er mit dem Ton höchster Freude, indem er willig folgte, „Anna, reizendes Weib! Ihr kommt zu

mir? O laßt mich Euch danken! Ihr habt meine glühende Liebe erraten, Ihr erwidert sie?"

„Ich wollte Euch anflehen, Moritz," entgegnete sie halblaut und schüchtern, „uns nicht zu verlassen, Ihr gehört einmal zu uns, Nickel rechnet auf Euch; Ihr macht uns Verlegenheiten und zieht auf Euch seine Rache, wenn Ihr ihm ungehorsam seid, fügt Euch in die Beschlüsse aller und bleibt bei uns!"

„Du, du, Anna, bittest darum?" sprach er, ihren Arm fester an sich ziehend, „Jonas sagt mir, du bist ihm entschlüpft; o! so hat Liebe und Sorge für mich dich getrieben. Angebetetes Weib! wie soll ich dir danken?"

„Erfüllt meine Bitte!" flüsterte sie innig. Sie hatte in diesem Augenblick ihren Auftrag vergessen; sie empfand nur die Angst ihn zu verlieren, nachdem sie die ersehnten, verlockenden Worte seiner Liebe gehört, nachdem sie ihre Scheu überwunden und sich als sein, als ihm ganz gehörig, gefühlt hatte.

„Was du willst, Aennchen, mein Lieb!" sprach er kosend und legte seinen Arm um ihre Schultern, „wenn du der Preis bist, folge ich dem Alten in die Hölle!"

Er zog sie fester an sich, strich den Schleier ihrer Kapuze zurück und bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen. In diesem Augenblicke ertönte ein trockner Husten in der Nähe des berauschten jungen Paars und beide blickten erschrocken um. „Es ist nur Jonas, unser Freund," sagte der Ungar; „aber komm, auch er soll unsere Liebe nicht belauschen." Sie gingen rasch weiter.

Wie ein Bleigewicht war der jungen Frau das Bewußtsein ihrer Lage auf die Seele gefallen, fort war der Rausch, das selige Hingeben; sie fühlte sich beargwohnt und in den Klauen ihres schrecklichen Gebieters. Sie wußte, Jonas, der tückische Schatzgräber, war ihr als Wächter zugesellt, kein Entrinnen von dem hinterlistigen Alten; Moritz traute ihm; ihre eine Stunde der Freiheit war bald abgelaufen; sie mußte also, was Worte vermögen, versuchen, mußte dem Geliebten in leisem Flüstern ihre Lage klar machen, ihn zur Geduld ermahnen.

„Höre mich ruhig an, Moritz," sagte sie hastig und leise, „meine Zeit ist knapp, mir ahnt, ich werde dich nicht bald wieder so sprechen können. Wenn dir mein Leben lieb ist, so sei vorsichtig und fordere nichts von mir, das gegen den

Willen unseres Meisters verstößt; sei geduldig; vielleicht kommt doch eine schönere Zeit für uns. Du darfst niemand trauen, dem roten Jonas am wenigsten; er ist falsch, nur seinem Herrn gehorsam."

„Warum das Fügen und Bangen," unterbrach er sie lebhaft, „folge mir, verlaß deinen Tyrannen! ich werde dich beschützen, ich bringe dich in meine Heimat, mein Weib sollst du werden, ausgesöhnt mit dem Kaiser, führe ich dich in unser Schloß; ein Paradies der Wonne und Liebe liegt vor uns!"

„Halt' ein, mein Geliebter!" rief sie traurig, „mein Herz schwillt in Sehnsucht bei solchen Bildern; es kann nicht sein, es ist unmöglich! — Nickel ist zu schlau, sein Arm reicht zu weit, er hat mir Verderben geschworen, wenn ich ihn verlasse; willst du mich unter seinen Händen, von seinem Gift, oder durch eine andere grausame Strafe umkommen sehen? — Mich und dich? denn er würde auch deiner nicht schonen — sprich — oder traust du ihm die Macht nicht zu? — O du kennst ihn nicht, wie ich, du hast in der kurzen Zeit deines Lebens mit uns noch nicht die zahllosen Proben seiner Bosheit und Ueberlegenheit erhalten wie ich; nein! ich finde das Herz nicht, ihn zu betrügen; sein Blick schon würde mich bebend ihm zu Füßen werfen, wenn ich mich schuldbewußt fühlte; es wäre eine Unmöglichkeit, ihm rasch genug zu entkommen!"

„Meinen Rappen hat noch keiner eingeholt!"

„Tücke und List sind rascher, als dein Rappe!"

„Wie aber kommst du so gänzlich in dieses Mannes Gewalt?"

„Ach! es ist eine traurige Geschichte, und nicht ich trage die Schuld," schluchzte sie; „du sollst alles wissen, höre mich an."

In dem Augenblicke trat die Gestalt des krummbeinigen Kammerdieners höflich zu der jungen Frau heran.

„Die Zeit des Abendbrots wird da sein," sagte er, „der Herr möchte die Gnädigste vermissen."

Anna schauderte, sie zog ihren Arm aus dem ihres Begleiters, murmelte ein kurzes „gute Nacht!" und bog mit dem Schatzgräber rasch in eine finstere Gasse, welche gerade zur Harburger Herberge führte.

Moritz schaute ihr mit verschränkten Armen, voller Wonne, voll von bunten Plänen und Gedanken nach. Er fühlte, daß er dieses Weib glühend liebe, er hatte tiefes Mitleid mit ihrer Lage, er hätte sie dem schrecklichen Nickel entreißen mögen,

aber er sah doch bei aller angeborenen Kühnheit seiner Natur, daß Geduld und Vorsicht hier geboten seien, daß eine Unvorsichtigkeit sie beide ins Verderben reißen könnte. Er beschloß also sich zu fügen und zu warten.

Als Jonas mit der jungen Frau wieder in das Zimmer des Herrn von Mosel trat, kam dieser ihnen rasch entgegen, winkte dem Kammerdiener, welcher gehorsam ging, und faßte mit eisernem Griff das zarte Handgelenk Annas.

Er führte sie an das Licht, das mitten im großen Zimmer auf einem Tische stand, warf ihre Haube zurück und gebot ihr zu erzählen.

Bei der ersten Begegnung mit ihrem Gebieter zusammenbebend, hatte doch ihr großer Leichtsinn und ihr guter Humor wunderbar rasch wieder die Oberhand gewonnen. Ihr schönes, von der Abendkühle und innerer Erregung noch frischer gefärbtes Gesicht zeigte ein schelmisches Lachen, und sie berichtete einen Teil ihrer Unterredung mit ziemlicher Treue.

Nickel schien zufrieden. „Gut!“ sagte er, „ich weiß außerdem, ihr habt euch noch heftiger ineinander verliebt, aber er, der beste Reiter, der kühnste Bursche, bleibt mir gehorsam, sei's darum mit deiner Zärtlichkeit, man kauft nichts umsonst! Das aber sage ich dir, Anna! laß es weiter nicht so gehen; ein Versuch von dir, diesen Abendspaziergang zu wiederholen, eine Lüge gegen mich, eine Intrige hinter meinem Rücken zieht gewisses Verderben auf euch herab.“

Viertes Kapitel.

Nächtliche Begebenheiten.

Seit dem Eintritt der kleinen Amalie in das Haus ihrer Tante waren vier Wochen verflossen.

Das Frühjahr war rasch fortgeschritten, die Bäume hatten sich belaubt, warmes, mildes Wetter lockte alle Welt ins Freie. Nur das arme Kind, unter der Zucht jener strengen Frau, genoß wenig davon; einigemal durfte sie der Tante zu kleinen Einkäufen folgen und Sonntags mit ihr zur Kirche gehen; alle weiteren Spaziergänge fielen, gewöhnlich als Strafe für nicht vollendete Aufgaben, weg. In der Kirche hatte sie unter der Schar der jungen Akademisten auch ihren Freund Hans bemerkt, er blinzelte ihr zu und sein Anblick war ihr ein Trost gewesen.

An dem heutigen Sonntag Morgen hatte sie wieder über ihre geringen Leistungen am Spinnrade in der verflossenen Woche eine lange Ermahnung der Tante gehört.

„Wird das in der nächsten Woche nicht besser," hatte die Senatorin ihre Rede geschlossen, „so werde ich es mit dir machen, wie die Hexe im Märchen, welche der faulen Else Flachs um den Finger wickelte und ihn dann anzündete; nur die allergrößte Strenge kann ein so träges, widerspenstiges Kind bessern!"

Das arme Mädchen war blaß geworden; sie nahm die Drohung der Tante wörtlich und fühlte sich überzeugt, daß einer ihrer Finger verbrannt werde, da sie selbst kein Zutrauen zu ihren Leistungen hatte.

Am Nachmittage ging die Familie ins Freie, Amalie wurde infolge ihres Betragens zu Haus gelassen, eine der Mägde blieb bei ihr. Die Hoffnung auf den Besuch ihres

Pflegebruders war von Sonntag zu Sonntag schwächer geworden, um so größer war jetzt ihre Freude, als er kurze Zeit nach dem Fortgehen der Verwandten allein, in seiner ihr so wohl bekannten nachlässig übermütigen Weise, über den Markt und gerade auf das Töbingsche Haus zugeschlendert kam.

Der erste Jubelton seit ihrem Hiersein kam von ihren Lippen, sie lief hinunter, er trat ein, sie flog in seine Arme, „Hans, mein Hans!" rufend.

„Da bin ich endlich, mein Schwesterchen," sagte er fröhlich, „aber was hast du? Du weinst? Was fehlt dir? Wer hat dich gekränkt, liebes, süßes Herz? Komm, erzähle mir, wie es dir ergangen ist."

Die beiden Kinder gingen in das Erkerzimmer, und hier berichtete Amalie ausführlich von ihrem Leben im Töbingschen Hause. Sie flehte den Bruder um Hilfe an, sie sagt ihm, sie sei überzeugt, wenn ihr guter Papa es wüßte, würde er sie abholen und bat endlich: Hans solle ihm schreiben.

„Ich kann's ihm sagen, Malchen," antwortete mit schlauem Lächeln der junge Bursche, „denn wisse nur, ich komme zu dir, um Valet zu sagen, ich gehe davon!" Das kleine Mädchen stieß einen Ruf der Ueberraschung aus; Hans fuhr fort: „Aehnlich wie dich hat man mich in meinem Weisheits-Gefängnisse malträtiert. Mein Oheim kümmert sich gar nicht um mich, der Zwang, das Stillsitzen ist unerträglich; wie du, durfte ich Sonntags nicht meiner Wege gehen, sondern wurde von einem Unterlehrer um die Wälle geführt; diese Gänge habe ich mir zu nutz' gemacht, ich kenne jetzt Ortsgelegenheit und wäre längst fort, wenn ich dich nicht hätte sehen müssen. Ich will ruhig nach Celle zurückkehren und deinem Vater sagen, daß ich hier nicht bleibe; laß ihn machen mit mir was er will, studieren thue ich nicht!"

Amalie war sehr erregt über diese Neuigkeit; „o wenn ich doch mit könnte!" rief sie, „dann würde mein Finger nicht mehr verbrannt, bis Papa kommt!"

Hans war ebenso gläubig, ebenso entrüstet wie die Kleine, als er diese Schauergeschichte hörte.

„Ich lasse dich nicht hier!" entschied er endlich, „und wird es mir auch schwer, mit dir durchzukommen, ich muß dich mitnehmen; Mut aber mußt du haben, Mut und Klugheit."

Zuerst war ihr Vertrauen, ihre Freude grenzenlos; als man aber auf die Einzelheiten der Flucht kam, als sie schon an dem einen, dem Hinauskommen aus dem wohl verwahrten

Hause fast mit ihrer jungen Weisheit scheiterte, wurde sie kleinlauter; Hans jedoch, dessen kühner und spekulativer Kopf sich jetzt ganz in die Unternehmung hineindachte, ließ sich die Gewohnheiten des Töbingschen Hauses genau schildern, besah dann, wie ein erfahrener Feldherr, die Oertlichkeit und entwarf danach seinen Plan.

„Du sagst,“ sprach er, „deine Tante verschließt jeden Abend selbst die Thüren, die Hausthür und die nach dem Hofe; dort hinaus kannst du nicht, weil der Hof eingeschlossen ist und das Oeffnen des Thorwegs dir neue Sorge machen würde. Aus den Fenstern nach der Straße kannst du auch nicht, einmal sind sie zu hoch, wenn ich dir auch beistände, aber das Losmachen und Abheben der schweren innern Läden würde dir nicht gelingen, es bleibt uns also kein anderer Weg als der durch die Hausthür.“

„Aber die Klingel, Hans!“ wandte sie ein.

„Höre weiter und laß mich sorgen; die Tante nimmt die sämtlichen Schlüssel mit vor ihr Bett, hier liegen sie auf einem Tischchen, du schläfst in der Kammer hinter der deines Onkels und deiner Tante mit Hedwig, ein Nachtlicht wird gebrannt. Hörst du die beiden Alten schnarchen, so mußt du aufstehen; gegen 12 Uhr werde ich dich vor der Thüre im Schatten der Linde erwarten; du wirfst leise etwas Kleidung über, aber keine Schuhe, deine stärksten Schuhe werde ich jetzt in die Tasche stecken, stibitzest den Schlüssel, schließest die Kammerthür auf, in welcher der Schlüssel stecken blieb, — wir können gleich dem Schlosse etwas Oel geben, ebenso der Hausthür, — dann schleichst du, nachdem die Kammerthür sacht angedrückt ist, an die Hausthür, steckst leise den Schlüssel ein und öffnest; die Klingel will ich untersuchen, komm!“

Die Kinder gingen unten ins Haus; die daheimgebliebene Magd sang in der Küche mit einer Freundin einen Psalm; ein Lämpchen wußte Amalie zu schaffen, beide Schlüsselbärte wurden eingetaucht, dann bog Hans den Klöppel der Klingel los und zeigte Amalien, wie sie auf einen nahen Stuhl steigen und den Verräter aushängen könne.

„Bist du glücklich draußen,“ sagte er dann, „so bringe ich dich zur Kirche; in einem Bündelchen werde ich Kleider von mir verwahren, im Schatten der Pfeiler ziehst du sie an und wir beginnen unsere Flucht.“

Amalie erklärte sich zu allem bereit, galt es doch, von der Tante fort, nach Haus und zu ihrem Papa zu kommen;

sie versicherte, sie habe Mut und Hans traute ihr denselben zu.

Nun war aber die Urlaubszeit des Freundes abgelaufen, er mußte gehen, nahm aber das Versprechen Amaliens mit, schon in der Nacht vom Montag auf Dienstag das Wagestück zu unternehmen.

Tante Sophie triumphierte, als sie bemerkte, wie still und ausdauernd Amalie am Montag bei ihrer Arbeit blieb.

Sie schrieb ihrem Bruder: die Kleine gewöhne sich vortrefflich und es werde mit Gottes Hilfe eine fleißige und sittsame Jungfrau — durch ihre Zucht und Bemühung — aus derselben erwachsen.

Die Montagsnacht kam; Amalie verhielt sich bebend, aber mäuschenstill in ihrem Bette. Nach neun Uhr hörte sie, wie die Tante alle Thüren abschloß, jetzt kam sie mit dem Onkel in die vordere Kammer; mit dem Nachtlämpchen leuchtete sie in das Schlafzimmer der Kinder, dann begab sich das Ehepaar zu Bett.

Amalie hörte jeden Glockenschlag vom Turm des nahen Rathauses; sie hörte einige Bemerkungen der Tante, auch über ihr eigenes Wohlverhalten, darauf verstummte das Gespräch und bald ertönte ein so gewaltiges Schnarch-Duett, daß sie an der festen Ruhe des alten Paars nicht mehr zweifeln konnte.

Zehn, halb elf, elf, halb zwölf; „endlich halb zwölf," flüsterte das Kind mit Herzklopfen.

Mutig richtet sie sich auf, schlüpft in ein Röckchen und beginnt leise und vorsichtig ihre gefährliche Wanderung.

Jetzt steht sie vor dem großen Himmelbett der Verwandten, von beiden sind nur die Nachtmützen zu sehen, beide atmen behaglich; da liegt der große, geschnörkelte Hausschlüssel, sie streckt die kleine, bebende Hand aus, sie erfaßt ihn, der Onkel bewegt sich, Amalie huscht mit ihrem Raube in den Schatten der Gardinen, das leise Geräusch weckt den vorsichtigen Mann.

„Sophie!" lallt er schlaftrunken, „was war da?"

„Ich will morgen die Mausefalle zurecht machen," antwortet die Frau unwirsch.

Beide legen sich bequem zurecht und schlafen weiter.

Amalie verharrt regungslos, da schlägt wieder die Uhr draußen, ein viertel vor zwölf; das Kind erhebt sich und schleicht weiter, die Kammerthür ist erreicht, der Schlüssel weicht

ihrem Drucke, die Thür ist offen, das laute Schnarchen von Onkel und Tante übertönt das Knarren der Thür.

Amalie ist auf dem Flur, sie gleitet vorwärts und tastet zur Hausthür, sie trägt den Brettstuhl her, sie tappt zur Klingel empor, bravo Hans! Der Klöppel liegt in ihrer Hand, fort mit dem Stuhl! oh, das Schloß geht schwer! endlich gibt es nach, lautlos dreht sich die große Eichenthür in den Angeln. Sie ist draußen, die Thür fällt leise hinter ihr ins Schloß!

Hans springt mit einem Mäntelchen auf sie zu, schlägt das bebende Mädchen hinein, ergreift ihre Hand und fort geht es im Schatten der Häuser.

Es war eine wunderschöne Frühlingsnacht; eine breite Mondsichel schwamm in klarem weißen Gewölk, die zackigen Giebel der Häuser, die Thürme und Steinfiguren des Rathauses traten deutlich hervor; die Kinder waren froh, ihren Weg leidlich erhellt zu sehen, weiter kümmerten sie sich um nichts.

Jetzt lag die St. Michaeliskirche mit den großen Umrissen des Klosters, der jetzigen Akademie, daneben, dicht vor ihnen, tiefe schwarze Schatten zwischen den Ecken und vorspringenden Pfeilern.

„Hier ist dein Bündel, Amalie!“ sagte der junge Mann, „nun ruhe dich aus und versuche, wie die Sachen passen.“

Er lehnte sich an den Pfeiler, vorsichtig hinausspähend, und ließ das Mädchen hantieren.

Amalie war geschickt und voll guten Willens, sie zog das dunkle Sammetbeinkleid ihres Beschützers an, das ihr sehr weit war und bis auf die Knöchel fiel, sein Hemd mit feinen Strichen über das ihre, eine Weste mit Aermeln diente ihr als Rock, sein Hütchen lag keck auf ihren blonden Locken, und so gab sie einen zierlichen und sehr hübschen kleinen Knaben. Ihre Sachen raffte Hans zusammen, um sie draußen fortzuwerfen.

Das junge Paar wollte sich eben auf den Weg machen, als man aus der Kirche Geräusch hörte. Zugleich kam ein schwacher Lichtschimmer aus den hohen Fenstern nahe dem Altar.

„Ich werde verfolgt!“ murmelte Hans, „ich bin vor einer Stunde durch die Kirche entwichen, es war der einzig mögliche Ausgang aus dem Kloster; sollte man mich vermißt haben?“

„So laß uns eilen, daß wir fortkommen,“ drängte Amalie.

„Nicht doch!" flüsterte er, „sei ruhig! laufen wir über den mondhellen Platz, so möchte man uns sehen, hier haben wir ein sicheres Versteck."

Das Geräusch in der Kirche wurde deutlicher, dann und wann schienen lange Schatten über die Fenster zu fahren.

Amalie schmiegte sich zitternd an ihren Begleiter: „Ich weiß, was es ist," flüsterte sie: „die schönen Figuren über dem Altar sind von Mondgold gemacht; wenn nun der Mond scheint, lockt sie das; sie werden um Mitternacht alle lebendig, hüpfen herunter und rumoren in der Kirche; Christus mit seiner Brillantkrone gibt das Licht; du kannst es glauben, Hans! Susanne Töbing hat es mir erzählt."

„Narrheiten!" sagte Hans, obgleich ein leichtes Grauen doch auch ihn überfiel, „komm, wir müssen gehen!"

Indem er dies sagte und sie sich einige Schritte hinter dem Pfeiler hervorwagten, schlug es Mitternacht, tief und feierlich über ihnen, vom Turme der Kirche. Unwillkürlich hielten beide eine Sekunde an; in dem Augenblicke stand, sie wußten nicht woher, plötzlich eine lange, schwarze Gestalt vor ihnen, einen rasselnden Sack auf der Schulter. Amalie stieß einen leisen Schrei aus, Hans aber faßte ihre Hand und lief, mit ihr im Schatten bleibend, um die Kirche; doch wandte er sich im Fliehen nach der Gestalt, auch sie stand aufmerkend still, von hellem Mondlicht umflossen; Hans glaubte die stumpfe Nase, das widerliche Gesicht Peermanns zu erkennen, doch ließ er sich keine Zeit zu Mutmaßungen.

Er war auf der andern Seite der Kirche angekommen und bog mit Amalie in die erste dunkle Straße ein. Hier begann er zu überlegen, ob der Regimentsquartiermeister von Herrn v. Elz vielleicht mit seiner Beaufsichtigung betraut, von den Lehrern der Akademie zu seiner Verfolgung herbeigezogen sei? Doch wollte ihm die Sache nicht recht klar werden; die Sorge für ihre weitere Flucht drängte bald auch jeden andern Gedanken zurück.

Infolge des Zwischenfalls war Hans in eine unbekannte, oder doch nicht gerade zu seinem Ziele führende Gasse geraten, und es kostete einige Mühe, bis sie glücklich einen Aufgang zum Walle fanden. Man hatte in dieser Zeit schon angefangen, die Festungswerke vieler Städte zu vernachlässigen, da man, bei der Vervollkommnung des Kriegsmaterials, ihre Unhaltbarkeit erkannte.

So war es auch mit Lüneburg; nur die Feste auf dem

Kalkfelsen, die alte Luna=Burg, konnte noch als solche gelten.

Hans hatte auf seinen Spaziergängen um die Wälle eine zusammengefallene Mauer entdeckt; weiter hin, da wo der Stadtgraben sich mit dem Flüßchen Ilmenau verbindet, lag ein Fischerkahn und hier hoffte er zur Stadt hinauszukommen; mußten sie auch dann einen weiten Bogen machen, um die Celler Straße zu erreichen, er that es gern, wenn er nur frei war.

Einmal auf dem Walle, fand der junge Flüchtling sich bald zurecht; sie gingen eine Strecke und kamen dann an die terrassenförmig abgesunkene Mauer.

Es war immerhin, namentlich für das zarte Mädchen und bei dem zweifelhaften Mondlichte, ein gefährliches Klettern auf dem losen Backsteinhaufen hinunter in die Tiefe; aber Hans wußte sie gewandt zu stützen, und so kamen sie, abgesehen von einigen Rissen an Kleidern und Händen, glücklich unten an.

Der Uferrand, am Graben, war sehr schmal und abschüssig, nur vorsichtig und hintereinander konnten sie hier im Schatten der Mauer, wo jedes Fleckchen voll loser, herabgefallener Steine lag, vorwärtskommen.

Endlich wurde der Weg breiter, sie beschleunigten ihre Schritte, ja Hans entdeckte sogar den angebundenen Nachen, drüben freies Feld.

Plötzlich senkte sich etwas gerade von der Mauer vor ihnen nieder, es war eine Leiter.

Beide Flüchtlinge sprangen erschrocken in den Schatten.

Auf der Leiter erschienen Beine, eine mit einem Sack beladene Gestalt; sie stieg herunter, eine zweite, ja dritte ähnliche folgte.

Unten angelangt, setzten die Männer ihre Säcke nieder; „ob der Ungar drüben den Weg rein hat?“ sagte der eine.

„Sieh, da ist er auf seinem Rappen,“ war die Antwort.

Wirklich sah man einen Reiter am jenseitigen Ufer, der ein Tuch schwenkte.

Die beladenen Männer wanderten dem Nachen zu. Die Säcke wurden hineingelegt, man schiffte hinüber, band den Kahn an, stieg aus, belastete sich wieder, ein leiser Gruß des Reiters tönte herüber, dann verschwanden alle drüben in Wald und Feld.

„Unser Kahn! unser Kahn!“ klagte Hans, was beginnen wir nun? die Gauner haben ihn entführt!“

Weiterhin lag das Fischerhaus, aber kein Nachen war zu sehen. Der Graben war breit und floß an dieser Stelle rasch der Ilmenau zu, links hatten sie die hohe Mauer, allerdings mit der Leiter, aber sie wollten nicht zurück; hinter dem Hause des Fischers zog sich ein gut eingefriedigtes Stückchen Gartenland am Flusse hin.

Indem sie ratlos hin- und hergingen, überlegten, und Amalie dem Weinen nahe war, entdeckten sie die Gestalten zweier Männer über das Feld kommend.

„Sie wollen zurück in die Stadt, ich hätte es denken können, da sie die Leiter stehen ließen," frohlockte der junge Bursche und zog seine Begleiterin rasch zurück in den Schatten der Mauer.

Die beiden Männer stiegen in den Kahn, kamen herüber, klommen die Leiter hinan und zogen sie nach sich in die Höhe.

Der Nachen lag an seiner alten Stelle am diesseitigen Ufer.

Rasch eilten die Flüchtlinge darauf zu. Hans ergriff das Ruder und in wenigen Minuten war das Ziel ihrer Sehnsucht, das jenseitige Ufer, erreicht. Nachdem sie das Schiffchen befestigt hatten, erinnerte sich Hans der weiblichen Kleider Amaliens, er warf sie in den Graben und ging leichten Herzens mit der kleinen Freundin querfeldein.

Um den Weg nach Celle zu erreichen, hatten sie die halbe Stadt zu umkreisen, aber es war ein Marsch ohne Hindernisse, teils auf Fußpfaden, teils über Ackerland und Heide. Sie kamen nahe unter dem alten Kalkfelsen vorüber, von welchem die breiten Türme, Mauern und Zinnen der Festung kühn in den klaren Nachthimmel hinausragten. Dann passierten sie die dicht an der Stadtmauer gelegene große Saline, die Quelle des Reichtums der Stadt; gleich gespenstigen Riesengestalten mit langen Schleiern zogen die schwarzen Rauchwolken der nimmer ruhenden Siederei über das Land hinaus, mit ihren schweren Dünsten die duftige Frühlingsnacht verpestend.

Endlich, bei dem ersten Grauen des Tages, betraten sie den breiten Sandweg, auf dem sie vor etwas mehr als vier Wochen in der Kalesche des Hofrats die Stadt erreicht hatten.

Fünftes Kapitel.

Reisegefährten.

Etwa um dieselbe Zeit, also Dienstag zu sehr früher Morgenstunde, als Amalie und Hans Grote die Celler Straße erreichten, stand Herr v. Mosel in seinem Zimmer mit Gideon Peermann in lebhafter, aber leiser Unterredung.

„Zwei Pläne," sprach der sogenannte Edelmann, „liegen jetzt vor. Der eine ist vorsichtiger, der zweite angenehmer. Bis zum Sonntage werden wir Zeit haben, ehe man an uns denkt, so weit zu reisen, wie wir mit den guten Pferden kommen können, etwa ins Magdeburgische; das ist der erste vorsichtige Plan. Der andere: uns tief in die Heide zu werfen, in unsern guten Versteck, den Fuchsbau, von da aus die Ware an die Kunden versenden, etwas Neues dort aussinnen und mit frischer Kraft von da aufbrechen.

„Was mir diesen letzten Plan angenehm macht, ist ein Vorschlag des Schatzgräbers, der behauptet, er wisse nah verborgene Schätze in der Heide, besonders in der Nähe eines alten Klosters, die wir vom Fuchsbau aus ohne Aufsehen heben könnten."

„Ich werde mit meiner kleinen Erbschaft unter Gottes Beistand nach Wunstorf zurückkehren," sagte Peermann.

„Die Geschäfte also nicht teilen?"

„Durch die Erbschaft der Tante ist für die hungrigen Raben gesorgt," schmunzelte Peermann.

„Aber wie wollt Ihr Euren Teil, der Erbschaft meine ich, flüssig machen? Die kleine Schmiede im Fuchsbau macht die Ware erst angenehm."

„Allerdings!" entgegnete Peermann, „geht Ihr dahin, so

werde ich, wenn ich mich erst wieder zu Haus gezeigt habe, Euch dort mit den schwierigsten Stücken besuchen."

„Ihr ratet also dazu?"

„Wie seid Ihr so ungewiß, werter Nickel," sprach der Quartiermeister verwundert, „nie habt Ihr nach dem Rate anderer gehandelt."

Herr von Mosel wandte sich und ging mit großen Schritten, zweifelhaft den Kopf wiegend, im Zimmer auf und ab.

„Mag es sein!" sprach er endlich, vor Peermann stillestehend: „ich weiß, die Geschichte hier wird großes Aufsehen machen, aber sei's! In der Nähe suchen sie am wenigsten; dem Kühnen folgt das Glück; wir gehen in den Fuchsbau!"

In dem Augenblicke trat Jonas ins Zimmer und Mosel teilte ihm den gefaßten Entschluß mit.

Des Schatzgräbers kleine Augen leuchteten freudig auf, denn die geheime Sehnsucht seines Herzens nach dem verborgenen Klosterschatze sollte sich erfüllen.

Jonas, der Kammerdiener war ein geachtetes Mitglied der Gesellschaft, in welcher er reiste.

Für den geistlichen Stand bestimmt, hatte er manche Kenntnisse erworben, die selbst dem Meister abgingen; er beschäftigte sich gern mit alten Chroniken, kannte genau die Reichtümer einzelner Klöster und Kirchen und brüstete sich mit Kenntnissen der Alchemie, der Astrologie und manches andern geheimnisvollen Wissens. Seine Leidenschaft für vergrabene Schätze und die Behauptung, sie unter Beihilfe dunkler Künste finden und heben zu können, zugleich aber auch ein gewisser abergläubiger Respekt vor dem kleinen rothaarigen Mann, hatte ihm den Namen: der Schatzgräber, verschafft.

Jonas hörte sich gern so nennen; er war stolz auf sein Können und hatte es bisweilen schon nutzbringend zu verwerten gewußt. Nach dem Klosterschatz in der Heide hatte er sich, seit er davon erfahren, gesehnt, nur sein Gehorsam, seine langjährige Verbindung mit dem Herrn und eine gewisse unselbständige Feigheit hatten ihn vermocht, das Wagnis unversucht zu lassen.

Der Aberglaube der Zeit, besonders aber jener Menschen, unter denen er sich befand, welche gewissenlos das Heiligste nicht achteten, um sich vor Teufel und Dämonen zu fürchten, dann auch die allgemeine Ueberzeugung von vielen, in den jüngst verflossenen schweren Kriegszeiten vergrabenen Schätzen,

gaben den Versicherungen des tückischen Jonas solches Gewicht, daß Mosel selbst ihnen traute.

Peermann empfahl sich, um noch vor den andern Reisenden in einem kleinen Wägelchen, das er gekauft hatte, in größter Harmlosigkeit zum Celler Thore hinaus der Heimat zuzufahren. Mosels Kavalkade sollte später aus dem entgegengesetzten Thore abreisen, einen Umweg nehmen und gegen Abend in dem Verstecke eintreffen, wo der Ungar und einer der Knechte, Kurt, auch der Kohlkopf genannt, als anerkannt treue und zuverlässige Wächter, die Ware, oder die sogenannte Erbschaft, in den von Nickel versiegelten Säcken hüteten.

Peermanns Wägelchen rollte davon. Mosel bezahlte seine Zeche, lobte die gute Herberge, versprach, sie seinen Bekannten zu empfehlen, erzählte, daß der Jäger und ein Knecht nach Hamburg vorausgesandt seien, um dort Logement für alle zu suchen, und schickte dann den Kammerdiener fort, den säumenden Knecht in der andern Herberge mit dem Fuhrwerke herbeizuholen und auch dort die Zeche zu bezahlen. Der Wirt verließ den freigebigen, vornehmen Herrn sehr befriedigt.

„Eile dich, Anna!“ sagte dann Nickel, indem er eine langwallende, rotbraune Perücke aufsetzte, zu der im anstoßenden Alkoven kramenden Frau, „wir müssen fort; je weniger Menschen uns reisen sehen, desto besser.“

Schön Annchen war sehr geschäftig; sie hatte die Koffer gefüllt und trat im Reiseanzuge hervor; über einem braunem, großblumigen Reisekleide trug sie einen gelben, mit schwarzem Pelz besetzten Reiserock, auf den dunkeln Locken einen weit herabfallenden schwarzen Spitzenschleier; sie sah sehr schön aus und Nickel betrachtete sie wohlgefällig.

Jetzt langte der kleine schwerfällige, mit Leder überspannte Wagen an; der andere Knecht, ein langer, hagerer Kerl, Kessel-Peter seines Appetits wegen, oder schlichtweg die Stange genannt, lenkte die beiden mutigen Braunen. Jonas, welcher seine mageren Beine in Reiterstiefel gesteckt hatte, ritt einen lebhaften Dunkelfuchs, das Pferd des Herrn, und führte noch einen Braunen an der Hand, so daß alle Männer der Gesellschaft beritten gemacht werden konnten.

Vor dem Thore angelangt, wandte sich die Gesellschaft bald den einsamsten Heidewegen zu.

Während des Aufenthaltes in Lüneburg hatten die täglich ihre Pferde reitenden Knechte die ganze Umgegend genau kennen gelernt, sie wußten also, wohin sich wenden.

Um Mittag langte man in einem Tannengehölz an, kleine frühlingsgrüne Weideflächen, mit niederem Busch bewachsen, lagen in der Mitte; hier wurde Rast gemacht; die Pferde ließ man grasen, die Reisenden nahmen ihre Mundvorräte hervor, Kessel-Peter, dem dieser Augenblick der verwünschteste des Tages war, machte ein Feuer an und besorgte das Geschäft des Kochs.

Nach dem Essen, als „die Stange" im weichen Grase schnarchte und Anna sich wieder in ihre Wagenecke zurückbegeben hatte, zog Jonas den Herrn zur geheimen Beratung zur Seite. Jetzt, da das Geschäft mit dem Klosterschatz beschlossen war, drängte es den Schatzgräber, mehr darüber mitzuteilen, auch verlangte Nickel genaueres darüber zu hören.

„Laß dich endlich ausführlich über die Sache vernehmen," sprach Mosel zu seinem Begleiter, indem sie unter die hohen Tannen traten; „du hast mir von dem ungeheuren, unter großen Steinen versteckten Schatze gesagt; du hast mir geschworen, daß du die Mittel wüßtest und in Händen hättest, ihn aus Teufels Macht zu heben; ich habe deinen oft erprobten Kenntnissen getraut, weiß aber nichts Näheres; sprich jetzt, wie kommen wir daran?"

„Ich will Euch alles genau erzählen," antwortete der Schatzgräber mit großer Lebhaftigkeit, denn dies Thema war seine Liebhaberei, seine Leidenschaft, vor der alles Andere zurücktrat.

„Ich schöpfe meine Kunde aus Manuskripten, aus vielen zusammentreffenden Zeichen und kann nicht irren. Hört also: Vor den Zeiten der Reformation war das Kloster Alten-Medingen — fast zwei Stunden vom Fuchsbau gelegen — der Aufenthalt erstaunlich frommer und gottergebener Frauen; den Teufel, der davon Kunde erhalten hatte, indem seine Dämonen: Wollust, Eitelkeit, Hoffart, Neid und wie sie alle heißen, welche gegen die Klosterfrauen ausgezogen waren, unverrichteter Sache zurückkamen, den Teufel, sage ich, ärgerte das in jener Zeit, wo so viele Klosterpforten sich ihm öffneten, ausnehmend. Er beschloß einen Gewaltstreich, raffte von den Felsenküsten Norwegens einen Sack voll großer, mächtiger Steine zusammen und flog damit dem Kloster zu, um es zu zertrümmern. Der Klosterheilige jedoch, der gute Wacht hielt, machte, daß der Sack riß und sämtliche Steine auf ein ödes Heideland, das Römstetterfeld, niederstürzten; der Teufel in Wut und Beschämung flog davon, schwur aber, wenn auch nach Jahrhunderten, dem Kloster dennoch beizukommen.

„Soweit die alte Sage. Nun begab es sich aber, daß zu den Zeiten des Lüneburger Erbfolgekrieges zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Sitten im Kloster sich bedeutend gelockert hatten, des Teufels Dämonen hatten Eingang gefunden, Prunksucht und Lust herrschten; Satan selbst sah, daß seine Zeit gekommen war, und führte eine lustige, Einlaß begehrende Kriegsbande, — damals als die Lüneburger gegen die beiden Welfenherzöge Friedrich und Heinrich gen Winsen an der Aller zogen, — vor die heiligen Mauern.

„Nach kurzem Widerstreben öffneten sich die Thore. Was Keller und Speisekammer enthielt, mußte herbeigeschafft werden, und in dem Refektorium begann ein Schmausen und Prassen. Nun sagt die Sage, daß die Aebtissin, eine noch lebenslustige Frau, sich in den Hauptmann der Bande, einen schönen Lübecker, der tolle Hans genannt, verliebt habe, und daß dem guten Beispiel die übrigen Nönnlein, vor allem die jüngeren, bald gefolgt seien. Gegen Abend seien dann, wie durch Zufall, einige Spielleute gekommen und es habe ein wildes wüstes Bankett begonnen, man habe aus Altargeräten gesoffen und die heilige Hostie verspottet. Dazu habe der Teufel geheult und sei mit dem Taktstocke in der Hand vor den Spielleuten auf- und niedergesprungen."

„Doch zur Sache," sprach Nickel zu dem Schatzgräber.

„Nur Geduld," erwiderte Jonas und fuhr in seiner Erzählung fort: „Als nun die bacchantische Lust am höchsten gestiegen war, packte der Teufel alles, was da war von Silber und Gold, von Edelsteinen und Perlen, zusammen in einen silbernen Heiligenschrein, aus welchem er die Gebeine der Heiligen hinauswarf, und eilte damit nach dem Römerstetter Felde, hob mit einer Hand den schwersten der Felsblöcke in die Höhe, kratzte unter dem Stein ein Loch, verscharrte darin den Heiligenschrein und deckte den Felsblock wieder darüber."

„Nun und weiter?" fragte Nickel unruhig.

„Alle sieben Jahre," flüsterte darauf Jonas, Nickel die Hand auf die Schulter legend, „kommt nun der Teufel und sieht nach dem Schatz, ob er noch vorhanden ist, und Ihr könnt noch die Krallen des Satans, die er in den Stein eingedrückt hat, sehen, und alle sieben Jahre werden deren mehr. Alle siebenmal sieben Jahr, also alle neunundvierzig Jahr, kommt der Teufel an dem Tage nicht, und wer dann dort erscheint, die richtige Zauberformel und die vorgeschriebenen Ingredienzen bei sich führt, kann den Schatz heben."

„Aber woher habt Ihr die Kunde?“ fragte Nickel mißtrauisch.

„Woher?“ Ein alter Troßknecht, der bei den Schweden diente und hier aus der Heide gebürtig war, hat es mir erzählt, als ich damals unter dem Wrangel bei Fehrbellin Anno 75 von den Preußen gefangen wurde. Der Kerl hat es selbst mit erlebt, als sein Vetter Anno 1649 mit noch zwei andern den Schatz in der Nacht des heiligen Gordianus hat heben wollen. Die drei müssen damals die Sache nicht recht verstanden haben, denn am andern Morgen hat der Schäfer des Dorfs den Vetter mit umgedrehtem Genicke, das Gesicht ganz schwarz im Rücken stehend, am Teufelsstein gefunden, während die andern beiden spurlos verschwunden sind. Die wird der Gottseibeiuns wohl ohne Umstände in das Nackhaar gefaßt und mitgenommen haben! — Doch wir brauchen nichts zu fürchten. Ich habe Magie und die Kabala studiert, kenne alle Zauberformeln, um dem Bösen nicht allein zu widerstehen, sondern ihn auch zu zwingen, daß er selbst uns helfen muß, wenn es nötig ist. Der schwedische Troßknecht verendete dann an seiner Wunde, die er bei Fehrbellin erhalten, zu Rathenow in einer Scheune; ich war bei ihm. Das letzte Wort, welches er mir zuflüsterte, war: vergeßt des Schatzes in der Heide nicht, wenn Ihr die Gordiansnacht des Jahres 1698 erlebt. Und daß ich mit dergleichen umzugehen weiß, wißt Ihr. Gedenkt der Springwurzel, die ich Euch verschafft habe, und der Geschichte in der St. Katharinenkirche in Braunschweig.“

Nickel stand überlegend, was in dieser Angelegenheit zu thun sei. Er wandte sich dann zu Jonas und sagte:

„Also gut, nun vorwärts, die Gordiansnacht ist nahe. Weißt du deinen Zauberspruch, so wird es gehen.“

„Dieses Mal nicht so leicht, ich brauche mehr Kräfte dabei als gewöhnlich. Die Sache hat ihre Schwierigkeiten.“

„Schwierigkeiten? Schwierigkeiten kennt Nickel nicht; wir sind unser Männer genug.“

„Im Gegenteil,“ lautete die Antwort; „wir beide können es allein, können allein den ganzen Schatz teilen; es ist etwas Anderes, dessen ich bedarf. Wir müssen auf dem Steine dem Bösen ein wohlgefälliges Opfer bringen; das zuckende Herz einer weißen Taube, das Herz eines weißen Lammes und das eines blonden Kindes unter vierzehn Jahren muß um Mitternacht der Gordiansnacht auf dem Stein verbrannt werden. Dann besprengen wir den Ort mit dem Blut der Opfer und können getrost die Nachgrabung halten; der Teufel erkennt

uns an und überläßt uns das Gold, um für ihn damit zu wuchern."

„Und bist du wirklich überzeugt, Jonas, daß dies genügt?" fragte wiederum der Herr.

„Ich bin es!" sagte der Schatzgräber mit unheimlich funkelnden Augen, „eine Beschwörung, welche ich dabei spreche, wird das Werk vollenden."

„Nun so sei es!" entschied Nickel, „wir wollen nach den nötigen Opfern rechtzeitig fahnden, etwa fünf Wochen haben wir noch vor uns."

Nach diesem Entschlusse gingen die Männer wieder zu ihrem Fuhrwerke zurück, die Rosse wurden angeschirrt und die Reise fortgesetzt.

Gegen Abend langten sie, der Verabredung gemäß, bei dem Versteck an, wo Moritz und der Kohlkopf die Beute der vorigen Nacht bis zur Teilung bewachten. Der Ungar umkreiste auf seinem Rappen das ganze Bruch, in dessen Mitte auf trockener, hochumbuschter Stelle die Säcke lagen; der Kohlkopf behütete wie ein Bulldogg die Ware. Peermanns zweirädriges Wägelchen mit dem kleinen zottigen Pferde war auch bereits zur Stelle.

Der wichtigste Augenblick in dem Leben dieser Menschen, der der Teilung, kam; für Pferde und Wagen war gesorgt; der Ungar hatte erklärt, nichts von dieser Beute zu wollen, und blieb als Wächter für die Sicherheit aller draußen.

Die übrigen hatten sich auf der hohen Stelle im Bruch versammelt.

Ein kleines Feuer war angemacht, teils zur Erleuchtung, teils zur Bereitung des Abendbrots und gegen die Nachtkühle; man durfte es ruhig wagen, da das Bruch dicht und breit war.

Anna saß zur Seite, melancholisch das schöne Köpfchen auf die Hand gestützt und ins Feuer schauend; Gold und Edelsteine reizten sie nicht, sie hatte genug davon, um sich zu schmücken; sie dachte an Moritz, den sie so lange nicht gesprochen, dessen jetzige uneigennützige Handlungsweise ganz mit ihrer Art übereinstimmte, die Genuß und leichtes Leben schätzte, den Besitz aber verschmähte.

Die fünf Männer saßen oder lagen in gespannter Erwartung um das Feuer, neben dem Nickel die Säcke entleerte.

Da kamen nun die Jahrhunderte alten Schätze der St. Michaeliskirche, die schönen Altargefäße, die losgerissenen Stücke der berühmten güldenen Tafel, alle die Herrlichkeiten der acht-

zehn Felder zum Vorschein; ja, es war eine schreckliche, eine traurige Wahrheit: die alte Stadt Lüneburg war von dieser frechen Bande ihres größten, vielbewunderten Schatzes beraubt worden.

Bei dem im Schein des Feuers funkelnden Glanz des Goldes und der Juwelen nahmen auch die Augen der fünf Männer im Kreise einen unheimlichen Glanz an.

Nickel behielt wie immer die äußere Ruhe; er wog, sonderte, brach los, teilte nach den wohlgeregelten Gesetzen ihres Bundes.

Er bekam als Haupt, als Ernährer der übrigen die Hälfte, welche, in kleine Säcke verteilt, in den doppelten Boden seines Reisewagens wanderte. Die andere Hälfte gab für jeden noch einen reichen Anteil. Peermann nahm das seine an sich, stand dann auf und zog in der Nacht weiter, scheidend sein Versprechen, im Fuchsbau vorzusprechen, erneuend.

Der würdige Quartiermeister war ein sogenannter Auswärtiger; einer, der nur gelegentlich einen raschen Fang mitmachte, sonst aber nur jedem Gliede der Bande zu Schutz und Trutz verpflichtet war.

Die übrigen gönnten sich einige Stunden Rast, brachen aber nach Mitternacht gleichfalls auf und zwar in folgender Verteilung:

Der Ungar ritt nach dem Fuchsbau voraus, um bei der alten Grete, welche in dem Asyle haushielt, das Kommen des Herrn anzukündigen; gelegentlich auch, immer nur mit einigen Stunden Vorsprung, die Sicherheit des Weges zu beobachten.

Der Kohlkopf wurde nach Hamburg entsandt, um die Abnehmer der Ware nach dem Zufluchtsort zu bestellen und zugleich einen Einkauf an Lebensmitteln zu machen und damit zurückzukehren.

Die Stange ritt mit gleichen Aufträgen nach Bremen; das Pferd des Herrn wurde mit vor den Wagen gespannt und Jonas machte den Kutscher.

Hans und Amalie hatten am Dienstag Morgen mit großer Freude die Cellerstraße erreicht, sie wähnten alle Hindernisse

besiegt zu haben und wanderten anfänglich mit rüstigen Schritten, Hand in Hand, auf dem sandigen Wege dahin.

Nach etwa einer Stunde, als die Aufregung der Flucht, die Genugthuung über das Gelingen derselben etwas nachließ, begann das kleine Mädchen über Hunger zu klagen; Hans, in der Akademie selbst knapp gehalten, hatte keinen Mundvorrat mitnehmen können und tröstete Malchen mit der nahen Goseburg; das Ziel ihrer Sehnsucht lag aber noch weit hinaus und Amalie mußte eine ganze Stufenfolge von ihr bis dahin unbekannten Qualen durchmachen, vom nagenden Hunger bis zur völligsten Erschöpfung aller Kräfte, ehe sie nach einer drei- bis vierstündigen Wanderung, zuletzt fast getragen von dem gleichfalls ermüdeten Gefährten, das kleine Wirtshaus erreichten.

Hans war mit einer geringen Barschaft versehen, er schaffte sich und der Schwester also Milch und Brot, woran sie sich außerordentlich labten.

Nach einer Stunde des Ausruhens trieb der junge Mann zum Aufbruch, er fürchtete, der Herr Ausreiter des Klosters möge mit seinen Pedellen und Landboten, sobald seine Flucht entdeckt sei, zu ihrer Verfolgung hinterher kommen. Mit einem kleinen Mundvorrat versehen, setzten die jungen Wanderer, etwa gegen neun Uhr, die Reise fort. Jetzt bei hellem Tage war ihnen aber die offene Straße zu gefährlich, sie erinnerten sich, bei ihrem Kommen auf Heidewegen gefahren zu sein, und beschlossen, sofort abzubiegen.

Der Frühlingstag war warm und sonnig, jedes Kräutchen selbst auf dem magersten Sandboden begann, frische grüne Spitzen zu treiben, die sonst so braune Heide zeigte ein lichteres Kleid, auch hier regte und schmückte sich alles.

Die Lorbeersträuche, welche sich oft in langen Reihen auf feuchteren Stellen hinzogen, waren mit weißen Blüten bedeckt, hier und da eine flatternde Heckenrose dazwischen, oder ein rankendes Geisblatt mit dem purpurroten Stengel und keimenden Blütenknospen. Aus noch tieferen Stellen schoß schlankes Schilf empor, Bekassinen flatterten auf und die Frösche quakten. Das Leben der Insekten auf der weiten Fläche war rege und munter; kleine himmelblaue oder grau mit rot gefärbte Schmetterlinge, schwirrende Grillen mit feuerroten Flügeln, summende, Honigblumen suchende Bienen, geschäftige Ameisen, sie alle eilten, rauschten, schlüpften hin und her.

Die beiden so lange in der Stadt gefesselten Kinder be-

gannen sich lebhaft ihrer Freiheit zu freuen. Sie bemerkten jedes Tierchen, jede Blume auf ihrem Wege und vergaßen der Furcht vor Verfolgung wie der früheren Müdigkeit.

Hans blickte sich ab und zu nach der Richtung der größeren Straße um; da er sie wohl erkennen konnte, war er sorglos. Gegen Mittag erreichten sie ein kleines Gehölz; sie fühlten sich ermüdet, verzehrten ihr mitgenommenes Brot, suchten sich ein schattiges Plätzchen im Grase und legten sich zur Ruhe nieder.

Nach den Anstrengungen der Nacht war ihr Schlaf fest und erquickend und die Sonne senkte sich dem Untergange zu, als sie erwachten, ja Hans mußte Amalie rütteln, damit sie sich nur erhebe.

Aus dem Holze hervortretend und nach der Landstraße umschauend, bemerkten sie zwei Reiter, in denen Hans die Landboten der Akademie zu erkennen glaubte; sein Schreck war groß; die Männer schienen eifrig umherzuspähen und Hans rief, Amalie ins Holz zurückziehend: „komm! komm! wir müssen fliehen!"

So eilten sie, von Angst vor den Verfolgern getrieben, davon.

Aber die Tannen wurden dichter und dichter, sie mußten ausweichen, einlenken, umgehen, durchdringen, wie es eben gehen wollte, und waren froh, als sie bei völlig hereinbrechender Dunkelheit die Bäume sich lichten und eine freie Heidefläche vor sich liegen sahen.

Eine Weile wanderten und tappten sie noch weiter; der Mond war noch nicht aufgegangen und so mußten sie die Fortsetzung ihres Weges aufgeben. Hans fand einen Schutz gewährenden Hügel, einige Bäume standen umher, und so richteten sie sich, so gut es gehen wollte, für die Nacht ein. Beide trösteten einander mit dem kommenden Tage, der hoffentlich ihren Hunger stillen und ihnen gebahnte Wege zeigen werde. So schliefen sie bald, ihre mißliche Lage vergessend, ein.

Am andern Morgen wurden die jungen Reisenden von einem eigentümlich summenden Geräusch über ihren Köpfen geweckt; sie sahen sich erschrocken um und entdeckten, daß einige der Bäume, neben denen sie geruht hatten, von Bienen bewohnt waren.

Aengstlich sprangen sie auf, entfernten sich und hielten Rat.

Da aber ihr Appetit sehr lebhaft und auf der großen weiten Heide kein Haus zu sehen war, so beschlossen sie einen

Versuch zu machen, ob in den vielleicht verlassenen Honigzellen einzelner hohler Bäume oder Astlöcher noch Honig zu finden sei. Vorsichtig nahten sie der schwirrenden, emsigen Kolonie. Hans spähte umher und sah eine beiseite stehende alte Weide, zu der in reger Beutelust Ameisen, Käfer und andere Insekten eilten. Er untersuchte den hohlen Stamm und es gelang ihm, einige große klare Stücke gelben Honigs daraus loszubrechen.

Amalie empfing sie entzückt in einem Tuche; kühn und lüstern gemacht, wollten die Kinder ihren Vorrat vergrößern und nahten auch den andern Bäumen, hier aber erregten sie sofort die zornige Aufmerksamkeit der mutigen Tierchen; umschwirrt, verfolgt nnd hie und da gestochen, retteten sie sich aus dieser wirklichen Gefahr nur durch die schleunigste Flucht.

Endlich hatte das Summen hinter ihnen aufgehört, endlich konnten sie wieder zu Atem kommen und ihre Beute verzehren. Nie hatte ihnen ein Frühstück köstlicher gemundet als dieser köstliche Heidehonig und hierzu ein Trank klaren Quellwassers, das sie unter den Wurzeln alter Bäume hervorrieselnd fanden.

Nachdem sie sich recht erfrischt und gelabt hatten, setzten sie ihren Weg weiter fort. Von der großen Straße war nirgends etwas zu sehen; Hans suchte lange danach, meinte aber endlich: er werde auch so die Richtung nicht verfehlen, sie wollten nur vorwärts gehen und würden wohl ein Haus finden, wo sie Auskunft über den Weg und ein Mittagsessen erhalten könnten.

Diese Hoffnung erwies sich aber als vergeblich; sie fanden weder ein Haus, noch den Weg, noch irgend etwas Genießbares und wurden gegen Mittag so müde, ja trostlos, daß sie sich ein schattiges Plätzchen suchten, um in ruhiger Ueberlegung ihre mißliche Lage zu besprechen.

Sie berieten und überlegten, fanden aber nichts Klügeres, als daß sie wandern müßten, so lange es irgend anginge, besonders um Lebensmittel zu finden.

Amalie, das jüngere und zartere Kind, war außerordentlich ermattet, aber lebhaft und kräftigen Geistes genug, um ihre Schwäche zu überwinden und aufs neue mutig dem Gefährten zu folgen.

So gingen sie wieder etwa eine halbe Stunde weiter. Plötzlich strauchelte Amalie, schrie auf und fiel; sie war auf einen scharfen Stein getreten, hatte sich den Schuh zerrissen und den Fuß beschädigt.

Hans wollte sie aufrichten, aber es gelang nicht; halb ohnmächtig, dann in Thränen ausbrechend, lag sie da, endlich schluchzte sie: „verlaß mich Hans, ich kann keinen Schritt mehr weiter, ich sterbe hier!“

Hans tröstete sie liebreich, hob sie auf, trug sie einige Schritte, setzte sie dann nieder, ging weit hinaus, um eine menschliche Hilfe zu entdecken, und kam wieder zu der trostlosen Kleinen zurück, ohne irgend eine Hoffnung mitzubringen.

Stunde auf Stunde verrann, auch das Herz des jungen Mannes klopfte ängstlich; in der weiten Oede, in der ersehnten und doch so nutzlosen Freiheit, fand sich nirgends eine tröstliche Stimme oder ein heißersehnter Beistand.

Endlich gewahrten sie in der Ferne einen dunkeln Punkt, der sich zu nahen schien, richtig! — ein Fuhrwerk — o welche Freude!

Neues Leben, neue Hoffnung durchströmte ihre Herzen.

Der Wagen kam näher und näher; Hans trug das Mädchen dahin, wo das Fuhrwerk vorbeikommen mußte, hier warteten sie.

Als der Wagen nahe bei ihnen war, redete Hans den Kutscher an.

„Nehmt euch zweier Verirrten an, zweier fahrender Schüler! mein kleiner Gefährte hat sich den Fuß verletzt, wir können nicht weiter.“

Der Mann, welcher die Pferde lenkte, ein ältlicher rothaariger Mensch, mit faltigem tückischen Gesichte, sah verdrießlich auf sie herab; es schien eine abweisende Antwort auf seiner schiefgezogenen schmalen Lippe zu schweben, ja er erhob seine mächtige Peitsche, als sich plötzlich wie durch ein Wetterleuchten sein runzliches Gesicht erhellte und er rasch den Wagen anhielt.

Jetzt wurde von innen ein Leder verschoben und das Haupt eines Mannes in großer Locken-Perücke, dahinter ein wunderschöner lächelnder Frauenkopf, erschien, um sich nach der Ursache des Anhaltens und der unerwarteten Begegnung umzusehen.

Jonas, der garstige Fuhrmann, sagte, mit dem Peitschenstiel auf die knieende Amalie deutend:

„Wie ein weißes Lamm, oder eine weiße Taube, Herr! gebt ihm Raum im Wagen, nehmt ihn mit.“

Der Schatzgräber blickte zu diesen Worten so gierig, sah so freudig und lüstern auf die goldenen Locken des Kindes,

als ob sie schon wirkliches Gold und der ersehnte Schatz gewesen wären.

Herr von Mosel war nicht sogleich bereit; er nahm ungern irgend eine fremde Person mit in den Fuchsbau, besonders der größere Knabe störte ihn. Er erbot sich also, den kleinen Verletzten mitzunehmen, erklärte aber, für den jungen Mann keinen Platz zu haben.

Amalie, welche mit heimlicher Furcht das Gesicht des Schatzgräbers, anscheinend in Wohlwollen ihr zugewandt, betrachtet hatte, wollte sich unter keiner Bedingung von ihrem Hans trennen, oder meinte auch ihm die Rettung aus der unwegsamen Heide schuldig zu sein; früher wollte sie nicht, daß er bei ihr verhungern solle, jetzt war sie ängstlich ohne ihn.

Die Reisenden wollten offenbar Amalie gern mitnehmen, besonders der Kutscher sprach lebhaft zu ihren Gunsten, Hans wollte sie nicht verlassen, sie nicht ihn, und so gab es ein lebhaftes Zwiegespräch.

Endlich schlug sich die schöne Frau ins Mittel, sie sagte: daß sie ein Gut besäßen in der Heide, wohin sie reisten, daß sie eines Pagen wohl bedürfe, da ihre Maid nicht dort sei, und daß sie ihren Eheherrn bitten werde, auch den großen Schüler mitzunehmen, wenn er ihr Pagendienste verrichten und sich anständig im Hause zeigen wolle.

Bei diesen Worten lachten ihre schwarze Augen den Jüngling so schelmisch und gutherzig an, daß er Hunger und Müdigkeit vergaß, alles gelobte was sie forderte, die Einwilligung des Herrn entzückt vernahm, Amalie in den Wagen hob und selbst in der nächsten Minute auf einem Koffer hinter seiner Gebieterin saß, um aus ihren Händen eine stärkende Mahlzeit für sich und den kleinen Bruder, wie er Amalie nannte, zu empfangen, und alles Ausgestandene rasch im Behagen der Gegenwart zu vergessen.

So rollten die Reisegefährten dem gemeinschaftlichen Ziele, dem Gute in der Heide, „dem Fuchsbau“ zu.

Sechstes Kapitel.

Der Fuchsbau.

Tief in der Heide, ein bis zwei Stunden im Umkreise von jeder andern menschlichen Wohnung entfernt, lag der Lieblingsaufenthalt des Herrn von Mosel, der Fuchsbau.

Der Boden war in dieser Gegend wellenförmig; ziemlich beträchtliche Heidehügel erhoben sich nach allen Richtungen, jedes Fleckchen war mit braungrüner Heide und feinen Moosen bedeckt; Birken, Nadelholz und das niedere Gebüsch der Ginster und Wacholder neben vielfach umherverstreuten Steinen gaben der Landschaft die einzige Abwechselung.

In einer Niederung dieser weiten Strecke lag ein kleines Gehöft, hinter demselben von beiden Seiten ansehnliche Hügel, dicht mit Tannen bewachsen; dies nannte der Besitzer den „Fuchsbau", wer sonst von seinem Dasein Kunde hatte in der Umgegend, nannte es den „Tannenhof".

Von außen und oberflächlich betrachtet, schien es nur eine elende Behausung von geringem Umfange zu sein; daß sich ein hinterer Anbau zwischen den Hügeln und von Bäumen umgeben weiterhin erstreckte, sah man nicht.

Ein Gärtchen mit verfallenem Zaun, eine kleine Wiese, durch eine klare, schöne Quelle genetzt, welche, als Bächlein weiter rieselnd, sich durch die Hügel hinauswand, aber nicht bedeutend genug war, der Gegend einen freundlicheren Charakter zu geben, vervollständigten die Umgebung des Gehöfts.

Trat man vorn in das Haus hinein, so machte es denselben ärmlichen Eindruck, wie fast alle Heidhöfe jener Zeit.

Allerdings war einiges Vieh da; zwei Kühe, eine Ziege, ein Schwein und einige Hühner, welche in den Ställen zu beiden Seiten der Flur lebten, aber im übrigen herrschte

weder ein Anstrich von Wohlhabenheit noch von besonders reinlicher Sorgfalt.

An der hinteren Wand des Hauses lag der Herd, trockene Tannenäste als Brennmaterial daneben, zu beiden Seiten befanden sich niedere Thüren, welche aber nur in ärmliche Kämmerchen führten. Die Räume dahinter betrat man nur durch eine verborgene Thür, die wie ein Wandschrank aussah.

Es war an demselben Tage und etwa zu derselben Zeit, da die beiden jungen Leute in dem Wagen des Herrn von Mosel aufgenommen wurden, als zwei Personen zusammen am Herde des oben erwähnten Hauses saßen.

Es war eine ältere Frau und ein junger totenbleicher Mann. Die Alte hatte ein breites, rotes, grinsendes Gesicht, welches den Stempel verschlagener Gemeinheit und Unterwürfigkeit trug; sie war sehr einfach, fast ärmlich gekleidet, und rührte manchmal in einem Kessel, in welchem die Abendsuppe brodelte, während sich eine dickköpfige graue Katze schnurrend an ihr rieb und dann und wann eine Liebkosung empfing.

Die Alte war Mosels Hausverwalterin, die lahme Grete, denn sie hinkte mit dem einen Beine, ein Gebrechen, das sie einer gefährlichen Flucht verdankte, die sie einst nach einem mißlungenen Einbruch mit Mosel und seinen Gefährten gemacht hatte.

Der bleiche Jüngling ihr gegenüber, in dem einzigen kissenbelegten Armstuhl des vorderen Hauses, war ihr Sohn Lorenz. Auch er gehörte zu der Gesellschaft Mosels, war aber jetzt vor ihm auf der Flucht oder im Versteck.

Bei einem grausamen Mordbefehl des Herrn hatte er es gewagt, sich zu widersetzen; es war eine fürchterliche Szene geworden, Mosel hatte den jungen Mann geschlagen, dieser sein Messer gezogen und ward darauf von Mosel niedergestochen; für tot ließ man ihn, da es eilig ging, in dem Gehölze liegen, wo diese Zusammenkunft und Beratung stattfand. Aber Lorenz hatte sich erholt; unter Entbehrungen und Qualen aller Art schleppte er sich aus entfernter Gegend hierher in das Haus seiner Mutter, vorderhand nicht erwartend, daß der gefürchtete und gehaßte Herr hierher kommen werde.

„Wie geht es dir heute, Kind?“ fragte die alte Frau.

„In meiner Brust brennt es wie Feuer und meine Glieder beben,“ antwortete Lorenz mit heiserer Stimme, indem er das abgemagerte Gesicht ungeduldig hin und her bewegte.

„Geh' in die Sonne! scheint warm heute, wärmer als das Feuer!"

„Laß mich, Mutter, wenn ich nur Ruhe habe."

Beide schwiegen eine Weile, dann sagte die Alte: „Horch! ist das ein Reiter? mir ist, als hörte ich's."

Lorenz blickte ängstlich gespannt auf die Thür. Das dumpfe Aufschlagen der Pferdehufe auf den elastischen Heideboden wurde deutlicher und im nächsten Augenblicke öffnete ein Mann die Thür des Hauses, sein Roß am Zügel hinter sich hereinführend.

Er kam über die halbdunkle Diele an den Herd heran; Frau Grete und ihr Sohn starrten ihm erschrocken entgegen; ein Besuch in diesem Hause konnte kaum Zufall sein, und wenn nicht zufällig, so war es für den Verwundeten eine traurige Störung.

Als der Reiter an das Feuer trat, erkannten beide Moritz, den schönen Ungar, mit seinem Rappen.

Der Ankommende erschrak sichtlich, als er den bleichen Lorenz erkannte, er reichte ihm die Hand und sagte: „Wie! du lebst, Kamerad? man erzählte mir, der Herr habe dich gestraft und man dürfe deiner nicht mehr erwähnen."

„Wirst du mich verraten, Moritz?"

„Denke nicht daran," entgegnete mit einem treuherzigen Lächeln auf dem frischen Gesichte der Jäger, „aber in der Nacht kommt er an, auf Wochen lang, ich bin vorausgeschickt, und Ihr, Grete, müßt's im Bau herrichten."

Mutter und Sohn blickten sich betroffen an. „Armes Kind!" murmelte die Frau, „du mußt fort."

„Wird er mich nicht schonen, wenn er mich so findet?"

„Hoffe es nicht, Lorenz, ich kenne ihn, du hast das Messer gegen ihn gezogen, er vergibt nicht, du bist verloren, wenn er dich jemals auf seinem Wege antrifft."

Der Kranke starrte in die Flamme; er schwieg, aber seine Züge verzerrten sich unheimlich, rote Flecken, welche nicht allein der Widerschein des Feuers waren, brannten auf den eingefallenen Wangen; mit gewaltsamer Anstrengung stand er auf.

Er reichte der Mutter die Hand und bat sie, ihm einen Ranzen mit Lebensmitteln und wenigen Kleidern zu geben, er werde die Kraft finden, hinauszuziehen, aber er wolle wiederkommen, wenn es Zeit sei.

Dann sank er zurück in den Stuhl und blieb in stummes Hinbrüten verloren, so lange die Mutter für ihn schaffte.

Die alte Frau, so ergeben sie dem Meister war, erfüllte in großer, zorniger Erregung die Wünsche des Sohnes; sie sprach hin- und herhumpelnd mit sich, stieß die Katze, warf die Thüren und Läden zu und kam endlich mit den begehrten Reisevorräten an das Feuer zurück, wo Lorenz allein saß, da Moritz sein Pferd versorgte.

„Ich dachte, er hätte in der Nachbarschaft ein großes Geschäft gemacht und würde zu uns nicht kommen," sagte die Frau mürrisch.

„Er wird immer verwegener," flüsterte der bleiche Jüngling halblaut.

„Mein eigenes Kind für ihn zu verstoßen, es ist eine Schande!"

„Haßt Ihr ihn, Mutter?"

„Hm, wenn ich's wagte."

„Möchtet Ihr frei werden von ihm? — Frei und sicher irgendwo mit mir von dem Ersparten zu leben?"

„Warum nicht, hier ist wenig Freude."

„Gut, ich weiß was ich will, auf Wiedersehen, Mutter."

Mit diesen Worten stand der junge Mensch auf, nahm den Ranzen auf die Schulter, steckte sein Messer in den Gurt, ergriff einen Knotenstock und seinen Hut und wandte sich der Thüre zu. Sein Schritt war fester, als man es ihm hätte zutrauen sollen.

Die Frau blieb am Herde und verhüllte das große, noch dunkler gerötete Antlitz mit den Händen.

Nahe der Thür lehnte Moritz; ein Entschluß schien in ihm zu gähren; als Lorenz neben ihm stand, berührte er seinen Arm und sagte mit einiger Anstrengung:

„Du kommst nicht vorwärts, armer Junge, soll ich dir den Rappen leihen?"

„Deinen Rappen, dein Pferd, das beste, was du hast?" fragte Lorenz bewegt und Thränen füllten seine großen, hohl liegenden Augen.

Der Ungar nickte: „Stell' ihn irgendwo hin," fügte er hinzu, „ich hole ihn mir in der Nacht wieder."

Lorenz schüttelte traurig den Kopf; „den Trab des Pferdes vertrage ich noch weniger in der Brust, als das Gehen, laß mich nur, ich komme so weit ich muß; dir aber, du braver Gesell, vergesse ich dies nicht und nun — Valet!"

Er ging.

Der Ungar nahte sich der weinenden Mutter. Er richtete

ihr die Aufträge des Herrn aus, erzählte von der letzten That in Lüneburg und beruhigte allmählich das aufgeregte Gemüt der Alten.

Nach einiger Zeit war sie soweit getröstet, daß sie mit Eifer an die ihr übertragene Arbeit ging.

Aus dem kleinen Gemach hinter dem Herde führte die erwähnte, wie ein hoher brauner Schrank erscheinende Thür in von den vorderen sehr verschiedene Räume.

Es waren phantastisch ausgestattete Gemächer, in die man trat. Zuerst kam ein langes Zimmer, Polstersitze liefen an den Wänden umher, eine Tafel stand in der Mitte, die Fenster ließen nur gedämpftes Licht hereinfallen, da außen die Zweige der hohen Kiefern sie berührten; geradeaus und rechts ging man durch die mit Teppichen verhängten Thüren in andere Räume. Da waren Schlafzimmer, Vorratskammern, ein Kabinett für die Herrin und endlich nach hinten die kleine Schmiede, durch die man ins Freie und zu den Pferdeställen gelangte.

Alles war ebenso kostbar wie seltsam ausgestattet; da standen auf Tischen silberne und goldene Geräte, welche man sonst nur auf fürstlichen Tafeln anzutreffen pflegt; da lagen goldgestickte Decken, köstlich gewirkte Stoffe, Vorhänge mit herrlichen Spitzen geziert, in hohen Haufen durcheinander.

Grete begann zu lüften, zu fegen und aufzuräumen; nach und nach bekamen die Zimmer ein wohnliches und geordnetes Aussehen; der Tannen balsamischer Duft verbreitete sich, alle die Teppiche und Zeuge erhielten ihren Platz und glänzten, wiewohl fremdartig, doch zierend und einladend.

Dann bereitete die Frau von dem Besten, was sie hatte, ein Nachtmahl für die Reisenden und setzte sich, als alles geordnet war, in den von ihrem kranken Sohn verlassenen Armstuhl, wartend und des einsam Hinausgewanderten denkend.

Stunde auf Stunde verrann; endlich, gegen Morgen, langte Mosel vor dem Gehöft an.

Moritz und die Alte waren sehr erstaunt, die Gesellschaft vergrößert zu finden; es erschien dem Meister so unähnlich, daß er weichherzig und uneigennützig Hilfe leistete; jedoch verbargen sie ihre Gedanken und halfen die Ankommenden einrichten.

Der Ungar fand eine Gelegenheit, in die Nähe der Geliebten zu gelangen und verstohlen ihre Hand zu küssen, doch scheuchte ihn des Herrn strenger Befehl bald hinaus.

Mosel mit seiner Gemahlin wohnten in den schönen hinteren Räumen; auch Jonas hatte in einem Seitenkämmerchen sein Quartier. Amalie wurde von der jungen Frau aus mitleidiger Sorge in ihr Kabinett gebettet; der Ungar jedoch, Hans, der neue Page, und was sich sonst zu- und abgehend von der übrigen Gesellschaft einfand, wohnten in dem vorderen Hause.

Noch in der Nacht seiner Ankunft hatte der Meister eine Unterredung mit seiner Verwalterin, der alten Grete, und mit Moritz, in welcher er ihnen die Art und Weise angab, in der er die mitgebrachten jungen Leute behandelt wissen wollte.

Er wußte, daß er in den folgenden Wochen in der Schmiede beschäftigt sein werde; es war ihm lieb, Anna beobachtet und durch die jungen Gäste unterhalten zu sehen. Amalie wollte er jedenfalls bei sich behalten, Hans konnte allmählich für ihn angelernt, oder, wenn er gefährlich wurde, beseitigt werden. Er verbot also streng, den Charakter ihres Handwerks zu enthüllen, und hieß sie den fremden Knaben glauben machen, daß er ein reicher sächsischer Gutsbesitzer sei, der aus Laune und um Alchemie, seine Liebhaberei, zu treiben, sein einsam gelegenes Heidegut aufsuche, durch Boten vom Stande seiner anderen Geschäftsverhältnisse sich unterrichten lasse, durch sie die hier fehlenden Lebensbedürfnisse erhalte und so einen ruhigen Sommeraufenthalt finde.

Es war leicht, den beiden Flüchtlingen jene Verhältnisse als glaublich einzureden. Das arme kleine Malchen war acht Tage lang nach den für ihren zarten Körper zu großen Mühseligkeiten der Flucht ernstlich krank; Anna, welche ihre Schützlinge liebgewonnen hatte und sich ihrem strengen Gatten für diesen Beweis seiner Milde dankbar geneigt fühlte, pflegte das Kind mit mütterlicher Sorgfalt, unterstützt von Hans, der mit unendlicher Freude jeden kleinen Dienst für die holde Gebieterin leistete.

Aber nicht allein diese beiden waren ängstlich besorgt für das kranke Kind, auch Mosel bewies mehr Teilnahme für ihren Zustand, als er sonst für irgend ein Wesen gezeigt hatte; und, was allen im Hause am auffälligsten war, Jonas, der kalte, tückische Mann, spähte mit sichtlicher Angst und Sorge durch die Vorhänge des Kabinetts, lauschte auf den fiebernden Atem der Kranken, gab Rat und schaffte, was irgend gewünscht wurde, mit einer Bereitwilligkeit, einer Sorgfalt, die sonst seinem Wesen ganz fern lag.

Eines Tages ritt er sogar früh hinaus und kam spät abends wieder, ein junges weißes Lamm und ein ebenso schneeweißes Täubchen mit großer Vorsicht in Säcken auf dem Pferde mitbringend. Beide Tiere schenkte er anderen Morgens an Amalie; aber so groß die Freude des Kindes über die Spielgefährten war, so konnte sie sich doch kaum entschließen, dem Geber freundlich zu danken, denn sie hatte eine unbegrenzte Furcht, einen wahren Abscheu vor ihrem Gönner, dem Schatzgräber.

Was Hans betrifft, so mußte ihm allerdings manches in den Verhältnissen, welche ihn umgaben, auffallen.

Jonas, zum Beispiel, hieß der Kammerdiener des Herrn, arbeitete aber fast den ganzen Tag mit Herrn von Mosel in seinem Kabinett, wie die Schmiede genannt wurde; aß mit dem Herrn und der Frau am Tisch, von Grete bedient, während Hans mit dem Ungarn und anderen kommenden und gehenden Leuten im vorderen Hause speiste. Dann wieder besorgte Jonas die Pferde und verrichtete Arbeiten im Hause, zu denen der Page sich ungern bequemt hätte.

Auch die Ausstattung der herrschaftlichen Räume hatte etwas Auffallendes; Hans kannte wohl glänzende Einrichtungen, aber etwas Aehnliches, ein solches Gemisch von höchstem Reichtum mit nackter bäuerischer Aermlichkeit, wie einige Räume zeigten, hatte er nie gesehen.

Als er eine Frage hierüber fallen ließ, wurde ihm erwidert: es sei zu beschwerlich, alles von den anderen Gütern mitzubringen, und so behelfe man sich lieber.

Die Krankheit der Schwester, wofür Amalie jetzt galt, besonders aber seine unbedingte Verehrung der schönen Herrin, ließ den in seinen neuen Verhältnissen höchst zufriedenen Jüngling über manches hinwegsehen, das sonst seinem klaren Verstande nicht entgangen wäre; später that die Gewöhnung auch das ihre und so paßte er sich unbefangen den gegebenen Zuständen an.

Neben der Verehrung für die gnädige Frau, faßte er eine lebhafte sympathische Zuneigung für Moritz, den Jäger; der Ungar nahm sich gern des lebhaften, schönen jungen Mannes an, sie ritten zusammen, schossen Füchse und Hasen auf der Heide, lernten die ganze Umgegend kennen, übten sich im Fechten und anderen männlichen Künsten und waren halbe Tage lang, wenn Anna ihren Pagen fortschickte, unzertrennliche Gefährten. Bei den Ausflügen, welche sie machten, erregte

es anfangs Staunen und neugierige Fragen von seiten des jungen Grote, wenn sie beide immer andere Kleidung aus den großen Vorräten des Gehöfts anlegten, wenn der Ungar, namentlich sobald sie in irgend ein Dorf ritten, mit komischer Wichtigkeit sich und ihn unkenntlich machte. Moritz scherzte mit seinem Kumpan darüber, beantwortete seine Fragen mit Ausflüchten, und Hans, den im Grunde die kleine Komödie amüsierte, fand sich in die Launen des Freundes, ohne weiter darüber nachzudenken.

Besonders beglückend für den Jüngling war sein Zusammensein mit der schönen Frau, welcher er, sonst so trotzig und jedem Zwange feind, mit täglich größerer Wonne diente.

Anna hatte von Mosel die Weisung erhalten, den jungen Mann, welchen der Zufall ihnen zugeführt, möglichst zu fesseln; Mosel erkannte das kühne, thatkräftige Wesen des Jünglings und hoffte es sich nutzbar zu machen, namentlich da er entschlossen war, den Ungar über kurz oder lang zu entfernen. Die schöne Frau fügte sich dem Befehle mit Vergnügen, eine kleine kokette Spielerei mit dem hübschen, schlanken Knaben, dem sie die Vergötterung ihrer Person aus den blitzenden Augen las, war ganz nach ihrem Sinn. Jeder Verkehr mit ihrem teuren Moritz war verboten; ihr Thun und Treiben mit einer Sicherheit ausspioniert, welche sie zur Verzweiflung gebracht haben würde, wenn sie nicht als Mittel gegen Einsamkeit und Langeweile die beiden Kinder um sich gehabt hätte.

Da Anna auch noch nicht im Fuchsbau gewesen war, hatte Mosel sie am Tage nach ihrer Ankunft mit der ganzen Oertlichkeit bekannt gemacht. Aus einer großen, alten Scheune hatte der schlaue Nickel dieselbe mit seinen Gefährten und einigen weit hergeholten Arbeitern vor Jahren so hergerichtet, wie sie sich jetzt befand.

Die einsame Lage des Gehöfts und die versteckte, darangebaute Scheune, an die schon damals jene Schmiede stieß, hatte ihn bewogen, sich auf die grausamste und gewaltthätigste Weise des Ganzen zu bemächtigen.

Alles, was nun seit langer Zeit in allen Teilen Deutschlands an Dingen, welche sich nicht rasch, nicht ohne Gefahr verwerten ließen, geraubt worden, hatte Nickel auf seine Hälfte genommen und nach und nach im Fuchsbau zusammengebracht. Freilich gingen oft Jahre hin, ohne daß er diesen seinen Lieblingsaufenthalt besuchte; nie hatte er gewagt, in unmittelbarer

Nähe zu rauben; aber der Fang in Lüneburg war zu lockend gewesen und darauf die Ruhe in dem alten Neste zu einladend, um zu widerstehen.

Als Nickel die junge Frau umherführte, zeigte er ihr, wie unmöglich es für sie sei, unbeachtet von ihm in den Räumen, welche er geschaffen, das Geringste vorzunehmen. Die Einteilung des Gebäudes in Zimmer war durch Tannenbretter geschehen, vor denen aber in völliger Mauerbreite zu beiden Seiten die drapierte Wandbekleidung von Stoffen oder Teppichen herlief. Hier und da hatten die Bretterwände Lücken, durch welche die innere Verbindung der Gänge unter einander vermittelt, das geräuschlose Gleiten von einem Zimmer zum andern ermöglicht war; der Boden in den Gängen war mit weichem Sande ausgestreut, in den Teppichen befanden sich kleine Risse und Löcher; es erwies sich also als ganz unmöglich, die Beobachtung zu ahnen, oder ihr zu entgehen.

Anna hatte mit stillem Schaudern dies alles gesehen; glaubte sie ihren Gatten in der Schmiede, so konnte er doch im nächsten Augenblicke neben ihr stehen; zudem ging er nie ohne sie aus und hatte in dem rothaarigen Jonas einen Spion, dem sie gewiß nicht entging, wenn sie glauben konnte, der Beobachtung des Gatten entronnen zu sein.

Es gehörte ihr ganzer Leichtsinn dazu, sich in dieser Lage behaglich zu fühlen und sich in ihrer natürlichen schelmischen Fröhlichkeit gehen zu lassen.

Das Kabinett, in das sie Amalie gebettet hatte, entsprach ganz ihrem Geschmack; hier hielt sie sich besonders gern auf. Es war zeltartig, mit roten Seidenstoffen ausgeschlagen; von der Mitte der Decke hing eine silberne Lampe an glänzenden Ketten herab, man meinte, dies Prachtstück irgendwo vor dem Bilde einer Madonna brennend gesehen zu haben, doch erfüllte es auch hier seinen Zweck und beleuchtete oft abends, wenn Hans es angezündet hatte, eine schöne Gruppe.

Das blonde Kind auf dem weißen niedrigen Lager, die Taube schlafend zur Seite, das Lamm von seinem Arm umschlungen, die schöne schwarzlockige Frau daneben, auf der Guitarre spielend, und den Pagen zu ihren Füßen, andächtig und bewundernd die dunkelblauen Augen zu ihr aufgeschlagen.

Im übrigen hatte dies Kabinett einige rohe Tische, aber mit Decken belegt, und auch hier wie in der ganzen Wohnung fast nur niedrige Polstersitze, da das Anfertigen oder Herschaffen anderer Möbeln Weitläufigkeiten gemacht haben würde.

Den Hintergrund des traulichen Gemachs nahm ein großes, buntes Kirchenfenster ein; ein Stück, das Mosel ohne Hindernis aus dem verfallenen und verlassenen Kloster Alten-Medingen geholt hatte.

Für Hans waren diese Stunden des stummen Anstaunens der holden Frau ein Genuß, eine Erquickung. Seine Verehrung der verstorbenen Frau von Elz, seine brüderliche Sorge und Zärtlichkeit für Amalie, alles Weiche, Anerkennende, Bewundernde, das neben Trotz und Kühnheit in seiner Natur lag, wandte sich mit der ganzen Wärme und Fülle seiner jungen Seele der schönen Herrin zu.

Sie war ihm ein Ideal der Vollkommenheit; er weihte ihr aber auch zugleich seine zarteste Teilnahme, da er sah, daß ihr finsterer Gatte sie oft mit Argwohn und Härte behandelte; in seinen Augen gab es kein herrlicheres, erhabeneres Geschöpf als Anna von Mosel! Ihre Grazie, ihre Schelmerei, ihre sprudelnde Laune entzückten ihn; ein Blick ihrer oft so schmachtenden, sammetschwarzen Augen durchrieselte ihn mit einer Wonne, daß er sich halten mußte, um nicht anbetend ihr zu Füßen zu sinken. Welcher phantasievolle, begabte Jüngling hätte nicht das keimende Gefühl einer ersten verehrenden Liebe wie das Nahen der Gottheit empfunden?

Auch Amalie liebte ihre schöne Pflegerin zärtlich, und so flogen den beiden jungen Leuten die Tage und Wochen in dem neuen Leben rasch und beglückend vorüber.

Etwa vier bis fünf Wochen waren verstrichen, seit die Reisenden den Fuchsbau erreicht hatten.

Amalie fühlte sich seit langem gänzlich genesen, sie hatte sogar Hans um die Fortsetzung ihrer Reise befragt, da sie oft an ihren Papa dachte und eine Ahnung von ihrem Unrecht gegen den zärtlichen Vater sie beschlich; ihr Gefährte aber hatte sie nicht ausreden lassen, mit tausend Gründen und Vorwänden ihre Sorge beschwichtigt, ihr das Angenehme ihres Aufenthalts vorgestellt und endlich damit geschlossen, daß er sich als Page der Frau von Mosel für gebunden halte.

Und er war es in der That, der arme Bursche, mit den zartesten aber festesten Banden, die, wenn sie gewaltsam zerrissen werden, dem ganzen Wesen eine Wunde, ein schmerzliches Weh geben für lange Zeit.

So hatte sich das Kind beruhigt, konnte sie doch mit ihren zahmen Tieren spielen, sich liebkosen und pflegen lassen und völliger Freiheit genießen.

Während dieser Wochen hatte Nickel seine Geschäfte eifrig betrieben; in der Schmiede ward viel gefeilt und gehämmert; der „Kohlkopf" und die „Stange" waren mit Wagen voll Lebensmitteln und fremden Handelsleuten eingetroffen; Boten kamen und gingen, neue Pläne wurden vorbereitet und auch schon von einem Aufbruch der Gesellschaft geredet, da — wie von allen Seiten die Kunde einlief — das Aufsehen, die Nachforschung und die allgemeine Aufregung über den Raub des Kirchenschatzes in Lüneburg außerordentlich sei!

Der schlaue Nickel fand es bald nicht mehr geraten, in diesem Teile des Landes zu weilen, auch trieb neue Unternehmungslust ihn hinaus; eins nur, seine Verabredung mit dem Schatzgräber fesselte ihn noch hier; er mußte den Vollmond abwarten, den Vollmond der St. Gordiansnacht!

Es war zu Anfang des Monats Juli; schwere drückende Luft hatte während des ganzen Tages über der weiten, schattenarmen Heide gehangen, auch unter den Tannen, welche den Fuchsbau umstanden, war es glühend heiß.

Etwa gegen neun Uhr abends führte Mosel seine Frau auf ihre Bitten hinaus, Amalie und Hans begleiteten sie, auch Jonas schloß sich an. Der Vollmond begann sich zu erheben, aber dunkle, schwere Gewitterwolken hingen am Himmel; das milde Licht des Mondes konnte nur dann und wann durchdringen, doch war es noch hell genug, um jeden Gegenstand auf der Heide zu erkennen.

Schweigsam wanderten sie hinaus, nur Hans plauderte und ließ nichts unversucht, der teuren Herrin ein freundliches, heiteres Wort zu entlocken.

Anna fühlte sich seltsam bedrückt an diesem Abend; war es der Einfluß einer gewitterschweren Atmosphäre, oder wurde ihre Lage ihr mit jedem Tage unerträglicher? war es ein körperliches oder geistiges Leid?

Auch in dem leichtsinnigsten Gemüte treten Augenblicke der rückwärts schauenden Ueberlegung, der bangen Frage an die Zukunft, der Reue und der kräftigen Entschlüsse ein, oft allerdings durch körperliches Unbehagen erregt.

Die junge Frau klagte über Kopfschmerz, sie setzte sich auf eine kleine Erhöhung nahe der Quelle, wo Weiden und Gebüsch aufschossen; Mosel ging in eifriger Unterredung mit Jonas auf die Wiese hinaus; sie schauten zum Vollmonde auf und waren offenbar sehr von ihren Plänen in Anspruch genommen.

Malchen forderte Hans auf, mit ihr Glühwürmchen zu suchen, um sie der schönen Herrin in das Haar zu streuen; der Page hätte gern die Sterne des Himmels herabgeholt, um die angebetete Frau damit zu schmücken, er ging also freudig auf den Vorschlag des Kindes ein.

Aus dem Hause tönte das Gelächter der Knechte, zu denen sich heute noch ein dritter Gefährte eingefunden hatte.

Anna sah sich endlich einmal allein; sie schaute hinauf in den Mond, der so ruhig, einsam und rein auf seiner Bahn dahinzog, unbekümmert um das Gewölk, über welchem er sichtlich erhaben schwebte; ein heißer Wunsch: daß auch ihre Pfade sich anders, jenem hohen Vorbilde ähnlich, ruhiger, einsamer und reiner gestalten möchten, erfüllte ihr armes Herz, das seit seiner Kindheit nichts von alledem gekannt hatte, das unter Unruhe, dem Tumulte leidenschaftlicher Gefährten und dem unreinen Wesen verworrener Verhältnisse immer gekämpft und und mitunter selbst leidenschaftlich gepocht hatte.

Ihre Sehnsucht nach etwas Besserem, Edlerem, nahm Gestalt und Namen an, und indem sie die thränenfeucht schimmernden Augen auf den Mond heftete, flüsterten ihre Lippen den Namen „Moritz!“

In diesem Augenblick fühlte sie einen Kuß auf ihrem Haar, sie sah sich um und erblickte den Mann, mit welchem sich ihre Gedanken beschäftigt hatten, im Gebüsch hinter sich versteckt, aber dicht über sie herabgebeugt.

„Anna!“ flüsterte der Ungar, „Mosel hat in dieser Nacht mit dem Schatzgräber irgend ein Unternehmen vor, ich muß dich sprechen; wir vergehen beide in diesem Zwange, erwarte mich, wenn er fort ist.“

Anna wollte eine Frage, eine Entgegnung wagen, aber die jungen Leute kamen gelaufen und brachten in jubelnder Freude eine reiche Beute von Glühwürmchen, mit denen sie die Herrin schmückten. Anna ließ es geschehen; stiller und trauriger als es sonst jemals ihre Art war, schaute sie hinauf zu dem wolkenschweren Nachthimmel und beachtete es nicht, daß Amalie sie mit entzückten Ausrufungen und Liebkosungen bestürmte, daß Hans ihr still zu Füßen sank, den Saum ihres Kleides küssend, und daß die dunklen Augen des sich vorsichtig entfernenden Geliebten mit glühender Leidenschaft auf ihr ruhten.

Endlich, wie aus Träumen erwachend, zog die schöne Frau mit der funkelnden Lichtkrone in den dunklen Locken

den blonden Kopf des Kindes zärtlich an ihre Brust, küßte ihn und band ein Geschmeide, das sie während der letzten Wochen getragen hatte, von ihrem Halse los und um den ihres Schützlings; es war dies der in Gold getriebene Kopf eines Heiligen mit einer Krone von blitzenden Rubinen — ein Stück aus der güldenen Tafel Lüneburgs.

Amalie jubelte in kindischem Entzücken über das Geschenk. Jetzt kam Mosel und Jonas wieder heran. Anna klagte über Kopfweh und ging mit Amalie in das Haus.

Der Meister rief nach Moritz; der Jäger erhob sich von einer Bank vor dem Hause: „Sattle deinen Rappen," sprach Nickel, „und folge dem Handelsmann aus Hamburg, der diesen Mittag mit seinem Wagen von hier aufbrach, ich habe eine wichtige Sache vergessen, er muß zu uns zurückkehren; du bringst ihn auf jeden Fall mit; du kennst seinen Weg und ich weiß, dein Rappe kann ihn einholen."

Moritz sagte einfach: daß es geschehen solle, ging in den Stall, sattelte den Rappen und ritt davon.

Hans, in seine Gedanken an die Herrin vertieft, trat ins Haus; ihn trieb die unbestimmte Hoffnung, sie noch einmal erscheinen zu sehen; er setzte sich still in einen dunklen Winkel der Diele und malte sich das Bild der Angebeteten aus, wie sie, halb vom Mondlicht umflossen und halb im Schatten des Gebüsches, mit ihrer Strahlenkrone vor ihm dagesessen hatte.

Das Treiben auf der Diele beachtete der Jüngling wenig; da saßen die drei Knechte Bier trinkend und würfelnd, mit den Rücken nach den Flammen des Herdes, an dem Grete, die Abendsuppe bereitend, hin- und herhinkte.

Auch das leise Rollen eines Wägelchens auf dem weichen Heideboden entging seinem Ohr, plötzlich erwachte er durch den Ton einer bekannten Stimme, die er aber hier niemals zu hören geglaubt hatte, aus seinen Träumereien.

Mit dem Herrn und dem alten Jonas trat noch eine dritte Person auf den dunklen Flur. Eine lange, hochschulterige Gestalt, welche in gedämpften aber deutlich vernehmlichen Lauten mit Mosel sprach: „Der Hofrat von Elz hat für ihre Habhaftwerdung bedeutende Summen ausgesetzt," das waren die Worte, deutlich und gewiß, alles übrige verlor sich, da die Männer dem Herde zugingen, und der Sprecher, — der Sprecher war kein anderer als Herr Gideon Peermann, der Regimentsquartiermeister, der Reisegefährte von Celle nach Lüneburg!

Hans fühlte sich wie mit einer Erstarrung übergossen; sein Pflegevater, auf dessen Verzeihung er stets mit Sicherheit rechnete, der gütige Hofrat von Elz hatte auf ihre Habhaftwerdung einen Preis gesetzt; sie wurden verfolgt wie Verbrecher, Peermann war vielleicht selbst ausgezogen sie zu suchen, er konnte sie morgen wie Landstreicher ergreifen und vor den Augen der herrlichen Anna nach Celle schleppen!

Ein Tumult von Gedanken, Befürchtungen und vielen sich widersprechenden Entschlüssen begann in ihm zu gähren.

Sich zurückziehen aus Peermanns Augen war das nächste; Amalie war zu Bett gegangen, das wußte er, die Zeit also bis morgen war für die Ueberlegung gewonnen. Demnach eilte Hans rasch und unbemerkt in sein Kämmerchen, das er mit Moritz teilte; die drei Knechte schliefen in einem Raume daneben und die Alte auf dem Boden.

Als Nickel mit Peermann und Jonas in die Nähe des Herdes trat, hieß er die beiden andern, welche mit einander flüsterten, vorausgehen, beugte sich über den Suppentopf und ließ unbemerkt ein Pulver hineingleiten; dann folgte er den Gefährten in die hinteren Räume.

Das erste lange Gemach durchschreitend, trat Nickel mit den beiden anderen Männern in die Schmiede. Er schürte die Kohlen unter die Esse, zündete ein Lämpchen an und sprach etwas übellaunig zum Gaste:

„Ihr hättet eher kommen sollen, Peermann, und nicht gerade heute. Ich habe ein Geschäft für diese Nacht mit dem Schatzgräber; Ihr lehntet Eure Teilnahme für weitere Arbeiten ab, jetzt würden wir sie nicht wünschen. Ich kann Euch allerdings die Schmiede für diese Nacht abtreten, aber Ihr müßt mir dagegen versprechen, daß Ihr, was Ihr auch hören mögt, ruhig bei Eurer Arbeit bleibt.“

„Sollte ich etwas Besonderes hören,“ entgegnete Herr Gideon schmunzelnd, „so will ich annehmen, daß es böse Geister sind, die bei Vollmond und Gewitter ihr Wesen treiben und durch ein frommes Sprüchlein mich und mein Werk schützen; horch, es donnert! Wetterleuchten sah ich lange; öffnet diese hintere Thür, dann hole ich mein kleines Gefährt hinten herum durch die Tannen hierher, stelle es unter das Vordach in guten Schutz, und habe so alles, was ich brauche, in meinem Wägelchen zur Hand.“

Nickel schloß die Thür auf; Peermann ging hinaus und kam bald mit seinem kleinen Wagen zurück; das Pferd spannte

er aus, befestigte es an einem Ringe vor der Thür und holte ihm aus dem nahen Stalle sein Futter.

Mosel und Jonas ließen dann den Gast allein, der mit arbeitskundigen Händen den Blasebalg auf die Flamme richtete, die gewünschten Gerätschaften zusammentrug, allerlei aus seinem Wagen holte und sich bald genug in sein geheimes Werk vertiefte.

Als Nickel und Jonas die Schmiede verließen, hieß der erstere den Kammerdiener warten, er wollte jetzt, wenn es leise geschehen könne, Taube und Lamm holen.

Nickel glitt hinter die Vorhänge der Wand; im Kabinett brannte die silberne Lampe; auf dem Bettchen schlummerte das blonde Kind, am Fenster saß auf einem dort in der Wand befestigten Tannenaste die zahme Taube und in der anderen Ecke schlief auf weichem Lager von frischem Heidekraut das weiße Lamm.

Aus den Falten der roten Wandbegleitung trat jetzt der hagere, finstere Mann mit den funkelnden, listigen Augen. Einen Blick warf er in das anstoßende Gemach, sein und Annas Schlafzimmer; hier saß die schöne Frau im weißen, faltigen Nachtgewande, das dunkle Lockenhaar gelöst, von einer hohen, zweiarmigen Lampe beleuchtet, nachdenklich das reizende Haupt gestützt, vor ihrem goldumrahmten Spiegel.

„Sie denkt mir zu viel an den Ungar!“ murmelte der lauschende Mann, „sie wird kalt und übellaunisch, sie verliert allen Reiz, er muß verschwinden!“

Dann wandte er sich ab von dem jungen Weibe und schritt auf das schlafende Täubchen zu. Mit einem Griff seiner braunen Hand erfaßte er das Tier; lautlos, kein Flügelschlag wurde gehört, ebenso leise wie er gekommen verschwand er mit der Beute.

Nachdem er das Tier dem harrenden Gefährten gegeben hatte, kehrte er vorsichtig zurück, mit einem Druck der Hand schloß er das Maul des Lammes, nahm es auf den Arm und trug es hinaus.

Dann sprach er zu Jonas, ihm das Tier übergebend: „Geh' hinaus und sattle die Pferde, halb elf Uhr bin ich mit dem Kinde draußen.“

Der Schatzgräber ging mit einem zufriedenen Lächeln hinaus; auf dem großen Flur war es bereits dunkel, die Abendmahlzeit war verzehrt und alle hatten sich zur Ruhe begeben.

Nickel kehrte in das Schlafzimmer zu der jungen Frau zurück.

Anna lag auf ihrem Lager, sie hatte die Hände über dem Kopf gefaltet und blickte träumerisch zur Decke auf, plötzlich stand der Herr vor ihr.

Sie erschrak, wie immer, wenn er sie in Gedanken versunken überraschte, sie errötete, versuchte aber zu lächeln und sagte schüchtern:

„Ich glaube, guter Nickel, ich fürchte mich vor dem Gewitter, da donnert es wieder!“

„Wenn du gehorsam bist, brauchst du nichts zu fürchten,“ war die Antwort.

„Kannst du mich vor dem Blitz schützen, hier auf flacher Heide? ich habe eine Angst vor dem Tode!“

„Der Blitz ist dir nicht gefährlich, aber mein Messer ist es, Weib! wenn du jemals wagst, meinen Plänen zu widersprechen.“

Anna richtete sich entsetzt auf, denn Nickel hatte sein blitzendes Messer gezogen und auf ihren Busen gezückt.

„Weib!“ sprach er dann mit gedämpften drohenden Tönen, „rühre dich nicht von deinem Lager, was du auch hören magst, oder — —; du weißt, ich drohe nie umsonst; eine Bewegung, ein Laut, eine Bitte, und dein Tod ist gewiß!“

Die junge Frau war bleich vor Entsetzen zurückgesunken, sie faltete die Hände und flüsterte etwas wie ein Gebet.

Er wandte sich kalt ab und ließ sie in der Erwartung von irgend etwas Furchtbarem in bebender Angst liegen.

Dann setzte er sich ruhig auf sein Lager und wartete. Eine lange schreckliche Viertelstunde verrann; wirre, sonderbare Gedanken und Befürchtungen zogen durch den Kopf der geängstigten Frau: hatte Nickel doch die Worte des Ungars gehört? seinen Kuß, sein Heranschleichen zu ihr gesehen? erwartete er das Kommen des Jünglings? wollte er ihn hier, vor ihrem Angesichte ermorden? Ihre Augen, das einzig Bewegliche an ihr, flogen zur Thür, zum Fenster und wieder auf den finstern, starren Mann ihr gegenüber, — sie wagte nicht, sich zu rühren. Endlich stand Nickel auf und verschwand hinter dem Vorhange.

Der gepreßten Brust des armen Weibes entrang sich ein erleichternder Seufzer; sie lauschte. Noch eine Minute und sie hörte den erstickten Schrei ihres Schützlings, des schönen Kindes, sie sah, wie Nickel die kleine zappelnde Gestalt fest in ein großes Tuch gehüllt aus dem Kabinette forttrug.

Die Ahnung eines schrecklichen Vorhabens gegen das schuldlose Geschöpf überfiel sie; mechanisch sprang sie auf, aber die ausgestandene Angst und das Grauen vor dem fürchterlichen Gatten lähmte sie, mit einem unterdrückten Angstruf fiel sie ohnmächtig zu Boden.

Siebentes Kapitel.

Eine Vollmond-Nacht.

Hans hatte, in seine Befürchtungen und Gedanken vertieft, die verrinnende Zeit nicht beachtend, in seinem Kämmerchen gesessen. Moritz war von dem Herrn fortgeschickt, so entbehrte er auch den Trost der Mitteilung und des Rates, den er von dem älteren Freunde gefordert und erhalten hätte.

Dann und wann weckte der rollende Donner den jungen Mann aus seinen hin- und herirrenden Träumereien, aus denen auch der schwarze Lockenkopf der schönen Herrin ihn anlächelnd hie und da auftauchte. Er trat an das kleine, mit einem Laden geschlossene Fensterchen und öffnete es, um frische Luft zu schöpfen und nach dem Unwetter auszuschauen.

Es war noch immer drückend schwül, die Wolken hingen niedrig über der Heide, aber der Mond blickte klar durch die dunklen Gewitterberge am Himmel und übergoß mit silbernem friedlichen Licht die hügelige braune Fläche.

Plötzlich hörte er, hinausschauend, den Hufschlag zweier Pferde.

Kam Moritz zurück? Nein, die Reiter galoppierten davon. Himmel! was war das? Deutlich tönte der Angstruf: Hans! Hans! zu ihm herüber.

Es war Malchens kindliche Stimme.

Ein namenloser Schreck befiel ihn, er sprang zur Thür hinaus. Hatte Peermann sie entführt?

Ohne zu überlegen, trat er auf den Flur und schritt der Thür am Herde zu, welche in die hintere Wohnung führte; er mußte sich, mochte es kosten, was es wollte, überzeugen, ob Amalie dort sei, oder ob es wirklich ihre Stimme gewesen, welche in höchster Angst ihren Freund und Beschützer rief.

Die hohe braune Schrankthür war halb offen, er wußte, daß sie sonst des Nachts geschlossen wurde; rasch betrat er das lange Zimmer, wandte sich dem Kabinette zu und stand vor Malchens verlassenem Lager. Der Schreck, eine Gewißheit seiner Befürchtungen zu erhalten, lähmte ihm Zunge und Glieder, mechanisch machte er einen Schritt zurück, aber ein neuer überwältigender Anblick fesselte ihn.

Er stand jetzt vor der weitgeöffneten Gardine, durch welche man in das Schlafzimmer der Herrin trat, das ganze Gemach, alles, was darin gesprochen oder gethan wurde, lag offen vor ihm da.

In der Mitte des Zimmers stand Moritz, sein Freund, und hielt Anna im langen weißen Nachtgewande in seinen Armen. Er bedeckte sie mit seinen Küssen und nannte sie mit den zärtlichsten Schmeichelnamen.

Anfangs schien sie betäubt, keines Wortes mächtig, dann aber erwiderte sie seine Liebkosungen, nannte ihn ihren einzigen Geliebten, ihren süßen Freund und bat ihn, das Kind zu retten.

„Höre mich an, heißgeliebtes Weib," antwortete der Ungar, „erhole dich von deinem Entsetzen und fasse rasch deinen Entschluß, denn unsere Zukunft, Freiheit und Leben hängt an einem Haar! — Ich wollte in dieser Stunde einen Plan mit dir beraten, der uns später vereinen, befreien sollte; was aber geschehen soll, muß jetzt gethan werden. Wir sind alle verraten. Lorenz, ein früherer Gefährte von uns, hat sich aus Haß gegen seinen Herrn nach Celle begeben und uns dem Gerichte angezeigt; er naht mit den Gardereitern, um den Fuchsbau zu umstellen; da er mich lieb hat, ließ er mich warnen; glücklich habe ich seinen Boten eben getroffen, ich schickte ihm die Nachricht, daß Nickel gen Alten-Medingen aufgebrochen sei, diese Kunde wird die Soldaten aufhalten, ihre Kraft zersplittern und uns Zeit geben, nach der andern Seite hin zu entkommen; folge mir, mein Rappe trägt uns beide einer neuen schönen Zukunft entgegen."

Anna warf sich schluchzend, mit einem neuen Ausbruch leidenschaftlicher Glut, an seine Brust: „Führe mich wohin du willst!" rief sie, „ich folge dir und wäre es auch in den Tod!"

Moritz eilte an das Fenster, stieß es hastig auf, hob Anna hinaus und folgte mit einem raschen Sprunge, dann zog er sie einige Schritte weiter, wo sein Rappe, an eine Kiefer ge-

bunden, ungeduldig scharrend stand, er hob die Geliebte in den Sattel und sprang ihr nach, sie mit dem rechten Arm umfassend; dann gab er dem kräftigen Tiere die Sporen und wollte hinausjagen in die Heide.

Da ergriff plötzlich eine Hand die Zügel und eine vor Zorn und innerer Bewegung heisere Stimme rief:

„Halt!“ Der Reiter stutzte entsetzt; er griff nach der schweren Sattelpistole und erhob sich drohend, in diesem Augenblicke trat der Mond hervor und zeigte ihm das leichenblasse Gesicht des Pagen, seines jungen Freundes.

„Laß mich, Hans!“ rief der Ungar, „was fällt dir ein, Knabe?“

„Wie darfst du das Weib deines Herrn berühren?“ schrie in verzweifelter Erregung der Jüngling, „laß sie los, meine Herrin, ich leid' es nicht!“

„Narr! bist du eifersüchtig? geh'!“

„Schone ihn, Moritz!“ flehte Anna; dann neigte sie sich herab zu ihrem Pagen, streichelte seine Locken und rief:

„Eile, Hans! rette deine Schwester, Nickel ritt mit ihr hinaus, gräßliche Gefahr droht ihr. Lebewohl!“

Starr und gelähmt ließ der Jüngling des Rappen Zügel fahren, das mutige Tier gehorchte dem Schenkeldruck seines Reiters, sprang fort und trug in raschem Galopp seine Doppelbürde über die Heide davon.

Hans sah das weiße Kleid der heißgeliebten Frau in dem sich jetzt erhebenden Gewittersturm flattern; wie eine Bildsäule stand er, keines Gedankens mächtig!

Dann verschwand dieser letzte Lichtstreifen in der Nacht seiner verletzten, getäuschten, empörten Seele, er warf sich auf die Erde und weinte laut; plötzlich kam ihm der Gedanke an das Kind, seine arme, hilflose Schwester. — er raffte sich auf und eilte dem Stalle zu, um ein Pferd zu nehmen und ihr zu folgen. Wie so oft im Leben, bei den größten Qualen der Seele, ein Gedanken an die Pflicht beruhigend und ermutigend wirkt, so fand auch hier der trotzige, empörte Jüngling in dem Bewußtsein, daß eine dringende Pflicht ihm zu erfüllen obliege, seine Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart wieder.

Der Angstruf des armen Malchens tönte ihm aufs neue an das Herz, ja er entsann sich, vorhin von Moritz gehört zu haben, daß Mosel mit dem Kinde gen Alten-Medingen geritten sei.

Ein Pferd war bald gezäumt; als er bei der Schmiede

vorüberkam, sah er, wie Peermann, beleuchtet von dem hellen Glanze der Flammen, Gold verarbeitete, wie er bog, klopfte, glühte und kleine Stangen des edlen Metalls neben sich aufschichtete.

Er erachtete aber dieses Anblickes nicht, er dachte kaum darüber nach, seine Seele war mit andern Bildern erfüllt; er fühlte sich jetzt wie ein gereifter Mann, denn er hatte großen Schmerz erduldet und eine That der Pflicht, ein gefährliches Unternehmen, vor sich.

Nickel und sein Gefährte, der Schatzgräber, hatten ungehindert ihren Weg zu dem alten Kloster, hinter welchem das Römstetterfeld lag, fortgesetzt.

Jonas trug die beiden Opfertiere in Säcken, wie er sie gebracht hatte, vor sich auf dem Sattel. Nickel hatte das gebundene Kind, welchem das Tuch über den Kopf gewickelt war. im Arm.

Es war keine leichte Sache, das energische, kräftige Mädchen auf solche Weise fortzuschaffen. So wie man ihr Luft ließ, schrie sie und zappelte derartig, daß Nickel fürchten mußte, sie werde ihm vom Pferde fallen.

Außerdem wurden Donner und Blitz lebhafter und die Wolken so dicht, daß der Mond oft längere Zeit unsichtbar blieb; teils scheuten die Pferde, teils traten sie unsicher zu, so daß man genötigt wurde, langsamer zu reiten.

Nickel schalt und fluchte entsetzlich, Jonas jedoch war ganz zuversichtlich und triumphierend, er meinte sogar: einer solchen Nacht bedürfe es, Satanas sei gewiß nie besser aufgelegt und sie würden ihren Zweck jedenfalls erreichen.

Endlich lagen die Ruinen des alten Klosters vor ihnen, ein helles Wetterleuchten zeigte ihnen die bekannten Umrisse des wüsten Gemäuers, sie ritten dicht daran vorüber und erreichten dann bald dahinter den Anfang des steinbesäten Feldes.

Es war dies eine weite, ganz flache Heide; wenige verkrüppelte Bäume, hie und da etwas Gestrüpp bildeten die einzige Unterbrechung, außerdem aber lagen Feldsteine von allen Größen und Formen in einer Menge darüber ausgestreut, daß man vorsichtig reiten und die Zügel fest in der Hand haben mußte, um das Stolpern der Pferde zu verhüten.

„Seht dort!“ sagte endlich der Schatzgräber mit einer vor freudiger Aufregung bebenden Stimme, „dort liegt schon unser Stein!“

Etwa in der Mitte des Feldes lag ein ungeheurer runder, oben etwas abgeflachter Stein; ein oder zwei andere lehnten daneben, so daß man hinaufsteigen konnte; im Umkreise war die Heide etwas weniger mit Steinen bedeckt, nicht weit davon erhob sich eine ansehnliche Kiefer, welche gespenstig ihre oberen nackten Aeste gegen den Gewitterhimmel ausstreckte.

Die beiden Männer stiegen von den Pferden, befestigten die Tiere an ein paar der niedrigen knorrigen Tannen und traten an den großen Stein heran.

Beide legten ihre Opfer auf die Erde. Jonas nahm eine kleine Laterne hervor und zündete sie an. Nickel sah nach seiner Uhr; es war fünfzehn Minuten vor zwölf.

Der Schatzgräber suchte harzige Reiser, trockene Heide und Holzstückchen und trug alles zu einem kleinen Feuer auf den Steinaltar.

Als er oben war, zeigte er dem Herrn beim Scheine der Blitze und dem Lichte der Laterne die tiefen Krallenspuren, welche des Teufels Finger gelassen hatten, und freute sich, diesen Beweis für seine Erzählung bieten zu können.

Jetzt waren noch fünf Minuten bis Mitternacht.

Das Feuer wurde angezündet, und der Schatzgräber begann seine Beschwörung!

Unverständliche Worte, Verwünschungen, Gelübde und Bitten rief er in hohlem, heulendem Ton in die Welt hinaus; wenn er schwieg, antwortete ihm das dumpfe Rollen des Donners; das Feuer flackerte im Winde, der sich aufgemacht hatte, der die Kiefer stöhnend bog und das rote Haar des unheimlichen Männchens, wie es oben um das Feuer schritt, gleich Borsten aufjagte.

Dann und wann warf Jonas Harz in die Flammen, daß sie mit sonderbarem Geruch höher loderten, ihn, die öde Gegend, den schweren, schwarzen Himmel grell beleuchtend.

Endlich sagte Nickel: „Zwölf Uhr!“ — Jonas schloß die Beschwörung und gebot: „Die Taube!“

Nickel reichte das geblendete, ängstlich flatternde Tier hinauf.

Der Schatzgräber ergriff die Taube, tötete sie mit einem Messer und warf das Herz in die leise knisternden Flammen.

Wieder folgte ein Rundgang um das Feuer, neue wildere Gebärden und Beschwörungen, endlich rief er:

„Das Lamm!“

Nickel nahm das Lamm aus dem Sacke, das arme Geschöpf blökte ängstlich, Amalie machte krampfhafte Bewegungen

unter ihrer Hülle und stöhnte laut; beide Männer, erfüllt von dem Eifer ihres gräßlichen Vorhabens, beachteten es nicht.

Auch das Lamm wurde hinaufgereicht, kein Wort zwischen den Kumpanen gewechselt, das Tier getötet und auch sein Herz in die zischenden Flammen geworfen.

Der Rundgang des Schatzgräbers wurde jetzt ein Tanz, eine wahnsinnige Verzückung schien ihn ergriffen zu haben, er heulte und jauchzte in trunkener Ekstase, seine Glieder flogen konvulsivisch, seine Augen rollten, blutbespritzt und von immer grelleren Blitzen umzuckt, glich er dem verkörperten Bösen selbst. Endlich hielt er inne — „Das Kind!“ heulte er, indem er mit grausigem Lachen sein blutiges Messer schwang.

Nickel band das Mädchen los, warf das Tuch fort und reichte es hinauf.

Amalie aber war kein geduldiges Lamm; mit durch die Todesangst gehobener Kraft und Gewandtheit entschlüpfte sie den braunen Fäusten, glitt zur Erde, schrie: „Hilfe! Hilfe!“

Nickel folgte ihr sofort, er war rascher und gewandter als sie, er hätte sie gleich erreicht, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Donner gedröhnt hätte, ein Blitz niedergefahren wäre, der alles Lebende fesselte, ja zur Erde warf.

Der fürchterliche Schlag hatte die hohe Kiefer in nächster Nähe getroffen, gedörrt von der Sonnenhitze, loderte sie auf wie eine ungeheure Fackel.

Als Nickel sich besann, als er wieder fest auf den Füßen stand, sah er einige Schritte von sich das entflohene Opfer in den Armen eines Jünglings; Hans war es, Hans, der seiner Schwester gefolgt war!

Wütend stürzte sich der Herr über seinen Pagen, welcher es wagte, ihm störend in den Weg zu treten. Hans war ohne Waffen, aber er warf sich dem fürchterlichen Manne kühn entgegen.

Ein kurzes Ringen begann, der Jüngling war geschmeidig und in höchster Aufregung, so konnte der Sieg einige Sekunden schwanken, dann aber hatte der alte Räuber sein Messer gefaßt — diese blutgetränkte, oft gebrauchte Waffe — und stieß sie in die Brust des lautlos niedersinkenden Gegners.

Vielleicht hätte er zu einem zweiten Stoße ausgeholt, wenn nicht ein lautes Geschrei des Schatzgräbers ihn zum Umschauen bewogen hätte.

Er sah gerade, wie Jonas vom Opfersteine herabsprang, wie er zu den Pferden eilte, sah, wie ringsum in der Heide

die Uniformen der Gardereiter blitzten und stürzte selbst, ohne Zeit zu verlieren, zu seinem Fuchs.

Beide Männer hatten sich auf die Pferde geschwungen und jagten, weder Stein noch Gestrüpp achtend, wild in die Nacht hinaus.

Die Verfolger sprengten nach, hefteten sich an ihre Fersen, eine tolle Jagd begann.

Jonas, eine feigere Natur, ermattet von den wilden Beschwörungen, schlechter beritten, fiel bald ohne jede Gegenwehr in die Hände der Soldaten.

Nickel jedoch, auf seinem edlen Dunkelfuchs, gewann immer mehr Vorsprung; nur drei, nur zwei, nur ein Verfolger waren dicht hinter ihm; er glaubte sich fast gerettet und gab dem Tiere die Sporen zu neuen größeren Anstrengungen; da, ein greller Blitz — ein Stein — der Fuchs stutzte, stolperte, fiel; Mosel schlug rücklings auf die Erde.

Rasch sprang er empor, wollte das Tier aufreißen, aber das Pferd vermochte nicht in die Höhe zu kommen, es hatte ein Bein gebrochen.

Ein gräßlicher Fluch entfuhr den Lippen des Verfolgten, zu Fuß wollte er weiter, da sah er sich erreicht, umringt, gefangen. Nach rasender Gegenwehr befand auch er, der berüchtigte Bandenführer Nickel List, der Schrecken Deutschlands, sich gebunden in den Händen der Gerechtigkeit.

Jetzt versammelten sich die Soldaten, man pries sich glücklich über den Erfolg, und sandte die beiden Gefangenen unter starker Bedeckung auf direktem Wege nach Celle.

Die übrige Mannschaft schickte sich an, zum Fuchsbau zurückzukehren, um nötigenfalls dort ihren Kameraden beizustehen und, wie ihnen befohlen war, gegen das Räubernest zu verfahren.

Indem dieser Trupp das Steinfeld kreuzend zurückritt, hörten sie in einiger Entfernung einen klagenden Hilferuf.

Etliche abergläubische Reiter murmelten ein Gebet zum Schutz wider böse Geister, andere jedoch lenkten ihre Pferde dorthin, woher der Ruf gekommen war und von wo er sich jetzt deutlich wiederholte.

Man sah den großen Stein vor sich, mit dem erlöschenden Feuer, die glimmende Kiefer, ja man entdeckte die geopferten Tiere, einige zurückgelassene Sachen der Schatzgräber, und endlich, neben dem anscheinend leblosen Körper eines Jünglings ein weinendes, klagendes Kind.

Die Reiter verbanden die blutende Wunde des jungen Mannes und nahmen dann beide vor sich auf ihre Pferde, um mit ihnen, auf den Wunsch des kleinen Mädchens, nach dem Fuchsbau zurückzukehren.

Als der Trupp, welcher ausgezogen war, das Römstetterfeld abzusuchen, glücklich über den Erfolg, mit den beiden Gefundenen zum Fuchsbau zurückkam, sahen sie das alte Gehöft dicht von ihren Kameraden umstellt; da sich aber in dem Hause nichts geregt hatte, da man nichts vernahm, wie das andauernde eintönige Pochen in der Schmiede, und nicht genau wußte, wie groß die Anzahl verzweifelter Männer im Innern sein mochte, so hatte man auf die Rückkehr der abgeschickten Kameraden gewartet.

Lorenz, totkrank wie er war, mußte unterwegs liegen bleiben und hatte Wochen bedurft, um sich, von seinem Vorsatz gestützt, nach Celle zu schleppen.

Endlich war er angekommen, hatte sich bei dem Hofrat von Elz, welchem die Untersuchung des Diebstahls in Lüneburg und die Verfolgung der Räuberbande übertragen war, Zutritt verschafft und ihm, unter der Bedingung einer Begnadigung für sich und seine Mutter, den Aufenthalt der Frevler verraten.

Auf einem mit Stroh belegten Wagen führte man den Kranken mit oder ließ sich vielmehr von ihm führen. Unterwegs hatte er Gelegenheit gefunden, durch einen Boten Moritz zu warnen, und als Gegendienst den Aufenthalt Nickels und Jonas' außer dem Hause erfahren, worauf die Verhaftnahme der beiden gefährlichsten Häupter der Bande glücklich erfolgt war.

Als der Trupp vom Römstetterfelde zum Fuchsbau herankam, ritten die Offiziere der beiden Abteilungen zu einander.

Der verwundete Jüngling wurde auf die weiche Heide gebettet und Amalie, welche sich wieder in das große Tuch gehüllt hatte, eilte zu ihm, seinen Kopf auf ihrem Schoße zu halten.

Man stellte ein Verhör mit dem Mädchen an, aber aus einer gewissen Scham und vielleicht auch allzu eingenommen von ihren Erlebnissen und Befürchtungen für den Bruder, erwähnte sie nichts von ihrem Herkommen, sagte nur, daß sie bei der Frau von Mosel gelebt und die aus- und eingehenden Leute nicht gekannt habe.

Das Geschenk des letzten Abends, das goldene Heiligenhaupt an ihrem Halse, wurde sofort von jedem, der das Lüne-

burger Kleinod nur einmal gesehen hatte, erkannt und ihre Ablieferung bei dem Gericht in Celle beschlossen.

Nach und nach, schon auf dem Pferde des Soldaten, hatte Hans einige Lebenszeichen von sich gegeben. Die starke Blutung hatte aufgehört, aber wie sehr Amalie auch bat und ihren Freund liebkoste, kein Wort des Erkennens oder der klaren Besinnung kam über seine blassen Lippen. Dann und wann flüsterte er wilde abgerissene Worte, welche das Kind kaum zu deuten wußte, sie lauteten wie Verwünschungen gegen Moritz oder Bitten an ihn. Dann wieder sprach er mit der Herrin und fragte sie: ob sie in seinen Armen gern über die Heide reite? Ob ihr Nachtgewand nicht allzusehr flattere? Ob er den Rappen auch weniger rasch solle stürmen lassen?

Niemand beachtete bei der Spannung des Augenblicks und des Vorhabens auf den Fuchsbau den kranken Knaben; nur Amalie, die treue Schwester, hörte seine Phantasien, kühlte seine Lippen mit einem Trunk aus der Quelle, hielt ihn so sorgsam und sanft sie es vermochte und beachtete ihrerseits das Treiben der Männer nicht im geringsten.

Lorenz, als bekannt mit der Oertlichkeit des Hauses, wurde vom Wagen gehoben und führte schwankenden Schritts ein Dutzend der Soldaten hinten über den Heidehügel vor die Thür der Schmiede.

Gideon Peermann pochte unbekümmert. Es mochte zwei Uhr nachts sein, bald hatte er alle mitgebrachten Beutestücke in schlichte Stangen Goldes verhämmert und innerlich triumphierend dachte er daran, wie gefahrlos er den Schatz werde verkaufen können.

Das Geräusch in der Nacht, hie und da der Schritt eines Pferdes, hatte ihn nicht gestört; war er doch durch Nickel vorbereitet und gern dem Versprechen treu, sich um nichts zu kümmern.

Plötzlich flog mit einem Stoß die Thür der Schmiede auf. Peermann erstarrte; aus der Dunkelheit von außen drängten sich Männer über Männer in der Uniform des eigenen Regiments zu ihm ein; aber auch die Ueberraschung der Garde war keine geringe, ihren frommen Kameraden beim Verschmieden des Lüneburger Goldes zu treffen.

Peermann sah sich nach der Thür hinter seinem Rücken um und lief dagegen, aber Nickel hatte sie vorsichtig verschlossen.

Zum äußersten Mittel greifend, stürzte er sich jetzt mit

dem hochgeschwungenen Schmiedehammer unter die Eindringenden.

Umzingelt und von allen Seiten gehemmt, traf der niederschmetternde Schlag des Hammers nur das Haupt eines Unglücklichen — der kranke Lorenz sank mit zerschelltem Schädel zu Boden; noch ehe man ihn aufhob, hatte er seinen Geist ausgehaucht.

Im Nu war jetzt Peermann gefesselt; und so geläufig er auch begann, Ausreden, Versicherungen seiner Unschuld, daß er die Eindringenden für Räuber gehalten habe, und Bekräftigungen seiner Aussagen durch fromme Sprüche und entsetzliche Schwüre vorzubringen, so lag doch der Beweis seiner Verbindung mit der Bande zu offen in den Resten der goldenen Tafel da, als daß eine Möglichkeit des Zweifels hätte aufkommen können. Man ließ den Missethäter wohlbewacht hinausführen.

Jetzt ging es an eine Untersuchung der übrigen Teile des Baues.

Die drei Knechte fand man, dank der betäubenden Wirkung von Nickels Pulver, welches er in die Abendsuppe gemischt, um sich selbst freie Hand zu schaffen, fest schlafend. Sie wurden ohne allen Widerstand gefangen genommen.

Dann wurde das Haus durchsucht, eine reiche Beute an gestohlenen Sachen, an wertvollem Geschirr aus allen Gegenden Deutschlands, hervorgeschleppt und endlich, der Ordre zufolge, das ganze Räubernest an allen vier Ecken angezündet. Von der alten Frau auf dem Boden hatte niemand etwas gehört oder gesehen, die Suppe hatte ihr gut gemundet und sie schlief, ohne Ahnung, ihrem Verderben entgegen.

Lustig flammte der sonnengedörrte alte Bau von Tannenholz und Stroh zum Himmel auf; den Rückmarsch mit den Gefangenen ordnend, umgaben die Truppen das Feuer.

Plötzlich tönte aus der Lohe ein heller Schrei und zwischen flackerndem Stroh und glühenden Balken erschien, nahe dem sinkenden Giebel, die Gestalt der alten Grete, um gleich darauf mit dem zusammenbrechenden Dachstuhl in ein Chaos von Flammen hinabzustürzen. Sie war unrettbar verloren!

Auch die Leiche ihres Sohnes begrub man am Fuchsbau.

Gegen Morgen, da ein sanfter Gewitterregen herabrieselte und die weite Heide in blaugrauen Dünsten wogte, traten die

Soldaten ihren Rückmarsch nach Celle an. Die vier gefangenen Männer wurden auf den Wagen gesetzt, welcher Lorenz gebracht hatte, den Verwundeten und das kleine Mädchen ließ man auf dem Gefährte Peermanns, das vor der Schmiede gefunden war, folgen.

Achtes Kapitel.

Heimkehr.

Der Hofrat von Elz war durch das Vertrauen seines Herzogs, welcher ihn, wie erwähnt, mit der ganzen Leitung einer Untersuchung über den Kirchendiebstahl in Lüneburg beauftragt hatte, sehr beschäftigt. Aber es war ein Glück für den armen Mann, daß seine Berufsgeschäfte ihn von den Sorgen und dem Kummer seines Herzens abzogen, denn fast zugleich mit der Meldung von dem empörenden Raube in Lüneburg hatte er von seiner Schwester die Nachricht von dem Verschwinden seiner Tochter und aus der Akademie die Kunde von dem Verschwinden des Mündels erhalten.

Etwa sechs Wochen nach seiner ersten Reise mit den Kindern war er wieder nach Lüneburg geeilt, um die näheren Umstände des verübten Verbrechens an Ort und Stelle zu untersuchen, vor allen Dingen aber, um Nachrichten über das Verschwinden der Kinder einzuziehen.

Aber schon im Hause der Schwester kam man ihm mit düsteren Vermutungen entgegen. Die Ueberzeugung von dem Tode der Kinder in der Ilmenau hatte eine solche Gewißheit gewonnen, daß selbst Elz, so genau er untersuchte und so gern er hoffen wollte, keine genügenden Gründe zu einer tröstlichen Anschauung fand.

Der Kahn, in welchem die Flüchtlinge über den Graben gefahren waren, in der Eile vielleicht ungeschickt befestigt, hatte sich losgemacht und war halb umgeschlagen, eine Strecke weiter hinunter, im Schilfe festliegend, in der Ilmenau gefunden worden, ein Tuch Amaliens auf dem Rande hängend. Da man nun weiter nicht die geringste Kunde von ihnen erhielt,

so ward die Mutmaßung ihres Untergangs im Wasser allerdings dadurch sehr wahrscheinlich.

Der arme Hofrat war tief gebeugt; erst die Gattin und jetzt das einzige Kind zu verlieren, war ein schweres Geschick für den gemütvollen Mann. Er fühlte sich verstimmt gegen die strenge Schwester und konnte nicht umhin, ihrer allzu herben Weise die Schuld jener Flucht seines milde und frei gewöhnten Malchens beizumessen.

Die Senatorin, beleidigt durch das Kind, mit dem sie es auf ihre Art gutgemeint hatte, fand nicht den rechten Ton ihrem Bruder gegenüber; sprach sie von Amalie, so war es in einer tadelnden, unfreundlichen Weise, die Elz unsäglich reizte, sprach sie nicht von ihr, so hatte er, der so von dem Kinde erfüllt war, es erwartet und fand die Schwester kalt und teilnahmlos.

Der Hofrat würde sich sehr unbehaglich in dem Hause der Verwandten gefühlt haben, in dem ihn doch vorderhand die Untersuchung über den Kirchenraub noch festhielt, wenn ihm nicht eine früher ganz übersehene, freundliche, teilnehmende Seele den Aufenthalt erleichtert hätte. Es war dies die Jungfrau Susanne Töbing, die Schwester des Schwagers, ein ältliches, bleiches Mädchen, aber von einer weichen rücksichtsvollen Güte, wie sie dem trauernden Vater außerordentlich wohlthat.

Susanne hatte die frische kleine Amalie lieb gehabt, sie hatte oft dem begierig horchenden Kinde Sagen und lustige Geschichten erzählt und niemand im ganzen Hause hatte wohl ernstlicher über den Verlust des Kindes getrauert als sie. Die gleiche Betrübnis, rein und aus dem Herzen kommend, führte den Hofrat und Susanne öfters zusammen. Er lernte des Mädchens stille, wirtschaftliche Art schätzen, und bat sie endlich, die Stelle einer Hausfrau bei ihm zu verwalten, da sein Haus doch gar zu verwaist und noch für die jüngere Grote'schen Kinder zu sorgen sei.

Susanne, welche sich neben ihrer heroischen Schwägerin immer gedrückt fühlte, war sichtlich erfreut über dies Anerbieten des geschätzten Mannes. Der Senator und selbst Frau Sophie hatte nichts dagegen einzuwenden, und so stieg, als der Hofrat Lüneburg verlassen konnte, Jungfrau Susanne mit in die schwere Kalesche und ging zuversichtlichen Herzens der neuen Bestimmung entgegen.

In Celle, in der Haushaltung des Hofrats, fand sie ein

weites Feld für ihre Thätigkeit; Frau von Elz hatte schon zu lange gefehlt, und längst empfand man allerorten die Mängel einer ordnenden weiblichen Hand.

Mit Eifer nahm das pflichttreue Mädchen sich der neuen Verhältnisse an; ja, sie sah mit großer Befriedigung, daß mehr selbständiges Hausfrauengeschick in ihr sei, als sich je neben der Senatorin hervorgewagt hatte. Susanne fühlte sich beglückt in ihrem Wirkungskreise und empfand mit herzlicher Freude, daß auch dem Hofrat die Häuslichkeit lieber wurde.

Je mehr ihn die Berufsgeschäfte fesselten, je weniger Zeit fand er, über seinen Verlust nachzudenken; da aber auch die Nachforschungen, welche er als Pfleger des Rechts mit größter Sorgfalt nach den Räubern anstellen ließ, keinerlei Aussicht auf Erfolg boten, da er also auch mehr oder minder zur Unthätigkeit verdammt wurde, brach sein Schmerz um das geliebte Kind immer heftiger, immer hoffnungsloser, immer vertraulicher gegen seine Hausgenossin hervor.

Susanne versuchte dann, ihn zu trösten, behauptete die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, daß Amalie gerettet und ihre Rückkehr zu erwarten sei, obgleich sie selbst nicht daran glaubte. Elz wußte ihr Dank für diese unhaltbaren Behauptungen; nur zu gern klammerte er sich an die letzten ihm gebotenen Hoffnungen.

Auch seinen Pflegesohn Hans betrauerte er von ganzem Herzen; er hatte dem talentvollen Knaben oft im stillen eine glänzende Zukunft prophezeit und bereute jetzt, daß er zu streng den Wünschen des verstorbenen Freundes folgte, daß er den so entschieden ausgesprochenen Neigungen des jungen Mannes für das Kriegshandwerk keinen Raum gab, sondern ihn zu den Wissenschaften drängte, wofür Hans einmal keine Ausdauer besaß.

Die Erscheinung des kranken Lorenz im Arbeitskabinett des Hofrats, seine Eröffnungen über die gefährliche Bande des Nickel List, welche mit unerhörter Frechheit ihren Schlupfwinkel so nah dem Schauplatze der ruchlosen That genommen hatte, gab dem in Schmerz und ungeduldigen Unmut vergrabenen Manne eine wahre Erleichterung.

Die Bedingung der Straflosigkeit wurde dem Verräter gewährt und die nötigen heimlichen Verabredungen mit den militärischen Behörden getroffen. Man nahm einen Zug kurhannoverscher Gardereiter zu Hilfe, weil sie gut beritten und bei Wunstorf, nicht weit von Celle, versammelt waren.

Als der Trupp mit Nickel und Jonas in die Nähe von Celle kam, schickte man einen Boten voraus, um den glücklichen Erfolg des Unternehmens in bezug auf die gefährlichsten Männer der Bande dem Gerichte zu verkünden.

Die Verbrecher wurden in festen Gewahrsam gebracht und bald nachher zu dem ersten Verhör geführt. Nickel versuchte Ausreden, beklagte sich, versicherte seine Unschuld; Jonas war stumm und verstockt, so daß gegen beide die damals noch übliche heimliche Frage: die Folter, angewandt werden mußte, eine Maßregel, die Geständnisse hervorrief, umfassender und schrecklicher, als man sie erwartet hatte, und welche später ihre Verurteilung zum Tode nach sich zogen.

Der zweite Transport Gefangener kam gegen Abend vor dem Gefängnisse in Celle an. Das Gericht hatte sich versammelt; Peermann und die drei Knechte wurden hineingeführt.

Das Staunen der Richter, und namentlich des Herrn von Elz bei dem Erscheinen seines salbungsvollen Reisegefährten, des Regimentsquartiermeisters, und zwar in Ketten, war außerordentlich.

Anfangs glaubte man, daß hier ein Mißverständnis obwalte, eine Annahme, welche Peermann schleunig zu unterstützen trachtete; jedoch die Aussage der Offiziere und Soldaten zerstreute jeden Zweifel, und Herr Gideon wurde trotz der frommsten Reden und Beteurungen wie die andern in sicheren Gewahrsam gebracht, um später, ebenfalls unter den Ueberzeugungsgründen des Nachrichters, sich seiner Teilnahme an dem Kirchenraube zu erinnern und dann das: Schuldig! über sich aussprechen zu hören.

Als der Gefangenentransport in Celle ankam, lag der arme Hans in dem furchtbarsten Fieber; weder ihn noch das Kind, welches wenig von dem, was um sie vorging, begriff oder beachtete und sich ganz der Sorge für den Bruder hingab, glaubte man fähig, vor dem versammelten Gerichte zu erscheinen; überdem war ihr Zusammenhang mit der Räuberbande nicht so völlig erwiesen, wenigstens ihre Teilnahme und Mitwissenschaft der Verbrechen sehr fraglich; so wurde der verwundete Hans unten auf das Lager eines Wächters getragen, wohin Amalie sofort folgte, und dem Hofrat, als die anderen Gefangenen abgeführt waren, die Mitteilung gemacht: daß im Wachtzimmer noch ein Kranker und ein Kind seiner Entscheidung und Besichtigung harrten.

Es war ein großes ödes Zimmer mit dicken Backsteinmauern, in welchem auf einem harten Bette der kranke Hans, kaum gehalten und beruhigt von seiner kleinen Pflegerin, mit Fieberphantasien kämpfte.

Auf einem Schemel nahe dem Lager brannte eine kleine Lampe; die Gefangenwärter und Soldaten hatten sich zurückgezogen, ein Schließer öffnete die Thür, der Hofrat trat ein.

Amalie richtete das blonde Köpfchen bei dem knarrenden Geräusch der Thüre auf und blickte sich um — mit einem lauten Freudenschrei rief der Vater ihren Namen und im nächsten Augenblicke lag sie in seinen Armen.

Der starke Mann war neben seinem wiedergefundenen Kinde auf die Kniee gesunken und hielt so die kleine Gestalt des teuersten Wesens, welches er besaß, an seine Brust gedrückt.

Thränen des Entzückens rannen aus seinen Augen und er rang mit der Sprache, um ihr seine grenzenlose Freude auszudrücken.

„Malchen! mein Malchen!" stammelte er endlich, „habe ich mein Kind wieder? mein einziges liebes Kind! wo bist du gewesen, mein Liebling, wo hast du gesteckt? warum hast du deinem Vater diese Qual bereitet?"

Auch Amalie war freudig bewegt; sie versuchte zu erzählen, zu schildern, zu entschuldigen, aber der Hofrat, so viel er fragen mochte, war noch nicht fähig zu hören, nur durch immer neue Liebkosungen drückte er sein Glück, sein Entzücken aus.

Da erregte aber auch der arme Hans seine Aufmerksamkeit; die Reden des Kranken wurden immer wilder, immer abgerissener, man mußte fürchten, daß er jeden Augenblick von seinem Lager falle oder springe.

Mit raschen Worten erzählte Amalie dem Vater, daß er verwundet sei, als er sie habe verteidigen und retten wollen. Jetzt kam die ganze Ruhe und Besonnenheit des würdigen Herrn wieder, er eilte zur Thür und gab Befehle zur Herbeischaffung einer Tragbahre, zur Berufung eines Arztes nach seinem Hause.

Dann entsandte er einen Boten an Jungfrau Susanne, ließ den Kranken vorsichtig in Decken gehüllt auf die Bahre legen, stellte Männer daneben, ihn zu hüten, und folgte selbst dem Zuge, sein wiedergefundenes Kind an der Hand, und mit unsäglich leichtem, glücklichem Herzen.

Die aufregende Kunde, daß die eingefangenen Kirchenräuber auch Kinderdiebe gewesen, daß sie des Hofrat von Elz einziges, viel betrauertes Töchterchen in ihrem Neste gefangen gehalten hätten, lief bald durch ganz Celle; manche zärtliche Mutter drückte ihre Kinder um so fester an sich, oder fuhr in der Nacht aus ängstlichen Träumen empor, nach dem Lager ihrer Lieblinge spähend: ob sie die lockigen Köpfchen mit ihren frischen roten Gesichtern auch noch auf den weißen Kissen sähe; mancher Hausvater dagegen spitzte die Feder, hob die schwere Familienchronik auf sein Pult und trug sie ein, die seltsame Geschichte: von dem Räubernest in der Heide und den geretteten Kindern.

Im Hause des Hofrats fand man ein kühles, luftiges Krankenzimmer, ärztliche Pflege und eine ruhige, alles bedenkende Umsicht, von seiten der hocherfreuten Tante Susanne, für den armen Hans bereit. Malchen wurde allseitig mit einer Liebe empfangen, welche sie, vielleicht eine Strafpredigt erwartend, nur mit Beschämung hinnehmen konnte.

Der Arzt erklärte die Brustwunde des jungen Grote nicht für unbedingt tötlich, seinen ganzen Zustand übrigens sehr gefährlich.

Noch wochenlang lag er in einem hitzigen Fieber; Susanne und Amalie pflegten ihn mit zartester Sorgfalt; endlich erholte sich die junge kräftige Natur, die Wunde heilte, die Besinnung kehrte zurück, die Gewalt des Fiebers ließ nach.

Die Erfahrungen jener Wochen im Fuchsbau, die Täuschung seines warmen, unbedingten Vertrauens, seiner herzlichen offenen Hingebung, die sich ihm aufdrängende Ueberzeugung, daß alle, alle verworfen, weit unter seiner Schätzung ihres Wertes gewesen, ließ in dem Gemüte des kranken Jünglings eine unheilbarere Wunde zurück, als sie das Messer Nickels seiner Brust verursacht hatte.

Hans fühlte jetzt erst, wie glühend, mit welcher Hingabe und unbegrenzten Verehrung er seine schöne Herrin geliebt habe.

Grübelnd gefiel er sich nun darin, sein Idol zu zerstören; er rief sich jeden Augenblick an ihrer Seite zurück, suchte nach den Schwächen ihres Wesens und glaubte mehr zu entdecken, als jemals vorhanden gewesen war.

Eine bittere Geringschätzung der Menschennatur, ein unfriedliches Suchen nach den schwachen Seiten anderer, ein

reizbares Unbehagen bei allem was ihm sonst Freude gemacht hatte, war die störende Folge seiner Leiden.

Mit ängstlicher Spannung lauschte er, sobald von der Bande Nickels, von der Habhaftwerdung neuer Mitglieder die Rede war.

Er wußte nicht, sollte er es wünschen oder fürchten, daß man auch Moritz und das schöne Weib einfangen möchte. Uebrigens atmete er doch auf, wenn nie und nirgend von der einst so teuren Frau die Rede war. Er selbst erwähnte ihrer nicht und schnitt jede Frage nach dem Gegenstande seiner Fieberphantasien kurz ab.

So vergingen Herbst und Winter.

Im Frühjahr hatte man vierzehn überwiesene Bandenmitglieder in Haft, welche alle zu verschiedenen Zeiten hingerichtet wurden. Nickel List, Jonas und Peermann gingen voran.*)

Hans war jetzt so weit hergestellt, daß er, wiewohl etwas bleich, doch gesund erschien.

Der Hofrat hatte lange mit Betrübnis sein zerstörtes, unfriedliches Gemütsleben bemerkt, er rief ihn eines Tages auf sein Zimmer und schlug ihm vor, da er jetzt sechzehn Jahre alt, groß und kräftig gewachsen sei, mit einem Hofmeister die sogenannte Kavaliertour durch England, Frankreich und Deutschland zu machen, und dann, wenn er sich noch im Reiten und Fechten geübt habe, irgendwo Kriegsdienste zu nehmen.

Hans erklärte sich, wiewohl nicht mit der früheren lebhaften Freudigkeit, mit den Vorschlägen seines väterlichen Freundes einverstanden.

Ein Begleiter war bald gefunden und Hans trat seine Reise an, feierte aber zuvor in der Familie seines Vormundes noch ein freudiges Fest: die Verheiratung des Hofrats von Elz mit der guten, von allen geliebten Susanne Töbing.

Amalie hatte also eine Mutter, das Haus eine Herrin wieder; Susanne war es in der That schon lange gewesen und das lebhafte kleine Mädchen schmiegte sich mit einer Zärtlichkeit, einer fügsamen Bereitwilligkeit an die neue Mutter, welche dieser die Erziehung außerordentlich erleichterte.

So verrannen die Jahre. Hans kehrte nicht zurück; bei

*) Siehe Pitaval: „Nickel List und seine Gesellen." D. Verf.

dem Beginne des spanischen Erbfolgekriegs, Anno 1701, ging er, 18 Jahre alt, zur Armee des Prinzen Eugen.

Er folgte dem tapferen Führer durch die Schluchten Tirols in die Gefilde Italiens, nahm an allen Feldzügen, Schlachten und Gefechten teil, avancierte nach dem Siege bei Hochstädt, unter den Fahnen Marlboroughs und Eugens, im Jahre 1704 zum Kapitän, ging wieder mit nach Italien zum Entsatz Turins, folgte Eugen nach Frankreich zur Belagerung von Toulon, wurde Adjutant des Feldherrn und zeigte sich bei jeder Gelegenheit so männlich brav, so tüchtig und verständig, daß die Kunde, welche über ihn dann und wann in die Heimat kam, die innigste Freude im Hause des Herrn von Elz hervorrief.

Neuntes Kapitel.

Wiedersehen.

Neun Jahre sind seit dem Beginn dieser Erzählung verstrichen, wieder ist es Frühling, aber manche Verhältnisse haben sich wesentlich verändert.

Der Hofrat von Elz, noch immer ein geistig und körperlich frischer Herr, hat seinen Fürsten, den Herzog Georg Wilhelm von Celle, durch den Tod verloren.

Celle und Lüneburg sind an das neue Kurfürstentum Hannover gefallen, da der jetzt regierende Herr, Georg, mit der Erbtochter von Celle, der schönen, traurig berühmten Sophie Dorothee vermählt ist, er aber auch außerdem Erbanrechte an das Land besitzt.

Die Prinzessin lebt jedoch schon lange getrennt von ihrem Gemahl, gefangen zu Ahlden, da man sie einer Liebschaft mit dem ermordeten Grafen Königsmark beschuldigt.

Ihr einziger Sohn ist der jetzige Kurprinz Georg; ihre Tochter ist mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen vor einem Jahre vermählt und bestimmt, die Mutter Friedrichs des Großen zu werden.

Der Kurprinz ist mit der schönen und geistreichen Prinzessin Karoline von Anspach verheiratet; die erste Dame des kurhannoverschen Hofes ist aber unbestritten die Mutter des Kurfürsten, die edle, geistreiche und vortreffliche Kurfürstin Sophie; sie zählt jetzt 79 Jahre, erfreut sich aber einer ungeschwächten geistigen Frische. Sie ist die Freundin des großen Philosophen Leibniz, welcher durch ihren Einfluß eine einträgliche und geehrte Stellung in Hannover erhalten hat.

Im Jahre 1701 war der Kurfürstin Mutter die Akte des englischen Parlaments überbracht worden, welche ihr und ihren

Nachkommen, als den nächsten protestantischen Verwandten, die Thronfolge in England sicherte; man hatte der Gesandtschaft zu Ehren prächtige Feste in Hannover gegeben und der ehedem so bescheidene fürstliche Hofhalt begann immer mehr an Glanz und feierlichem Selbstgefühl zuzunehmen.

Was die kurfürstliche Würde betrifft, so war sie vorläufig zum großen Aerger des Fürsten nur ein vom Kaiser Leopold I. verliehener Titel, welchen bereits 1692 der Geheimerat von Grote aus Wien geholt hatte. Die Bestätigung der Reichsstände und besonders der übrigen Kurfürsten, für diese neunte Kurwürde mit ihren Privilegien, ließ immer noch auf sich warten.

Seit 1705 war der Kaiser Leopold gestorben, sein Sohn Josef I. war ihm gefolgt, aber durch die Fortsetzung des spanischen Erbfolgekriegs, durch die Aufstände in Siebenbürgen und Ungarn gleich sehr in Anspruch genommen.

Georg von Hannover ließ jedoch die Verfolgung seiner Angelegenheit nicht außer Augen. Er sandte Kommissäre an den Kaiser, welche huldvoll empfangen wurden und die Zusicherung ernstlicher Bemühungen von seiten des Monarchen erhielten.

Darüber verging wieder einige Zeit. Nachdem nun jetzt das Erbe von Celle in Georgs Besitz übergegangen war, und er mit einiger Anstrengung ein Heer von 20,000 Mann aufstellen konnte, zugleich aber des Kaisers Heere unter dem Prinzen Eugen sich ihrer Minderzahl wegen aus Frankreich hatten zurückziehen und an den Rhein werfen müssen, wo sie den Winter des Jahres 1706 bis 7 zubrachten, schickte er eine abermalige Gesandtschaft an den Kaiser, welche seine Unterstützung mit einem Heere von 20,000 Mann zusicherte, falls Josef ihm die volle Bestätigung der Kurwürde verschaffen wolle.

Ein günstiger Bescheid war die Antwort und man sah jetzt in Hannover einer kaiserlichen Gesandtschaft entgegen, welche die sehnlich erwartete Bestätigung mit allen üblichen Formalitäten überbringen sollte.

Georg, um seinerseits dem gegebenen Versprechen nachzukommen, rüstete eifrig seine Truppen zu dem bevorstehenden Feldzuge. Er hatte sich mit dem kaiserlichen Feldherrn, dem Prinzen Eugen, in Verbindung gesetzt, ihn um mancherlei Auskunft, namentlich aber um einige tüchtige gediente Offiziere ersucht, denen er seine Regimenter für den Krieg anvertrauen könne.

Man war bei Hof in der kurfürstlichen Residenz Hannover in großer, freudiger Aufregung. Der erwartete kaiserliche Gesandte, welcher die endliche Bestätigung der Kurwürde von seiten der Reichsstände und andern Kurfürsten überbrachte, war mit einer glänzenden Begleitung von Sekretären und Dienerschaft angekommen; ja er hatte sogar seine Familie mitgebracht und sollte, wie es hieß: um die freundlichen Beziehungen des neuen Kurfürsten zum Kaiser aufrecht zu halten, vorläufig in Hannover bleiben.

Im Schlosse bereitete man für den Abend eine große Galla-Kour vor, bei welcher der Gesandte das ersehnte Diplom überreichen, selbst aber, mit seiner Gemahlin und den Kavalieren seines Gefolges, durch den Oberhofmarschall, Grafen Hardenberg, den Herrschaften präsentiert werden sollte.

Etwa um die Mittagsstunde ging ein großer, stattlicher Mann die Leinstraße hinunter, dem Schlosse zu.

Er trug die Uniform des kaiserlichen Heeres in reinsten Stoffen und sorgfältig angelegt. Der dreieckige Tressenhut, mit den weißen Federn, saß keck auf dem stolzen, braunlockigen Haupte, seine dunkelblauen Augen blitzten mit dem Uebermut der Jugend, oft aber lag auch verständige Ueberlegung oder Ironie und Mißtrauen in ihrem Ausdruck. Die Nase war kräftig und von edlem Schnitt, der volle, frische Mund von einem braunen Bärtchen beschattet und die Färbung des ganzen Gesichts verriet Gesundheit und einen längeren Aufenthalt in freier Luft.

Am Morgen zu Pferde mit etlichen Dienern angekommen, hatte er sich in eine Herberge begeben und stand jetzt im Begriff, dem Kurfürsten ein Schreiben seines Generals, des Prinzen Eugen von Savoyen, zu überreichen.

Es war der junge kaiserliche Oberst Baron Hans von Grote; schwerlich hätte man aber den aufgeschossenen, schmächtigen Jüngling in ihm wieder erkannt, als welcher er vor neun Jahren aus seiner Heimat schied.

Jetzt hatte er das Schloß erreicht, trat ein und ließ sich bei dem Kurfürsten melden.

Den rückkehrenden Lakaien begleitete ein Kammerherr, dieser bat sich das Schreiben des Prinzen aus und ersuchte den Ueberbringer, sich heute abend bei der Kur dem Fürsten vorstellen zu lassen, da Seine Königliche Hoheit eben im Begriff sei, nach Herrenhausen zur Kurfürstin Mutter zu fahren.

Grote empfahl sich und sah, aus dem Schlosse tretend, den Kurfürsten im offnen Wagen, von glänzender Begleitung umgeben, an sich vorüberkommen. Gern wäre er ihm gefolgt, denn er wußte eine Freundin in Herrenhausen; eine Freundin, welche, ohne daß er selbst es sich bislang eingestanden, ihn mehr noch als die Anerbietungen des Kurfürsten in die Heimat zurückgelockt hatte.

Amalie von Elz, welche er als zehnjähriges Kind verlassen, war jetzt das Hoffräulein der Kurfürstin Sophie.

Stets hatte er einen schönen Gruß von Malchen bekommen, wenn er mit seinem Vormunde Briefe wechselte; so war das Andenken an die Schwester, an das treuherzige, frische Kind, ihm stets lebendig geblieben. Ja das Vertrauen, welches er auf ihre warme Anhänglichkeit, die Reinheit ihres Wesens und die Vortrefflichkeit ihres Herzens setzte, söhnte sein verbittertes Gemüt, das die Erfahrungen früher Jahre schwer überwinden konnte, allmählich wieder mit den Menschen, namentlich aber mit dem weiblichen Charakter, aus.

Oft dachte er daran, wie Amalie sich wohl entwickelt habe, wie sie ihm entgegentreten werde, ob er sie als Schwester behandeln und du nennen dürfe? Ihre zutrauliche Güte und Zärtlichkeit während seiner Krankheit war ein liebes Spiel seiner Phantasie geworden, und je länger er sich im Tumult des kriegerischen Lebens aufhielt, je sehnsüchtiger konnte er in einsamen Stunden an das behagliche Haus des Hofrats, an die sanfte Susanne und das lustige Malchen denken.

Infolge seiner Erfahrung mit der schönen Anna war ihm jedes leichtfertige Mädchen, ja, nur der leiseste Zug von moderner Frivolität im Wesen einer Frau, höchst zuwider; dergleichen von Amalie zu denken, schien ihm unerträglich!

Er wußte, daß sein väterlicher Freund, Elz, noch in Celle lebe und den dortigen Regierungsgeschäften vorstehe; nun wagte er es nicht, besonders da eben der Kurfürst hinausgefahren war, allein und ohne Amalie eigentlich zu kennen, die Gefährtin seiner Jugend aufzusuchen. Er mußte sich also bis zum Abend gedulden, setzte aber mit Gewißheit voraus, dann im Gefolge der Kurfürstin Mutter das junge Mädchen zu sehen.

Der Abend kam. Das kurfürstliche Schloß strahlte im Glanz der Lichter. Hof und Vorhalle waren durch hohe Flammenbecken siedenden Pechs beleuchtet, Karossen, Sänften, Fackelträger, Lakaien und Pagen eilten vor dem Portal hin und her.

Hans von Grote fand sich frühzeitig ein, getrieben von einer Ungeduld, über welche er sich selbst keine Rechenschaft gab.

Als er das Schloß betrat, sah er die Kurfürstin Mutter von Herrenhausen ankommen; zögernd stand er in der Vorhalle. Er sah, wie die noch immer stolze Gestalt der greisen Sophie, gestützt auf den Arm ihres Kammerherrn, den Wagen verließ und in einen Salon des Erdgeschoßes geführt wurde, begleitet von einer ältlichen Dame und einem brünetten Hoffräulein — das konnte Amalie nicht sein! Er achtete nicht des weiteren Gefolges, sondern eilte die breiten, teppichbelegten, mit Blumen und Kandelabern geschmückten Treppen hinan, enttäuscht für diesen Abend, um gegen den Fürsten seine Pflicht zu erfüllen.

Indem er den ersten glänzenden Empfangssaal betrat, kam ihm derselbe Kammerherr entgegen, welchem er am Morgen seinen Brief gegeben, und bat, ihm zum Kurfürsten zu folgen.

Im zweiten Saale fanden sie Georg von Hannover, von seinem Hofstaat, dem Kurprinzen und vielen Offizieren des Heeres umgeben; die befohlenen Gäste hatten sich im vorderen Saal noch nicht vollzählig versammelt.

Der Kurfürst von mittlerer Größe, aufrechter Haltung, blauen Augen und blondem Haar, über welchem jedoch heute eine langwallende Lockenperücke lag, war prächtig gekleidet. Er trug einen goldgestickten Leibrock von rotem Sammet, eine weiße, langschößige Damastweste, weiße Beinkleider, Strümpfe und Schuhe mit Rosetten von Brillanten; seinen Degen zierten die herrlichsten Steine, ebenso funkelte auf seiner Brust ein glänzender Stern, halb verhüllt von den breiten Mechelner Spitzenjabots.

Hans von Grote fand einen gnädigen Empfang; sein Feldherr hatte ihn warm empfohlen und der Kurfürst zeigte sich erfreut, daß ein Kind seines Landes, welches sich im Heer des Kaisers ausgezeichnet hatte, in seine Dienste zurückkehrte. Er sprach eingehend mit dem jungen Obersten über den großen Eugen, die Verhältnisse des Heeres, den letzten Feldzug in Frankreich und die Aussichten des nächsten Sommers. Die Anmeldung der Kurfürstin Mutter unterbrach ihre Unterhaltung.

Georg ging der edlen Frau artig entgegen. Die anwesenden Herren traten zu beiden Seiten auseinander und der

Kurfürst führte seine Mutter durch die Säle in ihre Gemächer, um später bei der Ankunft des kaiserlichen Botschafters und der feierlichen Empfangszeremonie mit ihr wieder zu erscheinen.

Hans von Grote sah das Gefolge der Fürstin dicht an sich vorüberkommen; er vermißte wieder auf das schmerzlichste die ersehnte Erscheinung, und zerstreut folgte er dem weiteren Verlauf des Festes.

Mittlerweile hatten sich die Säle mit einer glänzenden Menge gefüllt. Bauschende Kleider von Sammet und Seide, Diamanten, Spitzen, Blumen, strahlende Augen, zärtliches Flüstern, der Kammerherren ordnende Stimmen, Lichterglanz und die ersten Klänge der rauschenden Festmusik; alles dies umgab ihn, bei einer erstickenden Wärme, wie ein unheimliches Chaos.

Er zog sich in die Nische eines tiefen Fensters zurück und sah von hier den Zug der österreichischen Gesandtschaft ankommen.

Ein freundlicher alter Herr, welcher neben ihn in die Fensternische getreten war, belehrte ihn, daß der vorausgehende schöne Mann der Gesandte, Graf Nadavy, sei. Derselbe trug das vollständig ausgefertigte Diplom, mit vielen Siegeln versehen, welches er dem Kurfürsten zu überreichen kam, auf einem seidenen Kissen. Neben ihm, einen Schritt zurück, ging seine Gemahlin, mehrere Kavaliere folgten.

Die Gräfin Nadavy lenkte im hohen Grade das Interesse der Versammlung auf sich; sie war eine auffallend schöne Frau, etwa sechs- bis siebenundzwanzig Jahre alt, nicht groß, aber ebenso zart wie üppig gewachsen, mit einem lieblichen, frischen Gesichte und großen schwarzen Augen. Ihr glänzender Anzug erregte die Aufmerksamkeit sämtlicher Damen. Eine solche Fülle von Goldstickerei und Brillanten, wie an ihrer rosenfarbenen Sammetschleppe verschwendet war, hatte man nie gesehen. Ein Page, ganz in Weiß und Gold gekleidet, trug jene Schleppe sichtlich mit großer Mühe; er war ein bleiches, schwaches Kind, seine Augen irreten ängstlich und geblendet durch die große Versammlung, vielleicht mochte auch die Hitze ihn überwältigen; kurz, er hatte noch keine zehn Schritte in das Zimmer hineingethan, als plötzlich die schwere Schleppe seiner Hand entsank und er taumelnd und ohnmächtig zu Boden fiel.

Eine teilnahmsvolle Bewegung entstand, der Knabe wurde aufgehoben und hinausgetragen.

Im angrenzenden Saale hatte bereits der Kurfürst mit seiner Mutter unter einem erhöhten Thronhimmel Platz genommen; Graf Nadavy winkte seiner Gemahlin ungeduldig ihm zu folgen, die Gräfin versuchte es, aber die gar zu lange Schleppe machte ihr das Gehen lästig; unruhig sah sie sich nach einem Pagen um, aber es war keiner zur Hand.

In diesem Augenblicke begegneten ihre Blicke denen des jungen Grote, welcher aus seiner Nische hervorgetreten war und sie fest anstarrte.

Jetzt trat er einen Schritt vor und sagte, die Schleppe erfassend, mit lauter Stimme und höhnischer Betonung:

„Erlaubt, schöne Anna, daß Euer früherer Page wieder in seine Rechte tritt, und gewährt ihm jetzt, was Eure holden Augen damals versprachen!“

Die Gräfin war bleich geworden.

„Hans!“ flüsterte sie mit bebenden Lippen.

Graf Nadavy, welchen der Aufenthalt verdroß, wandte sich mit zornigem Ausdruck zu dem jungen Offizier, der es gewagt hatte, seine Gemahlin so dreist anzureden.

„Herr!“ rief er, aber das Wort erstarb auf seiner Lippe und erschrocken sah er den jungen Mann an.

„Um Gotteswillen,“ flüsterte jetzt die Gräfin, „machen Sie kein Aufsehen, Hans; aus Freundschaft, aus Mitleid!“

In diesem Augenblick eilten zwei vom Hofmarschall herangewinkte kurfürstliche Pagen zur Schleppe der Gräfin, der Offizier verbeugte sich vor der schönen Frau und sagte:

„Morgen, Frau Gräfin, werde ich mir den Dank für meine Pagendienste in Ihrem Hotel holen.“

Mit diesen Worten trat er zur Seite, und der Zug der Gesandtschaft konnte zur Zeremonie vor den Kurfürsten schreiten.

Hans blieb in tiefe Gedanken verloren zurück; verdrossen lehnte er sich an das Fenster. Das Getreibe der bunten Menge reizte ihn nicht; wie ganz anders hatte er sich diesen Abend gedacht!

Dann und wann sah er die schöne Gesandtin in dem glänzenden Gedränge; alte Wunden rissen auf, unglaublich erschien ihm dies Wiedersehen. Grübelnd und voll bitteren Unmuts verließ er das Fest.

Am andern Morgen, gegen elf Uhr, ließ sich der Oberst, Baron Hans von Grote, bei der österreichischen Gesandtin, Gräfin Nadavy, melden.

Die junge Frau empfing ihn in einem einfachen Morgen-

anzuge in ihrem Kabinett. Sie trat ihm mit herzlicher Freundlichkeit entgegen, bat ihn, ihr — wenn es möglich sei — einiges Vertrauen zu schenken und sich neben sie zu setzen.

Ein bitterer, trauriger Ausdruck flog über das schöne, offne Gesicht des jungen Soldaten.

„Mein Vertrauen für alle Menschen, Gräfin," sagte er, „hat in meiner Jugend einen fürchterlichen Stoß bekommen, so sehr, daß ich noch heute im stande bin, schlimme Dinge zu argwöhnen. Ich könnte zum Beispiel Sie und Ihren Gemahl gefährlicher Abenteuer bezichtigen."

Eine dunkle Röte hatte das Gesicht der Gräfin überzogen, Thränen füllten das sonst so heitere Auge, flehend blickte sie zu ihm auf; er achtete dessen nicht und fuhr fort:

„Man hat einst meine jugendliche Unerfahrenheit arg gemißbraucht; man hat mich als Pagen geworben für die Geliebte eines Räubers, ich schenkte einer Unwürdigen meine glühendste Verehrung, und sah wie mein Freund, der gleichfalls ein Gauner war, das Weib, welches ich wie eine Heilige anbetete, im Nachtkleide entführte. Solche Erfahrungen, Gräfin, machen scheu und zerstören das Vertrauen; besonders aber, wenn man daneben noch die Ueberzeugung hat, daß die Heilige wirklich mit dem Pagen liebäugelte, daß sie die Künste einer Buhlerin anwandte, um ein kindlich argloses Herz zu bestricken!"

„Halten Sie ein, Hans!" rief jetzt Anna Nadavy, ihr Gesicht aus den Händen erhebend, „wir haben großes Unrecht gegen Sie begangen, wir haben Ihnen viel abzubitten, aber so schlimm wie Sie von mir zu denken scheinen, bin ich nie gewesen! Mosel, in dessen Gewalt ich willenlos geraten war, hatte mir den Auftrag gegeben, Sie bei der Gesellschaft zu halten, für die Bande anzuwerben; mein Leichtsinn vergnügte sich mit Ihnen, ich empfand Wohlwollen und Freundschaft für Sie, aber auf eine Liebesintrige war es nie abgesehen!"

„Nein, nein, werfen Sie keine Steine auf mich, schweigen Sie und lassen Sie mich ausreden! Wissen denn Sie, der Sie von edlen, sorgsamen Eltern und Freunden erzogen sind, von einem geordneten, braven Familienkreise umgeben aufwuchsen, wissen Sie die Gefahren, die Verlockungen zu beurteilen, welchen ein Kind ausgesetzt ist, ja die aus seinem eignen Inneren keimen, das von alle dem Genannten stets ein gerades Gegenteil empfing? Kann ein solches Geschöpf auf

der Bahn strenger Sitte bleiben? Ich sage Ihnen, daß es kaum denkbar ist, und daß alle die schönen Mädchen, welche stolz auf ihre Tugend, mit dem Brautkranz vor den Altar treten, nicht der eignen Sittsamkeit, sondern vielen glücklichen Umständen für ihre Unschuld danken sollten!"

„Und was hat Sie in den Besitz dieses schrecklichen Nickel List gebracht?" fragte Hans etwas weniger herbe.

„Ich will Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen," entgegnete die junge Frau mit sinnendem Ausdruck in ihren schönen Augen. „Auch Moritz, mein Gemahl, hat mich beauftragt, Ihnen von seinen Schicksalen zu berichten, hören Sie mich an und dann urteilen Sie:

„Mein Vater, ein alter Soldat aus den Türkenkriegen, bei der Einnahme von Ofen verwundet, im Feldlager aufgewachsen, übertrug die Gewohnheiten und Sitten jener rohen Umgebung auch auf das Haus. Lassen Sie mich schweigen über seine Persönlichkeit! Er hielt in Hamburg eine Wirtschaft, die aber einer schlimmen Gesellschaft von Menschen geöffnet war. Meine sanfte Mutter starb früh und ich wuchs mir gänzlich selbst überlassen auf.

„Als ich fünfzehn Jahre alt war, aber schon mehr von dem Leben und seinen Nachtseiten gehört und gesehen hatte als manche Matrone, geriet mein Vater in große Verlegenheit wegen einer bedeutenden Geldforderung; um dieselbe zu tilgen, vermutlich infolge eines Handels, überließ er mich dem Nickel. Die Thatsache wurde mir einfach angekündigt und ich reiste mit meinem Herrn nach Sachsen. Nach und nach machte er mich mit seinem abscheulichen Handwerke bekannt; aber ich hatte von Jugend auf zu wenig die Grenzen der Ehrlichkeit beachtet, hatte schon bei meinem Vater zu viel von falschem Spiel und den Annehmlichkeiten kleiner Uebergriffe gehört — wie oft machte man in meiner Gegenwart die strenge Rechtlichkeit lächerlich! daß mir die genaue Unterscheidung von gut und böse verloren gegangen war. Nickels Macht und Grausamkeit imponierten mir, seine Drohungen schüchterten mich ein, das Reisen und das Wohlleben an seiner Seite sagten meinen leichtsinnigen, kindischen Neigungen zu; so war es ihm ein leichtes, mich nach seinem Willen zu lenken.

„Da trafen wir — wieder in Hamburg verweilend, mit Moritz zusammen. Lassen Sie mich hier einen Bericht über seine Vergangenheit einschalten. Er ist der einzige Sohn des Franz Nadavy, Grafen von Forgacz, und der Helene, Gräfin

Frangipani, der Schwester des Grafen Christoph Frangipani. Bekannt wird Ihnen sein, daß in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der ungarische Adel sich zur Verteidigung seiner Privilegien gegen den Kaiser erhob, und daß Franz Nadavy mit seinem Schwager, Christoph Frangipani, an der Spitze der Ungarn stand. Der Kaiser Leopold siegte und die Thaten Caraffas, des Werkzeuges der Jesuiten, sind hinreichend bekannt. Franz Nadavy wurde im Rathaushofe zu Wien und Frangipani in Wiener-Neustadt 1671 hingerichtet, ihre Familien des Adels und der Güter beraubt. Helene Nadavy floh mit ihrem einjährigen Sohn Moritz nach Rom zu ihrer Familie, wo Moritz seine Jugend verlebte. Da Kaiser Leopold kein Vergeben und keine Gnade kannte, und die Acht, welche über die kompromittierten Familien ausgesprochen war, bestehen blieb, ging Moritz, kaum achtzehn Jahre alt, zu den ungarischen Mißvergnügten und fand in Tökölys Heer eine freudige Aufnahme. Er machte den Siegesflug Tökölys mit, und er war es, der hauptsächlich zum Siege bei Teresz beitrug. Als aber der Prinz von Baden den Großvezier im Jahre 1691 bei Salankemenen schlug, wurde auch dem Streben Tökölys ein Ende gesetzt, er trat von der Bühne der Geschichte ab und zog sich nach Konstantinopel zurück. Allein Moritz, gewöhnt an das Feldleben und voll Thatendurst, war damit noch nicht zufrieden, und da ihm der Kaiserstaat verschlossen blieb, suchte er auswärts, was er in der Heimat nicht finden konnte. Nachdem er sich mehrere Jahre in Frankreich und den Generalstaaten umhergetrieben hatte, wollte er Anfangs des Jahres 1698 in dänische Dienste treten, da der König Friedrich VI. damals, gleich nach dem Tode Karls XI. von Schweden, schon anfing sich zu rüsten.

„So kam er nach Hamburg, lernte dort Mosel kennen und dieser führte ihn nach kurzer Zeit zu mir — da ich den Auftrag empfing, den ritterlichen Ungar an uns zu fesseln, da Mosel sich von der Gemeinschaft mit ihm bedeutende Vorteile versprach.

„Als er in den Banden der Liebe lag, wurde ihm nach und nach klar, in welcher Gesellschaft er sich befand; allein die Gewalt der Leidenschaft war stärker als sein moralisches Selbst, sein männlicher Wille, sein Ehrgefühl; er vermochte es nicht, sich von mir loszureißen! Da jetzt auch zum erstenmal die helle Glut der Liebe in mir aufloderte, kettete ich ihn enger und enger an mich. Diese Liebe brachte mich zum Nach-

denken über mein Leben, über mein Elend! In mir erwachte die Sehnsucht nach etwas Besserem, und Moritz war mir die Verkörperung eines edleren Elements.

„So standen die Sachen, als wir miteinander im Fuchsbau lebten. Mosels Eifersucht bewachte mich streng; auch Moritz fühlte sich täglich unheimlicher in dem niedrigen Kreise; er hatte lange an eine Flucht mit mir gedacht, ein Pferd und männliche Kleidung für mich in ein nahgelegenes Gehöft geschafft und dann bei dem Ueberfall des Militärs rasch den Plan ausgeführt. Wir eilten nach Bremen, schifften uns nach England ein, gingen von da nach Frankreich, wo Moritz einflußreiche Beziehungen hatte, und kehrten dann, da eine allgemeine Amnestie für die bei den ungarischen Aufständen Beteiligten erlassen worden, in die Heimat meines Gatten zurück. Moritz stellte sich dem Kaiser vor, leistete ihm den Eid der Treue und empfing die reichen Güter seiner Familie. Wir blieben in Wien; ein persönliches Wohlwollen, ja eine Freundschaft verband Moritz mit dem Erzherzoge Joseph, der vor zwei Jahren, nach dem Tode des Kaisers Leopold, als Joseph I. den Thron bestiegen hat; mein Gemahl ist sein treuester, unbedingtester Anhänger und Diener.

„Was die Gesandtschaft hierher anbetrifft, so lag es dem Kaiser daran, dieselbe in geschickten, ihm treu ergebenen Händen zu wissen; Moritz hat nicht allein die gestrige Förmlichkeit hier zu erledigen, sondern vor allen Dingen die Gegendienste des Kurfürsten zu überwachen, die Rüstungen anzutreiben und überall das Interesse des Kaisers zu vertreten. Nadavy wird hier lange verweilen, deshalb folgte ich ihm mit unsern Kindern, obgleich ich mit schwerem Herzen in die Gegend meiner trüben und befleckten Jugend zurückkehrte. Mein Gemahl hat mich übrigens bezüglich der Sicherheit unserer Lage beruhigt. Alle die, welche uns näher kannten, liegen in Celle am Fuße des Galgens; auf eine Aehnlichkeit hin wird niemand es wagen, den Gesandten des Kaisers anzuklagen. Auch an Sie, Hans, haben wir gedacht, aber nicht allein Ihrem Edelmut, sondern auch Ihrer Gerechtigkeitsliebe zugetraut, daß Sie Thorheiten und Verirrungen, die einer längst vergangenen Jugendzeit angehören, aus der wir — deß seien Sie versichert! — uns geläutert erhoben haben, verzeihen und vergessen können.“

Besiegt und gerührt küßte der junge Mann die ihm dargebotene Hand der schönen Frau.

„Anna!“ sagte er weich, „teure Anna! Welch eine Freude für mich, Sie so wiederzufinden; nun aber lassen Sie mich auch meinen alten Freund Moritz umarmen!“

Die Gräfin stand auf und kam nach kurzer Zeit mit ihrem Gemahl, einem kleinen schwarzaugigen Kinde auf dem Arm und einem Paar stämmiger Knaben neben sich, zu dem Harrenden zurück.

Graf Moritz Radavy umarmte Hans mit brüderlicher Herzlichkeit; er versicherte ihn seines Glücks und wünschte dem Obersten eine gleiche befriedigende Häuslichkeit. Ein Wunsch, bei dem die Wallung der Hoffnung das männlich schöne Gesicht des jungen Soldaten verklärte.

Nach einigen Stunden heiteren Geplauders empfahl er sich völlig versöhnt den wiedergewonnenen Freunden.

Hans von Grote war durch den Besuch im Hause des Grafen weich gestimmt und gleichsam in die Vergangenheit zurückgeführt. In dieser Gemütslage überwältigte ihn die Sehnsucht nach Amalie, und unverzüglich machte er sich auf den Weg nach Herrenhausen.

Das kurfürstliche Sommerschloß Herrenhausen, kaum eine Stunde von Hannover gelegen, vor etwa zehn Jahren neu erbaut, war von einem herrlichen Park umgeben, welchen der berühmte Le Notre, der Schöpfer Versailles, im holländisch französischen Stil angelegt hatte. Breite Gänge zogen sich zwischen hohen grünen Hecken hin; in den also abgegrenzten Feldern gab es grüne Sommergemächer, Labyrinthe, Lauben und mit Statuen gezierte Blumenpartien.

In einer der breiten Alleen des Parks, welche von den Treibhäusern zu einer schönen, mit hohen Vasen gezierten offnen Laube führte, ging eine kleine, lebhaft plaudernde Gesellschaft.

Voran schritt die greise Kurfürstin Sophie, sich vertraulich auf den Arm ihres Begleiters stützend; dieser, ein Mann von mittlerer Größe mit etwas gekrümmten Beinen, einem länglichen matt gefärbten Gesichte, lebhaften Augen und einer langen, schwarzen Perücke — es war der alte Freund der Fürstin, der berühmte geheime Justizrat Leibniz — sprach von den neuen Verschönerungen im Park, namentlich von den anzulegenden Wasserkünsten, für welche Angelegenheit Leibniz eine große Teilnahme zeigte. Er, dessen Devise war: „Je ne méprise presque rien!“ gab den Ratgeber bei jeder fraglichen oder schwierigen Sache. Auch heute entwickelte er mit klarem

Verständnis die Wasseranlage, den nötigen Druck, die Richtung der Röhren und dann die geeignetsten Punkte für Fontänen und Kaskaden.

Hinter den beiden Voranschreitenden folgte ein alter würdiger Kammerherr Sophiens mit einem schönen jungen Hoffräulein — Amalie von Elz —, welche einen gefüllten Blumenkorb trug.

Wie reizend hat sich das Kind entwickelt! Ihre Gestalt ist schlank und biegsam, das goldblonde Haar leicht gelockt, das Auge groß geöffnet, heiter und freimütig umherschauend, die Züge weich und kindlich anmutig wie früher, die Haut frisch und rosig gefärbt.

Die junge Dame erkundigt sich bei ihrem Begleiter nach dem gestrigen Feste, welches sie nicht besuchen konnte, da sie eben die Nachricht von dem Tode ihrer Tante, der Frau Senatorin Sophie von Töbing, in Lüneburg, erhalten hatte.

„War es sehr schön, Herr von Braun?“ fragte Amalie gespannt.

Eine lange Aufzählung der Freuden des Abends folgte jetzt. Er sprach sogar von den Toiletten, von der kostbaren Schleppe der Gesandtin, welche so schwer gewesen sei, daß ihr Page sie nicht habe tragen können; und fügte die kleine Anekdote von dem fremden Offizier hinzu, welcher den Pagendienst bei der schönen Frau versehen wollte.

„Und wer war dies?“ fragte Amalie neugierig.

„Ein Oberst der kaiserlichen Armee und doch unser Landsmann, ein schöner Kavalier, Baron Hans von Grote.“

„Hans!“ rief Amalie freudig überrascht.

Jetzt war man bei der Laube angekommen und die Unterhaltung wurde unterbrochen.

Ein Lakai brachte Vasen und Schalen, in welche die Blumen aus Amaliens Korb verteilt werden sollten. Die Gesellschaft nahm Platz, nur Amalie stand an dem Steintische in der Mitte und ordnete die Blumen.

Die Kurfürstin sprach dem jungen Mädchen ihr Bedauern aus, daß sie ihre Begleitung gestern entbehrt habe; sie erhob sich, wählte eine volle, frische Rose aus dem Korbe und steckte sie in das lockige Haar ihres Lieblings, hinzufügend: daß ihr weißes Kleid auch gar zu schmucklos sei.

Amalie küßte dankbar die Hand der gütigen Herrin.

Nachdem die Fürstin sich noch eine Weile ausgeruht hatte, schlug sie vor, den Spaziergang fortzusetzen, um, im Hinblick

auf das Schloß, einen völlig geeigneten Punkt für die Anlage der größten Fontäne aufzusuchen.

Amalie bat, hier bleiben, die Blumenvasen füllen und dann in das Schloß zurückkehren zu dürfen, da sie heute ihren Vater aus Celle erwarte.

Die Kurfürstin gestattete es freundlich und brach dann mit der übrigen Begleitung auf, das Fräulein allein zurücklassend.

Amalie beschäftigte sich eifrig mit ihren Blumen, während die Gesellschaft sich entfernte; bald legte sie diesen, bald jenen Zweig in die vor ihr stehende Schale, aber sie war zerstreut, die Hände schienen ihr den Dienst zu versagen, und ihre Gedanken schweiften von den Blumen — wie wunderbar! — zu ihrem Jugendfreunde Hans hinüber.

Sie setzte sich auf die Bank und flüsterte vor sich hin: „Ritterlich und hilfsbereit war er immer; — aber wie er jetzt wohl aussieht? — Ob er meiner noch gedenkt? — Ob er schön, groß und stark geworden ist? Dem Kammerherrn scheint er gefallen zu haben! — Ob er wohl einen tüchtigen Bart hat? — O und ob er mich wohl noch so fest in den Arm nehmen, und mich sein Malchen, sein liebes Malchen nennen wird wie sonst?“

Heißes Erröten flog über ihr hübsches Gesicht, als sie bei diesem Gedanken angelangt war; so saß sie, träumte und spielte mit ein paar Blumen auf ihrem Schoß.

Plötzlich nahende Schritte, sie blickte auf, ein stattlicher Mann stand vor ihr.

Diese Augen, diese Züge sollte sie kennen! Rasch erhob sie sich von der Steinbank, zauderte, sah ihn wieder an, und streckte ihm dann die Hände entgegen.

„Hans,“ flüsterte sie, „bist du — sind Sie es wirklich?“

Ein unendliches Glück erfüllte die Brust des jungen Offiziers; ja sie war es, das waren die wohlbekannten treuen Kinderaugen seines Malchens!

„Fräulein von Elz“ — stotterte er, „Amalie! — Süßes, herzliebes Malchen; ja du bist es!“

Indem er den Fürstenpark um sich her vergaß, umfaßte er sie innig, und heiße Küsse erneuerten den alten Freundschaftsbund.

„O Amalie!“ rief er, glückselig, sie so über alle Erwartung liebreizend wiederzufinden, „Malchen, Herzenskind, wie habe ich mich nach dir gesehnt! Jetzt soll, jetzt darf uns nichts

mehr trennen! Die treuen Kindheitsgefährten gehören zu einander. Mein mußt du werden, Malchen, mein für dieses Leben! Hoffe ich nicht zu viel, bist du mir noch gut wie ehedem? Soll diese kleine Hand mir gehören?"

„Wie kannst du zweifeln und fragen, Hans?" stammelte sie. „Sagte dir mein Empfang nicht genug? Stets war, stets bin ich dein! Und heute kommt mein Vater, der mit Freuden unsern Bund segnen wird."

Nr. 21. **Ludwig Anzengruber, Feldrain und Waldweg.** Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner.

Eine Sammlung vorzüglicher Dorfgeschichten, die sich dem Besten anreihen, was der bekannte österreichische Volksdichter verfaßt hat.

" 22. **Wilhelm Hauff, Lichtenstein.** Mit einer Einleitung von J. Klaiber.

Von dem besten deutschen Erzähler im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die mit Recht beliebteste Erzählung, die auf einem prächtig gezeichneten historischen Hintergrund eine poetisch anmutende Herzensgeschichte abspielen läßt.

" 23. **Grazia Pierantoni Mancini, Lydia.** Deutsch von Helene Lobedan. Mit einer Einleitung von Fanny Lewald.

Vortreffliches Bild aus dem Leben der italienischen Gesellschaft. Die Verf., eine gern gelesene ital. Novellistin wird hier zum erstenmal einem größeren Publikum in Deutschland vorgeführt.

" 24. **Dr. Wilhelm Wurm, Das Wasser.**

Der wohlunterrichtete Verfasser schildert in diesem Band das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen. Er zeigt die Stellung desselben in der allgemeinen Natur und im menschlichen Organismus und charakterisiert seine Bedeutung als diätetisches Mittel für den gesunden Menschen, wie als Heilmittel. Der innere Wert und die geschmackvolle Darstellung machen Wurms Buch gleich lesenswert.

" 25. **J. J. Engel, Herr Lorenz Stark.** Mit einer Einl. von Jos. Kürschner.

Einer der vortrefflichsten Familienromane aus der deutschen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, tief angelegt, kunstvoll durchgeführt, musterhaft in der Behandlung der Sprache. Diese Erzählung ist nicht nur als solche, sondern auch als ein treuer Spiegel einer vergangenen Zeit und deren Stimmungen, wie als litterarische Erscheinung einer bedeutsamen Epoche, von nicht gewöhnlicher Wichtigkeit.

" 26. **Briefwechsel zw. Schiller u. Goethe.** Mit einem Namen- u. Sachregister. Bd. 2

" 27. **Maximilian Schmid, Die Miesenbacher.** M. e. Einl. v. Jos. Kürschner

Eine bayrische Dorfgeschichte von packender Kraft, ebenso gelungen in der Durchführung der Handlung, wie in der Schilderung des großartigen landschaftlichen Hintergrundes, auf dem jene sich abspielt.

" 28. **Hans Christian Andersen, Der Improvisator.** Roman. Deutsch von E. Lobedanz. Mit einer Einleitung von demselben.

Der sinnige Kinderfreund, der liebenswürdige Märchenerzähler Andersen bietet in dem „Improvisator" den Erwachsenen unter seinen Verehrern ein vollendetes Kunstwerk, das meisterhaft erzählt, ungemein ansprechend wirkt.

" 29. **Edgar Allen Poe, Amerikanische Geschichten.** Deutsch von Mürenberg. Mit einer Einleitung von Ferd. Groß.

Sammlung einer Reihe besonders ausgezeichneter Arbeiten des amerikanischen Dichters, der vorzüglich zu erzählen, spannend seine Stoffe zu entwickeln weiß und über eine ganz außergewöhnliche Phantasie verfügt.

" 30. **Alarcon, Manuel Venegas.** Deutsch von F. Eyssenhardt. Mit einer Einleitung von demselben.

Dieser Roman des gefeierten spanischen Dichters gewährt nicht allein eine gediegene Unterhaltung, sondern fesselt zugleich durch Schilderung der spanischen Verhältnisse, wie sie trefflicher selten gegeben worden ist.

" 31. **Oskar Wächter, Vehmgerichte und Hexenprozesse.**

Lebendige historische Schilderung der geheimnisvollen Institution der Vehmgerichte und des grauenhaften Unwesens der Hexenprozesse; gleich instruktiv wie unterhaltend.

" 32/33. **Edward Lytton Bulwer, Eugen Aram.** Deutsch von Friedrich Notter. Mit einer Einleitung von L. Pröschold. 2 Bände.

Eine der bedeutendsten Leistungen des englischen Dichters, der sie selbst von den Erzeugnissen seiner reifsten Schaffensperiode nicht übertroffen erachtete. Der tragische Stoff ist in der packendsten und fesselndsten Weise auch wirklich tragisch verwertet.

" 34. **Esaias Tegnér, Frithjofssage.** Deutsch von E. Lobedanz. Mit einer Einleitung von demselben.

Diese berühmteste Dichtung des schwedischen Dichters und eine der besten modernen Poesien überhaupt, hat in Lobedanz einen Uebersetzer gefunden, der dem Original durchaus gerecht zu werden verstand.

" 35. **Balduin Möllhausen, Der Leuchtturm am Michigan.** Mit einer Einleitung von Th. Fontane.

Spannende Erzählungen aus dem amerikanischen Leben, voll farbenreicher Schilderungen und wertvollem Gehalt.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Decken, Auguste <<von der>>,

Lüneburger Geschichten

[1883]